Sizilien und Neapel

von

Franz Löher.

Zwei Theile.

Zweiter Theil: Neapel.

München, 1864.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
(A. Rohsold.)

Inhalt des zweiten Theils.

		Seite
XXIV.	Neapel	301
XXV.	Neapel und die Provinzen	323
XXVI.	Das süditalienische Reich	336
XXVII.	Die Anjous	349
XXVIII.	König Alfons	362
XXIX.	Vizekönig Toledo	375
XXX.	Tanuccis Zeit und die letzte	389
XXXI.	Vesuv und Pompeji	405
XXXII.	Sorrent	418
XXXIII.	Amalfi	426
XXXIV.	Pästum und Salerno	439
XXXV.	Volksnatur im Süden	449
XXXVI.	Bürgerliche Thätigkeit	465
XXXVII.	Bildung und Sitte	477
XXXVIII.	Capri	489
XXXIX.	Golffahrt	498
XL.	Gaeta	516
XLI.	Monte Cassino	531

XXIV.

Neapel.

Keiner schöneren Fahrt erinnere ich mich, als von Messina nach Neapel. Es war himmlisches Wetter, die Luft voll stillen Glanzes und erfrischt durch den Athem des Meeres, — das Dampfschiff, der französische „Pausilippo", ein Levantefahrer, groß weit und ohne Lärm, dabei höchst geschmackvoll ausgestattet, — die Gesellschaft voll Ruhe und Weltbildung, und belebt durch schöne Damen Orientalen und prächtige Mönchsgestalten. Wir verließen Messina, als in der Abendruhe eines schönen Frühlingstags die große edle Landschaft unendlich feierlich erschien. Gleich prangendem Hochgebirg zogen die Gestade an uns vorüber. Der Kellner mußte wiederholt schellen, ehe sich die Sitze an seiner Tafel füllten: die Deutschen aber eilten noch zwischen den Gängen wieder auf's Verdeck. Als wir aus der Meerenge heraus, schoben sich beide Küsten so in einander, daß nur ein gelernter Seemann die richtige Einfahrt fände. Noch sahen wir des Aetna erhabenes

Haupt an der Himmelswölbung, da tauchten schon die liparischen Inseln auf, eine Reihe prächtiger blauer Kegel, umflossen von leichtem Nebeldunst. Stromboli ist der schönste und riesigste Zuckerhut, der irgendwo in den Meeren steht, von der Spitze ist ein Stück abgeschlagen.

Es wurde dunkel, als wir in seine Nähe kamen, und seine Rauchfahne erhielt feurigen Glanz. Himmel und Erde waren jetzt von Frieden und seliger Ruhe erfüllt. Die Inseln ragten in tiefem Blau gleich seltsamen Wesen über der nächtlichen Fluth, und unser Schiff zog stille seines Wegs vorüber. Nur leises Murmeln spielte über's Verdeck, und vom Bug des Schiffes das einförmige rastlose Wogengeplätscher. Die Nacht schien durchhaucht von uralten Märchen des Orients. Ich mußte an Platens Abbassiden denken, die auch in so weicher Luft an stillen unbekannten Gestaden vorüberschifften, während die ewigen Himmelslichter aus der dunkeln Tiefe wiederblitzten.

Früh am Morgen kam schon die phantastische Felsenburg Capri in Sicht, rechts zogen sich Hochgestade, die steil in's Meer abstürzten, hinein zur weiten Bucht von Salerno, Hügel und Gestein vom Glanz der Morgensonne lachend durchleuchtet. Hoch darüber zackten sich die Gipfel des Montangelo, die Horste der Briganten vor Neapels Thoren. Wer vom Ozean hereinschifft, dem muß das Mittelmeer vorkommen, wie ein großer prächtiger Landsee. Abends wenn man die Kajütenthür schließt, ragen noch die Umrisse von Felsgestaden hinein, und Morgens stehen gleich wieder andere da. Wir kamen dem Lande näher: nun erschienen dunkle Schluchten, der Vesuv trug uns sein Haupt aus Wolken entgegen. Als das Schiff aber zwischen Capri und die Glöckchenspitze (Punta Campanella) eintrat,

— alle Herrlichkeit der Welt lag da aufgethan, — der schimmernde Golf von Neapel, eingebettet zu seines Bergherrn Füßen, umsäumt von prangenden Städten und grünen Höhen, blau über blauleuchtender Fluth die hochzackigen Inseln. Nicht riesige Berggestade machen dieser Meeresbucht Herrlichkeit, es ist die lachende Lieblichkeit bei Pracht und Größe, es ist die wundervolle Linie des lichtweiten Golfspiegels, die sich leise aufschwingt zur hehren Majestät des Vesuvs.

Diese milde reine Schönheit, die leuchtende Größe des Golfs, seine lichte Ferne, und vor Allem sein Blitzen und Schimmern, das immer lieblich und lockend in's Herz lacht, mag ihn sanfte Rosengluth überziehen, mag er strahlen in voller Mittagsbläue, — das ist ein Zauber, der Keinen wieder los läßt. An andern Küsten behält das große Meer immer noch etwas Ernstes und Gewaltiges, und wenn es noch so prachtvoll blauet, — hier bei Neapel ist es wie lichter wonniger Widerschein des Himmels. Ich habe das täglich mehr empfunden; denn vom platten Halbdach meiner Wohnung auf Santa Lucia hatte ich das himmlische Schauspiel unaufhörlich vor Augen.

Da habe ich nun ein paar Wochen mich köstlich vergnügt. Es wäre ja Schade um die schönen Stunden, wenn man in Neapel es anders machte. Die glanzeshelle üppige Natur überwältigt hier alles Andere, überwältigt auch den eigensinnigen Geist des Menschen, will er noch lange denken und arbeiten. Sie steigert sein Lebensgefühl, reißt ihn aber auf raschen Wellen der Gegenwart zu Genuß und Freude. An keinem Orte der Welt kommt man so ganz von selbst in's heitere behagliche Schlendern Beschauen Müßiggehn hinein, und kommt nicht wieder hinaus.

Die Stunden wollen sich nicht füllen, und sind doch im Nu verflogen. Man hat tausend funkelnde Ideen im Kopfe, und keinen einzigen ganzen Gedanken. Woher denn diese erregte Lebenslust, dieses wonnige Behagen des Daseins? Die Stadt ist doch keineswegs so heiter und lockend, ihr Volk doch keineswegs schön und vorzüglich. Aber man ist ja schon königlich vergnügt, nur zu athmen diese köstliche Luft, nur hinein zu schauen in diesen wundervollen Himmels- und Meeresglanz. Die große herrliche Natur feiert in Neapel ein ewiges Fest, und in jede Ader unsers Wesens leuchtet sie erregend hinein mit festlicher Freude.

Es ist merkwürdig, wie Neapel die Menschen ändert. Unsere Landsleute findet man in Italien an jedem Winkel: sie treten unter den Fremdenmassen weder durch Reichthum hervor, noch durch schöne Haltung, aber man erkennt die deutschen Gesichter gleich heraus, sie tragen Schrift und Zeichen von Spürgeist, ernstem Urtheil, überlegenem Wissen. Der scharfe deutsche Winkel zwischen Nase und Stirnbein verleugnet sich an keinem Orte. Vollends unsere jüngeren Landsleute — steht nicht vor jedem Denkmal ein streitendes Häuflein, in welchem Alle ihre Ansicht so ernstlich verfechten, als hinge der Menschheit Wohl und Wehe daran? Sie setzen das aber nur bis Rom fort: in Neapel sieht man sie ruhig und mit gesättigten Blicken neben einander hergehen, — einige närrische Eiferer abgerechnet, die nur ein Auge haben für jeden häßlichen Zug im lachenden Antlitz Neapels.

In der That, hier war immer nur lose lachende Gegenwart. Die Völker und ihre Geschichte tanzten und flogen nur so hin über den Erdboden: kein mächtiger historischer Eindruck, kein historisches Denkmal wollte haften.

Das Mittelalter baute ein paar Kriegsburgen und Kirchen, die Neuzeit baute ein paar Kasernen und Gartenschlösser. Die beiden ausgezeichnet schönen Kunstwerke der Renaissance von den Majanos stehen — die Porta Capuana ganz am Ende der Stadt, — der Triumphbogen des Königs Alfons verdeckt im Castelnuovo. Auch Casanovas Reiterstatue Karl III. will nicht viel bedeuten, kaum der Rede werth ist Ferdinand I. Erzbild von Galli. Jene öffentlichen Kunst- und Bauwerke rührten aber bloß von Fürstengeschlechtern her, welche dies Paradies behaupten wollten. Nur ein unterschiedsloses Häusermeer, das weder Form noch Charakter hat, umlagern drohend und finster ihre Burgen, die einzigen Geschichtsdenkmale, welche in Neapel hervorragen. Im Uebrigen hohe Steingebäude und enge dunkle Gassen, dazwischen viele Treppen und Häuserbrücken, helle Farben und kleinliche Verzierungen, hin und wieder ein geschmackloses kleines Denkmal, – das ist Alles, was man sonst von Neapels Bauten sagen kann. Man kann aus ihnen keine Geschichte der Stadt studiren, weil keine Geschichte sich hier in ruhigen machtvollen Grundzügen einschrieb. Die Hunderttausende siedelten sich in Neapel nur an, wie man Landhäuser baut: mögen sie noch so stattlich und steinern sein, man sieht es ihnen an, sie wurden bloß errichtet, um in Wald und Garten zu leben.

So faßt auch das Volk von Neapel die Sache auf. Es betrachtet Golf und Ufer als seinen Wald und Garten, und findet sich darin überall so behaglich zu Hause, daß es kaum noch Rock und Hemde anbehält. Die Natürlichkeit des mannigfaltigsten Volkslebens hat für den Fremden unerschöpfliche Reize: es ist ihm beständig, als müsse er hier eine Art Naturgeheimniß belauschen. Das Leben dieses

Volkes ist leicht und launig, abhängig von Wind und Wetter, nur dann und wann durch ein bischen Arbeit unterbrochen. Ihr Italienisch haben sie sich so bequem flüssig und spaßhaft gemacht, alle Spitzen und Schärfen der Sprache so abgestumpft, wie es gerade für einen Haufen lustiger Kinder paßt. An keinem Orte, so viele ich deren jenseits und diesseits des Ozeans geschaut, gibt sich ein so harmloses Naturleben, es sei denn bei Indianern. Deren Dasein ist jedoch gar zu dumpf und eintönig, es scheidet sie tausendmal mehr, als den Lazzarone, der Aberglaube von der kindlichen Hingabe an die Natur. Auch ist der Wilde viel zu dumm, als daß er sich durch seinen Verstand über den Leiden des Naturlebens oben halten könnte. Der Lazzarone aber steht beständig auf der Lauer, wo etwas zu „buskiren", ein kleiner Erwerb zu erschnappen ist. Hat er dann seine paar Grani in der Tasche, ist sein Magen mit einer Handvoll Fische oder Maccaroni beruhigt, so starrt er liegend oder sitzend in die Lichtfülle von Himmel und Meer, und wünscht sich auf der Welt nichts weiter. Seine Ruhe ist ein vergnügliches Halbwachen, ein seliges Träumen. Denn wie er da liegt und mit den Augen blinzelnd in die tiefe glanzvolle Bläue starrt, schwimmt und fliegt ihm durch Hirn und Nerven allerlei wirres und funkelndes Zeug. Mit unsäglichem Behagen läßt er sich davon durchsonnen, bis zuletzt seine Sinne immer heller, seine Nerven immer lebendiger werden. Dann springt er auf, stürzt sich, vor Lust schreiend, in's Straßen- und Hafengewühl, und macht irgend eine Tollheit, daß seine wilden Geister Luft bekommen. Und weil da Tausende stehen und gehen, die ebenso wenig ein verständiges festes Wollen kennen, Alle aber von ebenso viel wirren und wilden Lebensgeistern be-

sessen sind, so entsteht ein Menschengewoge voll tosenden Lärms und Geschreies, voll unsinniger Possen und endlosen Gelächters.

Man fragt sich unwillkürlich, woher denn gerade in Neapel solch ein Volksgetümmel, solch ein heiß erregtes Durcheinander von Geschrei, heftigen Geberden, und lustig lärmender Handtirung? Die vulkanische Natur dafür, oder, wenn man einmal will, der halbafrikanische Menschenstoff fänden sich auch anderswo. Warum denn gerade am wunderschönen Golf von Neapel dies rastlose Sprudeln und Schäumen?

Ich glaube, die Ursache liegt eben in der landschaftlichen Umgebung. Der ungeheure Krystallspiegel des Golfs zieht unablässig unwiderstehlich das Volk an seinen Rand. Wo aber Volkshaufen stehen ohne Arbeit, da erregt und stößt und drängt Einer den Andern, das Gewühl schiebt sich hin und her, und die bewegliche Masse will jeden Augenblick Neues. Nun aber blitzt und blendet jener Spiegel unaufhörlich, seine Strahlen zittern und zucken nach allen Nerven, die Unruhe in den Menschen wird erregter, leidenschaftlicher, sie wissen nicht mehr, was sie Alles beginnen möchten. Das Meer hat ja vor Neapel seine stille Macht verloren, welche die Unruhe in der Seele beschwichtigt: es ist wie die unsägliche aufregende Helligkeit der Luft, es hat nur Glanz Leben und Bewegung. Wenn sich das nun tagtäglich für ein Volk wiederholt, so entsteht bei ihm eine bestimmte Gewöhnung, welche sich weiter zeugt und fort und fort verstärkt. Können wir uns also wundern, daß im Neapolitaner soviel Hang zu leidenschaftlicher Erregung, zu krampfhafter Beweglichkeit der Glieder, zu ewigem Geschrei, zu Lärm und Knallen

und Feuerwerk sich kundgibt? Es wird Einem manchmal dabei unheimlich, als ginge in diesen Leuten der verständige Mensch verloren, und es spräche und wirbele in ihnen die wilde Erdnatur.

Wenn es aber kein wetterwendischeres Volk gibt, als die Neapolitaner, wenn ihre Ideen rastlos wie Wasserperlen aufsteigen und zerplatzen, wenn sie mitten aus ernster Betrachtung in Possen umspringen, ja wenn das unruhig Possenhafte ihnen zur Natur geworden, — ist es denn in ihrer Umgebung anders bestellt? Wer länger als eine Woche dort ist, lacht wohl unwillig über das Geschwätz vom ewig heiteren Himmel Neapels. Oefter fiebert das Wetter dort. Der prachtvolle Golf bedeckt sich im Handumkehren mit dunkelm Gewitter. Eben hat noch Alles in reinster Helligkeit gestrahlt, da will man schon ersticken in Sciroccodünsten. Und ebenso plötzlich bricht wieder aus Dunst und Wolken das belebende ungeheure Glänzen. Selbst am schönsten Tage gehen die Himmelslichter auf diesem Meerbusen spaziren. Man ist entzückt über die wundervolle Ferne, wo der lieblichste Aether das Gestade umblauet: da ist auf einmal dicht vor Einem das lebendigste Glänzen auf dem Wasser, und ebenso rasch blitzt es wieder in der Weite. Da paßt denn auch vollständig der Vesuv hinein. Wie still erhaben sind die reinen Linien, in denen der Berg empor steigt! Plötzlich bedeckt er sich mit Rauch und Nacht, aus welchen fürchterliche Feuerströme hervorbrechen. Wenn man das auch nicht immer sieht, das Denken daran vergeht nicht.

Nur eine tüchtige Bildung könnte das Volk von Neapel umstimmen. Aber gerade jenes unruhige Glänzen und Locken in seiner Landschaft läßt die Zügel rasch wieder

niederfallen, welche die innere Zucht und Schule Einem anlegen soll. Da wird einmal langes geduldiges Arbeiten und Mühen für Volksbildung nothwendig.

Solch ein Volk kann auch nimmer zu voller Kraft und Schönheit gedeihen. Gewiß kann jeder Künstler die anziehendsten Modelle von Buben und Männern Tags über dutzendweise beobachten, wie sie von den Hafendämmen in's Meer springen, oder Austern fischend aus der Tiefe empor rudern. Im Durchschnitt aber findet sich unter den funkelnden Blicken und dem glänzenden Elfenbein im lachenden Munde nur schmale Brust mit dünnem Arm und Bein. Und wohin der Fremde zuerst das Auge richtet, das schöne Geschlecht, — es macht seinem Beinamen am wenigsten Ehre in Neapel. Wohlmal will es uns dünken, als wären wir weit weg von Italien und irgendwo in holländischen Ansiedlungen. Denn wie die Holländerinnen scheinen auch die Rosen von Neapel verschworen, schon in frühen Jahren breit und blätterig zu werden. Und weiß sind sie einmal gewiß nicht: im Gegentheil, die hübsche Bronzefarbe anderer Italienerinnen erscheint in Neapel entweder kränklich gelb, oder gar ein wenig wie angeräuchert. Natürlich sind in's Volksgewebe einer so großen Stadt auch Schönheitsperlen eingestickt, zahlreich jedoch nur in den höheren Ständen, die mehr im Haus und Schatten leben. Selbst bei diesen läßt sich eine gewisse nationale Angewöhnung nicht ganz unterdrücken. Hat die stolze Römerin in ihrer plastischen Ruhe genug zu thun, um sich wachsen zu lassen; — geht das gebildete Bewußtsein der Töchter des edlen Florenz leicht in spitze Züge über; — verräth die handelskluge Genueserin gleich der venetianischen Schwester das Bestreben, Verstand und Schönheit

zu erhöhen, um viel Ehre und Lust dafür einzukaufen: — so bleibt die Neapolitanerin mit ihrer Gutmüthigkeit überall hängen, bis sie in plötzlicher Wildheit sich losreißt und die schönsten beißlustigen Zähne zeigt. Das Perlengebiß der Frauen von Neapel hat sich berühmt gemacht.

Die gebildete Welt verliert sich indessen auf Neapels Straßen und Plätzen unter gelblich schwärzlichem Gewimmel von Krausköpfen Jacken Lumpen und nackten Beinen. In keiner andern Hauptstadt bildet das niedere Volk so dichte große zusammenhängende Massen. Seine wuchtige Gegenwart droht beständig mit den Gefahren einer fessellosen Naturgewalt. Diese Gefahr läßt sich nur auflösen durch Beleben des Handels und der Gewerbe, welche einen wohlhabenden Mittelstand schaffen, — eine der größten und allerwichtigsten Aufgaben. Nur in Neapel konnte ein Volksheld wie Masaniello plötzlich von unten emporsteigen. Im Museum hängt ein Portrait, gemalt von Spadaro, welches die Volkssage als das Bildniß Masaniellos bezeichnet. Jetzt, wo man endlich einen Katalog der Gemäldesammlung nach historischen Schulen anfertigt, wurde jenes Portrait als unbekannt bezeichnet. Warum soll die Sage Unrecht haben? Konnte Masaniello nicht solch ein launiger feinnerviger Taugenichts sein, der durch seine geistreichen Einfälle der Abgott wurde einer lustig aufgeregten, im Zorn aber ungestüm anschwellenden Volksmasse? Er war in der That während des Aufstandes noch so jung und lebhaft, als das Bild ihn zeigt. Eher könnte man zweifeln, ob Columbus Bild von Parmeggianino naturwahr. Denn der große Seeheld erscheint da als ein schöner geistvoller Abenteurer mit gar poetischen Augen.

Die Brust athmet erleichtert auf, tritt man aus dem Straßengewühl in die kühlen Säle des Museums, die Studien genannt. Das prachtvolle lusterfüllte Neapel ist ein Königreich für sich allein, und sein Museum ist ein Königreich in den heitern Gebieten der Kunst. Wochenlang hat man zu thun, in dieser Fülle von Kunstwerken, die gleich nach dem Besten kommen, unter dieser anziehendsten Belehrung aller Art nur erst Fuß zu fassen. Doch auch welche einzigen Perlen glänzen da dem entzückten Auge entgegen! Sie sind ja weltbekannt.

Auch in andern Pallästen gibt es noch die Menge schönster Kunstwerke, besonders im königlichen Pallast. Dieser hat von Außen gar wenig Majestätisches, öffnet aber inwendig Festsäle im größten Stil, und der Glanz der Gemächer wird durch köstliche Gemälde Statuen und Geräthe erhöht, die nicht bloß von Meistern der letzten vier Jahrhunderte herrühren. Das weite Grab der römisch-griechischen Kunst- und Vergnügensstadt Pompeji mußte sich öffnen, um diese Königszimmer mit Schmuck auszustatten, wie er in der Welt nicht zum zweitenmal. Auch die Kolossalbüste Karl III. zog mich näher an. Im ganzen Antlitz glimmt kaum ein Funke höherer Einsicht, wohl aber zeigt sich darin Herzensgüte und gewöhnlicher Menschenverstand. Diese allein genügten also, es bedurfte also gar keines Genies, nicht einmal hoher Willenskraft, nur etwas Verstand und Wohlwollen war nöthig, um dieses Königs Regierungszeit zur glücklichsten zu machen, welche diese Länder in neuerer Zeit erlebten.

Die herrliche Waffensammlung des Schlosses ist ersichtlich von einem ächten Liebhaber so, ich möchte sagen wissenschaftlich, geordnet und angefüllt. Kostbare Stücke der-

selben, hörte ich flüstern, hätten zur Zeit noch andere stille Liebhaber gefunden. Ueberhaupt kann man in diesem Pallast, wie in noch andern Fürstenschlössern jetzt Studien machen, wie sonderbare Wandelungen selbst gewisse Grundbegriffe der bürgerlichen Gesellschaft erleiden. Um nur ein kleines Beispiel anzuführen, so trug ein mit den kostbarsten Hölzern ausgelegter Schreibtisch an einigen Stellen Wappen und Namenszug des letzten Königs: diese waren jetzt sorgfältig ausgenommen und dafür Wappen und Namenszug Viktor Emanuels eingesetzt. Wahrscheinlich glaubte man, er sei durch Garibaldi auch dieses Schreibtisches Eigenthümer geworden. Fürchtet man denn nicht, die Leichtigkeit, mit welcher in diesem Pallaste das Privatvermögen seinen Herrn wechselte, könne den Neid eines buskirenden Lazzarone erregen?

Unter den Kirchen Neapels verdienen nur jene Aufmerksamkeit, welche die Anjous erbauten. Die andern sind von außen große Stilungethüme, inwendig schöne Ballsäle, weit und prächtig aufgeschmückt mit Gold und Sammet und Seide. Die Anjous verstanden wenigstens in einem Punkte ihre Sache. Kaiser Friedrichs Adlerblick erkannte die Wichtigkeit Neapels, er hatte die Stadt gehoben und stärker befestigt. Die Anjous aber machten sie sofort zu ihrer prangenden Hauptstadt, Palermo blieb ihnen ja verschlossen. Ihre Kirchen waren es, welche das vernehmlich ausdrückten. Nun wurde eine größere Menge Einwohner an diesen Platz gefesselt, auch der Adel mußte dauernd am Hofe erscheinen. Neapel, das bis dahin hauptsächlich aus Burgen bestand, wurde ein zweites Paris.

Auffallend ist der strenge gothische Stil in diesen Kirchen. Anderswo in Italien drückt das lichtblaue Allrund des Himmels-

gewölbes die steilen Hallen und Thürme der Gothik nieder. In die treibenden Wolken des nordischen Himmels mögen sie empor streben, unter der Lichtweite des italienischen mußten sie breiträumig werden. Nur in Neapel hielt das Gothische seinen stolzen steilen Charakter aufrecht. Man sieht, die Baumeister waren von jenseits der Alpen hergereiset, und es umringten sie, um den nationalen Geschmack oben zu halten, eine Menge von Landsleuten, welche mit den fremden Königen hierher gekommen. Bei spätern Kirchenbauten ging man allmählig vom gothischen Plane wieder ab, oder entstellte ihn durch Zwischenbauten. Auch die prunkvollen Grabmäler der Anjous, welche von den Masuccios herrühren, wurden zwar im hoch aufstrebenden gothischen Stile angesetzt, jedoch gar bald wieder neapolitanisch ausgedickt und verschnörkelt. Das Ladislausgrabmal von Ciccione enthält jedoch im Kleinen viel Treffliches. Nordischen erscheint sonderbar das Ausmalen gothischer Kirchen: in Neapel macht es sie eher freundlich als widerwärtig. Die Bemalung rührt indessen aus späterer Zeit her, als Neapel schon die große lebensheitere Hauptstadt war. Da fühlten die Menschen, das ernste gothische Grau passe nicht zu ihren Verhältnissen.

Will man aber recht inne werden, wie die farbenhelle blitzende Natur auf die Menschen wirkt, will man den Neapolitaner auf seiner Höhe sehen, so gehe man in die Vikarie, in den großen Sammelhof der Gerichtssäle. Der Geschmack an juristischen Erörterungen ist in Neapel allgemein verbreitet, bei Vielen wird die Freude daran zur wahren Leidenschaft. Wer irgend im Staate sich aufschwingen will, wendet sich den Rechtsstudien zu, und jeder Andere, der sonst Bedeutendes aus sich zu machen wünscht,

sucht sofort in Allem Grund zu fassen, was Recht und Gesetz und Rechtsgang betrifft. In der Vikarie finden die Gerichtsverhandlungen die aufmerksamsten Zuhörer, und das Volk drängt sich unaufhörlich um die Schreiber, welche in den Gängen und Ecken arbeiten. In mehreren Sälen ist fortwährend Gerichtssitzung. Erwartungsvolle Stille umfängt die Masse der Zuhörer, hohes Bewußtsein ziert Richter und Geschworne und Anwälte, und Alles geht mit herrlicher Würde und Feierlichkeit vor sich. Und welche prangende Beredtsamkeit ergießt sich da, strömend blitzend plätschernd vom Morgen bis zum Abend! Die Redner, gleichviel ob Präsident oder Staatsanwalt oder Advokat, Alle schwimmen deklamirend auf wohllautenden Reden, wie Schwäne auf spiegelnder Fluth. Das ist eine Helligkeit des Geistes, blitzschnelle Gewandheit, Sprechlust und höchste Zungenfertigkeit, eine tönende Poesie der Sprache, begleitet von den prachtvollsten Geberden, — seine rechte Freude hat man an diesen Neapolitanern. Mitten zwischen scharf logische Schlüsse prasseln Raketen der allerhöchsten Phrasen. Der Redner trägt sie vor mit soviel Andacht, mit soviel Innigkeit und wieder mit stürzender Pracht der Stimme, er flötet und girrt und brauset und grellt, gewiß, er glaubt selbst daran, wenigstens so lange er spricht, wenn er auch hinterher gleich wieder lustige Faxen macht. Neben dieser Lust an juristischen Dingen, neben diesem Redegepränge gibt sich ein drittes Merkmal kund, gleichmäßig bei Richtern und Geschwornen, Advokaten und Zuhörern, das ist die Gutherzigkeit. Wenn der Verbrecher nur selbst kein schlechtes Herz zeigt, wenn er seine That, wie gewöhnlich der Fall, im Jähzorn oder aus Armuth beging, so sind Alle einverstanden, ihm die Vertheidigung leicht zu machen. Das

Urtheil, welches den Unglücklichen verdammt, erscheint als nothwendige traurige Gerechtigkeit, niemals als Rache der beleidigten Gesellschaft.

Gutherzigkeit ist überhaupt ein tiefer und stehender Charakterzug des Neapolitanervolkes. Man muß sein Wesen nur verstehen, so merkt man auf jedem Gange durch die Straßen Züge von Gutmüthigkeit. Nirgends gibt es so zahlreiche fromme Brüderschaften, um Werke der Barmherzigkeit zu üben, nirgends gibt es so viele, so großartige, so reichbegüterte Anstalten der Wohlthätigkeit. An diesen könnten alle Bürgermeister Europas noch etwas lernen. Der Armenhof ist von ähnlichen Gebäuden, auch die Philadelphier nicht ausgenommen, das riesenhafteste und zugleich voll täglich neuer Anziehung. Man wird nicht müde, die fröhlichen Knaben in den verschiedensten Schulen der Handwerke Künste und Waffen handtiren zu sehen. Auch die übrigen Anstalten für Kinder und Greise, Findlinge und Elternlose, Kranke, Verwahrloste und reuige Magdalenen sind im großen Stil angelegt. Ihr erster Gedanke war immer herrlich: in der Ausführung haperte es öfter. Die vielen Krankensäle, welche ich dicht gefüllt traf, waren dem Klima wohl angemessen, schienen jedoch sehr der Hauptsache zu entbehren, nämlich geschickter und zahlreicher Aerzte. Ueberhaupt läßt sich eine trübe Wahrheit nicht verschweigen. Von Männern, die Vertrauen verdienten, hörte ich allgemein: „So zahlreich und großartig diese Stiftungen, so niederträchtig sei ihre Verwaltung. Es sei gar nichts Seltenes, daß die Hälfte der Einkünfte bloß in Verwaltungskosten aufgingen. Auch ständen wohlmal tausend Kranke oder Arme mehr auf den Listen, als im Hause zu finden. Ein festgegliedertes Einverständniß

der Beamten bestehe, deren eigennütziger Zusammenhalt schwer zu durchschauen, noch schwerer zu durchbrechen." Unglaublich bleibt es, warum die Regierungen in dieser Sache nicht längst schon durchgriffen. Durch Nichts in der Welt könnten sie sich so freudigen Dank eines anhänglichen Volkes verdienen, als durch öffentliche und erfolgreiche Förderung der milden Anstalten.

Bei dem Armenspittel zum heiligen Januar ist der Eingang zu den Katakomben. Auch hier sind wieder, wie in Syrakus, drei Stockwerke in der Erde über einander, jedes besteht aus dunkeln Gallerien voll leerer Grablöcher, ein ungeheures endloses gräßliches Grabesnichts. Diese unterirdischen Bauten sollen sich ebenfalls viele Stunden weit erstrecken. Sie sind jetzt zugemauert, um Unglück in ihrem Labyrinth zu vermeiden und dem Gesindel Zufluchtsörter zu verbauen. Daß Christen die weite Todtenstadt unter der Erde ausgehöhlt hätten, ist geradezu unmöglich. Es müßte ja zur Zeit der römischen Kaiser Neapel eine christliche Großstadt gewesen sein: davon schweigt aber die Geschichte. Während die Verfolgung wüthete, flüchteten die Christen mit den Leichen ihrer Märtyrer und mit ihrem Gottesdienst in die dunkeln Irrgänge der Katakomben. Einmal daran gewöhnt, benützte man sie zu Friedhöfen auch dann noch, als das Christenthum längst siegreich über den Gräbern seiner Blutzeugen empor gestiegen war. In dieser späteren Zeit war es ohne Zweifel, daß die breiten gewölbten Gänge des obern Stockwerkes ausgehauen wurden, welche mit ihren kunstgeschmückten Kapellen und Grabeskammern die Katakomben Neapels den übrigen voranstellen. Die untersten Gänge sind klein und dürftig, gleich den römischen armselig in die Erde gewühlt: in den obern

zeigt sich dagegen, wie einzelne Höhlungen eben erst angehauen waren, als man die Arbeit fallen ließ, um den heimgegangenen Geliebten die Grabmäler unter Gottes freiem Himmel zu errichten. Ich konnte mich jedesmal, wenn ich Katakomben besuchte, des Gedankens nicht erwehren, daß lange vor den Römern und ihren Vorfahren ein dem ägyptischen verwandtes Volk, das sich gleich dem späteren Großgriechenland über Sizilien und Unteritalien ausdehnte, die Katakomben geschaffen habe. Mode freilich wird es noch einige Zeit bleiben, sich vorzustellen, das Christenthum habe seinen Gottesdienst unter der Erde im Moder und Dunkel gestaltet, und aus der Tiefe habe es kalte und finstere Weltverachtung auf die Erde gebracht. Wie wenig beachtet diese Vorstellung die Zeugnisse der Katakomben, nach welchen das Christenthum, die Religion der Liebe und des Lichts, sich frühzeitig mit heitern Sinnbildern der griechisch-römischen Kunst vermählte! Mir wenigstens war es rührend, an diesen Grabmälern unter der Erde zu sehen, wie die armen Verfolgten damals die Bilder der fröhlichen Weinlese, der Tauben Schafe und Hirsche, welche droben auf grünen Fluren weideten, in das nächtliche Dunkel mitnahmen.

In der Gegenwart darf sich Neapel des schönsten Friedhofs der Welt rühmen: hell und licht ist er von Blüthenpracht Marmorweiße und Sonnenglanz, zwischen seine Rosenhügel und schimmernden Grabtempel bricht aller Orten das blaue Meerleuchten und das grüne Prangen seiner Ufer. Wenn es Einem wirklich wohlthut nach dem Tode, daß man an einem schönen Platze liegt, so möchte ich, außer in der Heimath, nirgends lieber mein Grab haben, als auf dem Camposanto von Neapel, oder in Amerika auf

einem der schattigen Urwaldhügel an der See, wo in das Rauschen uralter Waldesriesen sich mischt der Ozeanswogen ewiges dumpfes Donnern.

Die Menschen, welche an der See leben, haben viel Gutes, viel Anregendes vor Andern voraus, die Bewohner Neapels am meisten. Nirgendwo, auch in Konstantinopel Neuyork und Rio Janeiro nicht, fließt so in einander der große Gegensatz, welcher auf der Erde Thier- wie Menschenleben in zwei große Hälften scheidet, der Gegensatz zwischen Land und Meer. In Neapel ist das Meer immerfort so nahe und leuchtend, das Land hebt daraus so stolz seine Gestade und Berge empor, und von beiden spielen und wogen Arbeit und Früchte immer in einander. Für den Beschauer wird die wundersame Auflösung jenes Gegensatzes hauptsächlich durch die mächtige Lichtfülle bewirkt, welche sich tief dazwischen einsenkt und Alles hüben und drüben gemeinsam verklärt. Das zeigt sich besonders klar auf jener vornehmsten aller Aussichtswarten, auf Camaldoli. Drei große Massen sind es, in welche sich dort die Blicke verlieren: Land Luft und See. Man sucht die Land- und Gebirgslinien gleichmäßig in der Luft wie im Wasser, beide Elemente scheinen verwandt zu sein, weil sie in dem lichten Glanze zusammenfließen, von welchem Alles getränkt ist.

Wie aber das röthlich weiße Häusermeer Neapels sich von den Anhöhen zum Golfe niederbreitet, das müßte man am deutlichsten und schönsten von der Höhe des Forts St. Elmo überschauen. Allein der Zugang wurde dort noch schroffer versperrt, als zu den übrigen Kastellen. Schon von Weitem riefen die Schildwachen ihr „Zurück". Es ließ sich auch sonst kein Mensch dort oben blicken. Ich stieg also zum Kloster St. Martino herab, welches gerade

unter dem Fort, noch hoch über der Stadt liegt. Karthäuser wohnen da, ihre Stätte übertrifft aber an Marmorpracht und Kunstschätzen, endlich an wundervoller Aussicht selbst weitaus das Benediktinerkloster zu Catania. Auch St. Martino war jetzt, wenn nicht mit Kanonen, doch mit Soldaten vollgespickt, die Mönche hörten mit Entsetzen die wilden Gesänge. Was wollten sie machen? Waren sie doch selbst auf Wartegeld gesetzt, das heißt, bis sie ganz hinunter gejagt würden. Doch mögen die Bewohner wechseln, Keiner zerstört die Wunder dieses Ortes. Wer einmal dort auf dem Altan gestanden, unter sich alle lichte Pracht von Erde See und Land, der wird sein Lebelang dies gewaltige Sonnenbild in der Seele haben. Wer will es Fürsten und Völkern verdenken, wenn sie Alles daran setzen, sich aus diesem Paradies nicht verdrängen zu lassen!

Die liebste Höhe war mir Capo di Monte. Welch ein prachtvoller Park, welche Fülle tiefen kühlen Schattens! Trotz Pinien und Palmen glaubte ich mich beinahe in den englischen Garten zu München oder die entfernteren Theile des Berliner Thiergartens versetzt, so schön landschaftlich schimmern die grünen Anger zwischen herrlichen Baumgruppen. Nahe bei Neapel wollen sonst die Laubbäume nicht recht in die Höhe, in diesem Parke bilden sie hochgeschwungene Massen. Diese Naturfrische, diese tiefe Einsamkeit vermuthet Keiner dicht über der tosenden Großstadt. Leider müssen auch Straßenalleen im französischen Zopfstil störend dazwischen kommen.

Im Königsschlosse auf Capo di Monte sieht man die schönsten Werke neuerer Neapolitaner Künstler versammelt. Auch im königlichen Schlosse in der Stadt, und in dem nüchternen Prachtbau, der als Dom des heil. Franziskus

von Paula gegenüber liegt, ist diesen Künstlern die größte Aufmerksamkeit erwiesen. Das Beste leisten die Maler de Vivo und Camuccini und der süßbenamte Bildhauer Angelini. Man sieht Vieles, was weich und innig, was schön und edel; ja es ist auch in Farbe und Zeichnung und Gruppirung Alles richtig: und doch ist wenig dahinter. Es ist eben die Blüthe des akademischen Stils, der überhaupt in Italien noch den goldenen Szepter führt. Nur ein paar Funken originellen Geistes, daß Einem nicht flau würde in diesem Meere von lauterer Milch! Unsere Angelika Kaufmann hatte wahrlich auch nicht zu viel Mutterwitz übrig: allein eines ihrer besten Bilder, das hier aufgehängt, lockt doch durch liebliche Natürlichkeit. Es ist gut, daß man aus den Kunstsälen des Schlosses überall auf den Altan treten kann, — ein einziger Blick in diese lichte Wunderwelt, und aller Kunstkummer ist verschwunden. Die Aussicht zur Rechten ist ganz eigenthümlich. Man sieht im Meere bloß die Spitze des Sorrenter Gestades mit Capri, und rechts über grüner Höhe die Bastionen vom Fort St. Elmo. Diese lange grüne Bergwand, nur von einigen hellen Häusern belebt, thut dem Auge so wohl. Dort muß eine rechte Nachtigallenhecke sein, soviel auch Alt und Jung daran zerstört. Es fiel mir dabei das närrische Unglück eines poetischen Landsmannes ein. An einem schönen Nachtigallenabend kam er mit einer lieblichen Neapolitanerin von Camaldoli herunter, und als die Vögel so schmelzend sangen, rief er aus: „Ach die himmlischen Nachtigallen!“ Die holde Landestochter sah ihn anfangs betreten an, dann sagte sie mit raschem Blick des Verständnisses: „Ja, wenn sie fett sind, schmecken sie gut.“

Will man einmal einen ganzen Tag schwelgen im

Wechsel der zaubervollsten Bilder und Aussichten, so muß man Neapel auf seiner Höhe umkreisen. Von einer Anhöhe zur andern läßt sich wandeln rings um die Riesenstadt, und jede paar Minuten steht man vor neuen höchst malerischen Gruppen von Felsenstarren Piniendunkel weißen Schlössern Weingrün Dächerroth grauen Kastellen, stets inmitten lachender Schönheit des Himmels und des Meeres. Der Lichtäther, der Alles zauberisch umfließt, dringt Einem bis in's letzte Aederchen, und schwellt Brust und Hirn mit Helligkeit und Genußfrische. Man kann eben nichts thun, als jeden Augenblick köstlicher Ruhe pflegen, seligem Genießen sich hingeben, und wenn's gar zu heiß wird, sucht man einen kühlen Weinkeller.

Steigen wir nun spät Abends zum stillen Park der Villa reale nieder, wo aus dunkelm Gebüsch die weißen Marmorbilder glänzen, Leute und Liebespärchen plaudernd auf der Meeresbrüstung sitzen, die Wellen und Lüfte aber weit weithin schimmern, bis in unermeßliche Tiefen, im Mondes- und Sternenglanz, — o wie unersättlich sind Geist und Sinne geworden! Man möchte diese seligen Nächte mit all ihrer Wonne und sanften Lichtfülle in sich eintrinken. Das letzte Schälchen Fruchteis — Pariser Eis ist bloßer Schaum dagegen — wird endlich geleert, man geht heim, und langt vor seiner Wohnung an am Strande der heiligen Lucia. Da klingen Gesang und Musik, blitzen die verführerischen Lichterchen vor den Austernbuden, — ja wer könnte da widerstehen! Nur noch ein kleines Dutzend Austern vor Schlafengehn, sie blinken so seefrisch, glänzen so lockend auf grünem Meerkraut, das mit ihnen aus der Tiefe kam. Ihr anderer Begleiter aber ist natürlich würzvoller Capri: es geht nicht anders, täglich muß man diesen

Wein höher schätzen zu den kleinen Austern. Der Fischer, ein alter Bekannter, hat schon das zweite Dutzend hergesetzt, — wenn sie nur nicht gar so rasch weg wären!

Müde, daß die Füße die hohen Treppenstufen nicht hinauf wollen, kommt man in seine Wohnung, — siehe da steht draußen die hohe festliche Mondnacht. Man stößt die Thür zum Altan wieder auf, noch einen letzten Blick auf's Meer! Breit woget über den Golf eitel Silberfluth, sie wellt und glitzert zum Monde hin, der hoch aus stiller Nachtbläue niederglänzt. Grauweiße Gestade und Felsinseln ragen halb verhüllt wie aus Duft und Träumen empor. Friedlich steigt der Vesuv hinan zur hehren Himmelswölbung, die von sanftem Schimmer so erfüllt ist, als wäre jedes Luftkörnchen voll leisem Silberglanz. Weicher Windzug spielt heran, unten schneiden noch ein paar Kähne dunkel über den Glanzspiegel, tönt noch Saitenklingen und fröhliches Lachen, — aber hoch und hehr über diesem Stückchen Menschenglück dehnen sich immer weiter, endloser, ahnungsvoller die mild erhellten Himmelsräume. Ihre Tiefen sind aufgethan, und doch gar nicht auszudenken.

XXV.

Neapel und die Provinzen.

Kommt man von Rom an die neapolitanische Gränze nach San Germano, wo der Bahnzug hält, so merkt man auf einmal einen Unterschied in der Bevölkerung. Der Abstich ist beinahe so grell, als wenn Einer aus England abgereist ist und an der irländischen Küste landet. Das sind hier keine Römer mehr, die ihre Geschäfte nur nebenbei besorgen, im Uebrigen sich in edler Haltung dehnen, und von Fremden Geld und Neuigkeiten erwarten. Bei diesen Neapolitanern ist Alles Beweglichkeit, blitzendes Auge, sprechendes Gesicht, lebhafteste Geberde. Auf jedes freundliche Wort, das man ihnen hinwirft, folgen herzliches Lachen und spaßhafte Sprünge. Aber vorbei sind die blühend kräftigen Gestalten und das Anständige in Kleidung und Benehmen. Da gibt es nur noch halb zerlumptes, schwärzlichbraunes Volk, selten ein schönes Gesicht darunter. Nur einzelne Frauen zeigen mehr Würde und

Haltung. Diese tragen jetzt sämmtlich weiße Deckeltücher und Busenhemden mit farbig gestreiftem Rock: wenn sie ruhig betrachtend stehen oder eine Last auf dem Kopfe tragen, denkt man an antike Figuren.

Entschieden aber brechen durch das dunkle und lotterige Wesen des Volkes helle Charakterzüge: aufgeweckter Sinn, Gutherzigkeit, Kraft und Wildheit. Diese Leute verstehen auch zu arbeiten: der bessere Anbau der Felder ist ja ersichtlich, sobald die römische Gränze überschritten ist. Man kommt in eine Ebene hinein: Stunde auf Stunde, je weiter der Bahnzug eilt, sieht man nur sorgfältigsten Anbau. Kein Pflug mehr, die Hacke in der Hand des Fleißes hat jeden Fußbreit Landes in Segensfülle umgewandelt. Wir sind in der alt- und hochberühmten kampanischen Ebene, welche getränkt und gesättigt ist von üppiger Fruchtbarkeit, zugleich dicht bevölkert von hart arbeitenden Menschen. Das fette Land und ihr Fleiß würden sie trefflich nähren und kleiden, und wenn auch, wie es leider wahr ist, fast Keiner mehr hätte, als ein kleines Gütchen von vier oder fünf Aeckern. Doch sie haben ja ihr Plätzchen nur in Pacht, schweren Zins müssen sie in die Stadt schaffen für den Grundeigenthümer. Da bleiben nicht Zeit und nicht Mittel für Ausbesserung der elenden Wohnung, in welcher Stall und Hütte eins sind.

Aus solchem kampanischen Volke, welches sich über die Provinzen Terra di lavoro Napoli und die beiden Principati verbreitet, besteht auch die Hauptmasse der Bevölkerung von Neapel. Es wird dem Ankömmling schwer, bestimmte Züge darin festzuhalten. In diesen gährenden Volkskessel sind zu vielartige Stoffe eingemischt. Wissen

wir doch aus der Geschichte, daß die verschiedensten Völkerbruchstücke nicht weit davon angesiedelt wurden: in Benevent Longobarden, in Aversa Normannen, in Nocera Araber, in Amalfi Byzantiner, nicht zu denken der Reste von Römern Griechen und Ureinwohnern aus alter Zeit. Auch Spanier und Franzosen haben einen Bestandtheil an Neapel abgegeben. Man sieht Gesichter von afrikanischem und deutschem, italienischem und normännischem Wesen. Ihre Farbe wechselt vom Hellen in's Braune oder in's Rothe. Allmählig gibt man sich damit zufrieden, daß das Gelbe oder Schwärzliche vorherrsche, daß die Frauen gar häufig an angeschwemmtes Land erinnern, und daß viele Männer einen gewissen unaussprechlichen Zug im Profil tragen, der an Alles mahnt, was in Lüften schreit oder auf Erden mäckert.

Kommt ein Sizilianer nach Neapel, so blickt er verächtlich um sich. Diesem unruhigen, weichlichen, von jedem Wind bewegten Volk gegenüber fühlt er seinen Verstand, seine Selbstbeherrschung, seine dauernde Willenskraft. Er hat Recht, wenigstens den Neapolitaner überragt er darin entschieden. Man muß noch etwas Herzenskälte, stete Berechnung und viel Selbstsucht hinzufügen, vergleicht man jenen Inselmann mit diesem Hauptstädter. Der Neapolitaner ist zehnmal offenherziger und redlicher. Seine Gutmüthigkeit und sein harmloser Mutterwitz versöhnt mit vielen Schwächen, unter welchen Unbeständigkeit die größte. Was ihn aber vor allen Italienern auszeichnet, das ist sein schöner Familiensinn. In neapolitanischer Häuslichkeit stößt man nicht selten auf einen Zug von deutscher Pflichttreue Anhänglichkeit und Aufopferung der Familienglieder für einander. Der Sizilianer bleibt dagegen, gleich

dem Venetianer, selbst in Familiensachen Kaufmann. Warm wird er nur, wenn sein Stolz beleidigt wird, begeistert nur, wenn Ehre und Freiheit seiner Inselheimath in's Spiel kommen.

Uebrigens darf, was männliche Kraft und ritterlichen Sinn angeht, der Sizilianer sofort die Segel streichen vor dem Bewohner Kalabriens und der Abruzzen. Dort sind noch ächte Gebirgssöhne mit frischen Sinnen und kühnem Herzen, voll Ausdauer und scharfem Geist. In jenen Thälern, auf jenen Hochbreiten lagern Schätze von frischer und unverbrauchter Volkskraft. Glücklich die Länder, welche solche unschätzbare Vorräthe noch besitzen. Sie haben immer noch Zukunft. Nur diejenigen Völker, welche aus Wald und Wüste, vom Meer und Gebirge keine rohen Kräfte mehr zu ihrer Erfrischung und Verjüngung an sich ziehen, sind der Gefahr ausgesetzt, durch Ueberbildung oder schwere Erschütterungen so schwächlich zu werden, daß es mit ihnen abwärts geht. Nachdem nun in den genannten Berglandschaften vorzügliche Kräfte Jahrhunderte lang brach gelegen, muß sie jetzt die lebendigere Strömung unserer Zeit erfassen und in Fluß bringen. Die Piemontesen sind fleißig daran, zunächst die Eisenbahnen an den Küsten weiter zu führen. Später wird das Eisenroß auch die Gebirge durchbrechen, Handel Verkehr Bildung werden bis in jede Bergschlucht ihre Wege finden.

Dies führt uns auf ein anderes Landesverhältniß, welches eigenthümlich ist, auf die Stellung der Hauptstadt Neapel zu den Provinzen.

Sizilien behauptete bis zur jüngsten Zeit eine selbstständige Haltung. Im Mittelalter wurde es als das

Hauptland betrachtet, noch jetzt hält sich die Insel mit ihren drittehalb Millionen für ebenso bedeutend, als die sieben Millionen der sämmtlichen übrigen Provinzen Unteritaliens. Diese Eigenherrlichkeit läßt sich niemals ganz beseitigen, weil die Inselnatur nicht zu vertilgen ist. Will gar der Neapolitaner die Insel meistern, so stößt er auf Grimm und Widerstand, weil der Sizilianer sich für den tüchtigeren Mann hält und zum Theile es auch ist. Man wird also Sizilien immer eine gewisse Selbstständigkeit lassen müssen.

Wie steht es nun mit den Provinzen des Festlandes? Diese blicken keineswegs so feindlich auf die Hauptstadt, sie verhalten sich vielmehr gleichgültig, ja sie haben, soweit das denkbar ist, überhaupt kein Verhältniß zu Neapel. Gäbe es in Süditalien große Städte, so würden Gegensätze von selbst sich bilden. So aber ist Neapel mit seinen bald fünfhunderttausend Einwohnern die einzige Großstadt im ganzen Festlande Süditaliens. Bari hat gegen dreißig, Potenza etwa zehntausend Einwohner, dazwischen stehen noch vier Städte, alle andern erreichen nicht einmal die Ziffer von Potenza. Wie ganz anders stellen sich in Sizilien die Städte gegen einander! Palermo hat hundertachtzigtausend Einwohner, Messina neunzigtausend, Catania zweiundsechzigtausend, Modica sechsundzwanzigtausend, Girgenti und Syrakus siebzehntausend: jede dieser Städte fühlt in sich den schärfsten Stachel der Ehr- und Eigensucht.

Neapel hat also, mit Ausnahme Siziliens, nur unbedeutende Landstädte sich gegenüber. Und was für Städte! Die meisten sind nur etwas besser als die sizilianischen Bauernstädte. Sie haben nicht ganz deren einförmige Arm-

seligkeit, jedoch von Bildung, ein paar Handelsstädte an der See ausgenommen, ist bei ihnen nicht viel zu holen. Allein könnten sie nicht mit dem Landvolke, das sie umgibt, eine Masse bilden, die ihren eigenen Willen durchsetzte? Wir werden sehen.

Süditalien ist zusammengesetzt aus vier großen Bestandtheilen, zwei großen Ebenen und zwei großen Berglandschaften. Die beiden Ebenen sind die kampanische und die apulische: jene mehr mit Gebirg durchsetzt, diese mehr in's Breite auslaufend. Die beiden Berglandschaften heißen Kalabrien und die Abruzzen: die drei kalabrischen Provinzen mit der zugehörigen Basilikata bilden ein schroffes, wild zerklüftetes Gebirge, die drei Provinzen der Abruzzen mit Molise, welche Provinz ebenfalls nach ihrer ganzen Landesnatur zu ihnen gehört, bilden eine Hochebene mit erhabenem Bergkranz. Diese vier Bestandtheile sind gleichsam vier Inselbecken, aus denen der Süden Italiens zusammengestellt ist. Sie sind abgeschnitten von einander, auf der einen Seite durch's Meer, auf der andern durch Hochgebirg, über welches auf der ganzen Länge des Appennin höchstens drei oder vier wirklich fahrbare Straßen führen, die übrigen Wege sind halsbrecherische Maulthiersteige. Man mußte also von der Seeseite mit den Bewohnern dieser Länder verkehren. Dazu genügt aber noch jetzt ein einziges Dampfschiff, das alle acht oder vierzehn Tage einmal an den kleinen Seeplätzen eine kurze Zeit anlegt.

Von der kampanischen Ebene war schon die Rede. Sie ist am dichtesten bewohnt, die drei übrigen Landstheile besitzen zusammen nur etwas über das Doppelte der Be-

völkerung. Es haben auch die kampanischen Städte am ehesten gebildetere Bewohner. Viele sind an Berghängen oder auf Einzelhöhen gelegen. Sowie man aber in die Berge, welche Kampanien umkränzen, hinaufsteigt, merkt man das rauhe und stolze Wesen eines Gebirgsvolks. Das beginnt schon bei Avellino. Doch auch diese Berghänge schauen wie die ganze Landschaft auf's Meer. Kampanien ist für den Seehandel wie geschaffen, vier herrliche Golfe bespülen die Ränder. Zugleich schafft die eigene herrliche Fruchtbarkeit Waaren in Fülle. Hier ist also das Herz von Süditalien. In diesem Gebiete, das zugleich jedes der drei andern unmittelbar berührt, herrscht nun allerdings die große Hauptstadt Neapel, und dennoch, — wohin man kommen mag, auch hier stellt sich jede Stadt und jede kleine Landschaft auf ihre eigenen Füße, will etwas für sich allein vorstellen, und fühlt und betont das allerwegen.

In der apulischen Ebene glaubt man sich in Sizilien. Ist die kampanische ein uralter Fruchtgarten, so ist die apulische ein uraltes Hirtenland, eine große Steppe. Wassermangel ist ihr Unglück. Die kurzen Flüsse sind meist trocken, die Seen Salzlachen. Die Bevölkerung wohnt in Burgflecken zusammengedrängt, die noch ganz mittelalterlich aussehen. Bloß ihre Umgebung erscheint angebaut: alles Land zwischen diesen Städten ist bloße Weide meilenweit, bewachsen mit kurzem Gras für Pferde Maulthiere und Schafe. Die Hirten wandern von einem Weideplatz zum andern. Die apulische Ebene wird ein Schachbrett genannt; denn sie besteht zum größten Theil aus niedrigen Hügeln, die oben abgeplattet sind, also kleine Hochflächen bilden, welche durch breite Vertiefungen von einander ge=

trennt werden. An geschützten Plätzen und in Tiefthälern an der See gedeihen treffliche Südfrüchte, namentlich am Meerbusen von Tarent. Von den übrigen Provinzen ist Apulien durch steile Gebirgswände so gut wie abgesperrt, nur drei Maulthierpässe und die eine Straße nach Foggia führen über den zerklüfteten Appennin. Ein solches Land konnte für die Geschichte keine große Bedeutung bekommen. Abgeschlossen von Italien schauet Apulien nach den Ländern jenseits des östlichen Meeres. Die Reihe seiner Seestädte, Taranto Gallipoli Otranto Brindisi Bari Barletta Manfredonia, hat ihren Verkehr mit Korfu und Griechenland, mit Malta und der Levante, mit Triest und Dalmatien. Mit Neapel und der Westküste Italiens haben sie sie nichts zu thun. Das bringt ihre Lage einmal so mit sich. Kein Wunder, wenn gerade Apulien das Land war, in welchem die Byzantiner sich am längsten hielten, und wo sich damals und später am meisten Neugriechen ansiedelten. Noch jetzt wohnen dort gegen hunderttausend Arnauten, und in den kleinen Handelsstädten am Meere begegnet Einem häufig neugriechisches Wesen in Gestalt Kleidung und Sitte. Tiefer im Lande hört jede Bildung der neuern Zeit auf, und wer sich in die hohen Gebirgsthäler versteigt, glaubt nicht mehr im gebildeten Italien, sondern irgendwo unter Kurden und Beduinen zu sein.

Noch mehr halbwildes Volk klettert in den Abruzzen und kalabrischen Bergen. Das Innere dieser Gebirgsländer ist noch heutzutage unbekannter, als irgend eine Gegend in Europa: das allein bezeichnet hinlänglich die unbedeutende Stellung, welche sie im Gange der Zeitgeschichte einnehmen. In Kalabrien wird es wenige Bauern geben, die ihr Lebtag anderes Brod gesehen, als von gro-

dem Mais, und Gerichte und Gerüche in den Hütten der gastfreien Abruzzenhirten sollen schrecklich sein. Allein ein schöner und kräftiger Menschenschlag ist es, welcher diese höchsten von Italiens Gebirgen bewohnt.

Das Land der Abruzzen hat außer seinem Seerande fast nur Hochflächen, die umragt sind von erhabenen Bergen, bis zu siebentausend Fuß Höhe und noch darüber. Am mächtigen Gran Sasso d'Italia, der sich höher als neuntausend Fuß erhebt, springen sogar Gemsen. Viehzucht ist die Nahrung des Landes, darauf ist Alles eingerichtet. Am westlichen Abhang des Appennin gibt es nur zwei Städte mit zehntausend Einwohnern, Aquila und Salmone. Die Bevölkerung wohnt in Hirtendörfchen, die von Hürden und Ställen umgeben sind. Auf allen Bergweiden sieht man Tags über große Schafheerden, und von den dünnbelaubten Gebirgshöhen schallt das Geklingel zahlloser Ziegen. Die Ostseite, welche nach dem Meere hingeht, hat etwas mehr Städteleben, jedoch auffallend geringe Neigung zum Seehandel. Die volkreichsten Städte, wie Teramo Chieti Lanciato Campobasso, liegen nicht am Meere. Pescara und Termoli sind als Seestädte unbedeutend, wenngleich nicht ohne Zukunft. Jene gutmüthigen Hirten aber, welche in einsamer und großartiger Natur der Weide ihrer Heerden obliegen, nehmen einen tiefen und herb religiösen Sinn in sich auf: die Nähe Roms trug dazu bei, sie zu beständigen Vorfechtern des Papstes und der Kirche zu machen. Für das Heer liefern sie tüchtige Leute, sie sind die Ungarn Italiens, sind wie diese kühn und abgehärtet, und treffliche Reiter.

Der Kalabrese läßt sich dagegen zum ausgezeichneten Schützen ausbilden. Er und der Abruzzenhirte, Beide

sind unter allen Italienern am wenigsten sittlich verderbt. Rohheit, heißes Blut, Raserei im Jähzorn machen den Kalabresen gefürchtet, aber er hat auch offenen Sinn für Recht und Wahrheit und für alles Große und Edle. Sein Land könnte reich sein an Wein Oel und Südfrüchten, Terrassenkultur würde hier hundertfach lohnen: allein der Anbau ist gräßlich verwahrloset. In Gegenden, wo es Landgüter gibt, die zehntausend Dukaten Pacht bringen, sind öfter die Wege der Art, daß die Menschen genöthigt werden, ihre Früchte auf Kopf und Rücken herunter nach der Küste zu tragen, wenn sie etwas Geld lösen wollen; denn nicht einmal Maulthiere kämen auf den Zickzacksteigen fort. Den verwegensten Soldaten würde es nicht gelingen, in das schroffe Gebirge tiefer hineinzudringen, als die wilden Bewohner es erlauben wollen. Kriegsheere können sich daher in Kalabrien noch weniger, als in den Abruzzen halten: berühmte Schlachtfelder gibt es nur in Apulien und Kampanien. Es hat aber der Kalabrese noch etwas altererbten Haß auf den Neapolitaner, darin gleicht er beinahe seinem Nachbar, dem Sizilianer, mit dessen Geschichte die seinige so Vieles gemein hatte. Deshalb war Kalabrien beständig ein Nest und Zufluchtsort von Aufständischen.

Bei solcher Lage Landesnatur und Volksart erklärt sich also, wenn Kampanien und Apulien, Kalabrien und das Abruzzenland, ebenso wie Sizilien, jedes für sich in althergebrachter Handtirung verharren, und sich weder um Neapel, noch um einander kümmern. Ihre politische Verbindung ist im Wesentlichen noch ganz mittelalterlich: sie bilden ein Reich, keinen Staat. Man läßt sie wirthschaften, wenn sie sich nur nicht gerade widersetzen, und ihre Steuern halbwegs eingehen. Solche Gewöhnung wird nun

durch eine besondere Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes noch mächtig unterstützt.

Gleichwie in Sizilien wurden hier im langen Laufe der Geschichte Stücke und Stückchen von allerlei Völkern zusammengewürfelt. Ihnen bot das Land überall kleine abgeschlossene Becken Thäler und Hochflächen, nicht weit davon gab es immer schwer zugängliche Höhen und Schluchten: also gab diese Beschaffenheit des Bodens zuletzt noch jedem Völkerstückchen, das bestand oder sich bildete, Gelegenheit, sich einzunisten in hartnäckiger Besonderheit. Der kleinlichste Kantonsgeist wuchert in all diesen Ländern so frisch und fröhlich, als gäbe es gar kein anderes Recht und Dasein mehr. Jedes Gebirgsthal, jede Seebucht bildet eine kleine eigensinnige Welt für sich. Ja, dieser Eigensinn ist in den Köpfen so versteift und verstockt, daß ihn auch die Ortschaft und Familie nicht niederhält. Und doch ist, wo der politische Verband so locker, die örtliche Gemeinschaft oder das nachbarliche Gefühl und Interesse höchst lebendig; die Familie aber erscheint in Ländern, deren Bevölkerung sich so leicht zersplittert, von uraltersher als der einzige feste Hort des Mannes, ihre Ehre ist seine Ehre, ihre Beleidigung seine Blutrache. Allein mächtiger, als alles dieses, bleibt einmal das unzähmbare Gelüsten des Herzens, das wilde Aufspringen des persönlichen Willens. Wer sich vom Richter, vom Nachbar, vom Vater oder Bruder beleidigt fühlt, der sucht selbst sein Recht und seine Rache, und hat sein Jähzorn den Frevel vollbracht, dann wirft er die lange Büchse über und eilt in die Berge, ein wildfreier Bandit, das heißt ein Mann außer dem Gesetz. Jetzt wird er Räuber; denn um leben zu können, muß er Geld und Nahrung erpressen oder rauben. Der Appennin im Königreich Neapel hat, so

lange Menschen an seinen Rändern wohnen, auch seine Briganten gesehen.

Es erklärt sich also leicht, warum folgende geschichtliche Erfahrung in diesen Ländern immer wiederkehrt. Keine Regierung wurzelt tief ein in der allgemeinen Liebe und Anhänglichkeit des Volkes. Es wird vielmehr jedem Eroberer leicht, sich an irgend einem Punkte festzusetzen: das übrige Land kümmert sich nicht darum, vielleicht nicht einmal die nächste Umgebung. Nur wer persönlich zu ihnen redet, wer ihre Interessen und Eigenheiten, ihre Leidenschaften und Gewohnheiten in sein Spiel reißt, der kann diese Leute für sich entflammen. Dagegen sind, seit die Normannen hier ein Königreich schufen, diese Länder einmal als ein Ganzes zusammen gewöhnt. Wer also die beiden Hauptplätze hat, Neapel und Messina, dem wird wahrscheinlich auch das Uebrige zufallen, wenn kein fremdes Heer dort steht, welches ihm den Besitz streitig macht. Abruzzenbewohner Kalabreser Apulier lassen sich jede Regierung gefallen, weil doch irgend eine Regierung da sein muß. Nur zwei Dinge vorausgesetzt. Die Regierung darf nicht zu viel Steuern nehmen, und alte Gewöhnungen, besonders persönliche Freiheit, darf sie nicht hart antasten. Sie darf zweitens nicht aus solchen Fremdlingen bestehen, gegen welche sich der allgemeine Nationalhaß der Süditaliener richtet.

Stände aber in letzteren Fällen ein allgemeiner Aufstand zu erwarten? Schwerlich, wenigstens nicht ohne Antrieb und Führung von außen. Die sizilianische Vesper war das einzige Beispiel, wir haben oben ihre ganz besondere Ursache erklärt, sie blieb auf Sizilien beschränkt. So langsam aber das ganze Volk in Harnisch zu bringen,

so gewiß werden hier und dort gleich ein paar Männer ihre lange Flinte auf die Schulter nehmen, in die Berge ziehen, eine kleine Schaar Genossen anwerben, und auf eigene Hand den Bandenkrieg beginnen. Das haben die Franzosen erfahren, wie jetzt die Piemontesen, und an der Hartnäckigkeit und Ausdehnung dieses Bandenkriegs, der seiner Natur gemäß wider die Freunde der neuen Regierung als Raub und Plünderung auftritt, läßt sich die Tiefe des Nationalhasses bemessen.

XXVI.

Das süditalienische Reich.

So lange Italien südwärts vom Trento und Garigliano Geschichte hat, beharrte es im eigenthümlich abgewendeten Verhältniß zur Halbinsel. Diese Beharrlichkeit zu besiegen, wird selbst unserer Zeit schwer fallen, welche mit unendlich beschleunigten Verkehrsmitteln arbeitet. Die vier Landestheile, welche das feste Land von Süditalien bilden, sind, wie gesagt, nur als vier Gebirgsbecken unten an Italien herangestellt. Am Leben Mittel- und Oberitaliens nehmen sie innerlich nicht mehr Antheil, als Korsika am französischen Leben, die Insel Sardinien am piemontesischen. Sprache und Charakter sind in ihren Grundzügen zwar noch italienisch, jedoch von ganz anderer Farbe und Ausführung, und all die Unterschiede, welche zwischen Piemont Lombardei Venedig Romagna Florenz und Rom bestehen, wiegen zusammen nicht so schwer, als der eine Unterschied der Bewohner Süditaliens von ihnen allen. Der Vergleich

mit Nord= und Süddeutschland, oder mit Nord= und Süd=Frankreich würde immer nur einen Theil dieser Verschiedenheit betonen.

Die Insel Sizilien führte allerdings ihr ganz eigenes Sonderleben. Allein mit dem übrigen Lande hatte sie doch noch tausendmal weniger zu thun, als mit dem benachbarten Süditalien. Seitdem der Hammer normannischer Kraft das Königreich beider Sizilien zusammennietete, sind Sizilien und Neapel weit über fünfhundert Jahre vereinigt gewesen, getrennt aber nur etwas über zweihundert Jahre. Und zwar — mit Ausnahme der Anjouszeit — war die Verbindung immer nur kurze Zeit unterbrochen, 43 Jahre unter spanischen Prinzen, 5 unter Amadeus von Savoyen, 10 während Murat in Neapel regierte. So feurig Haß und Feindschaft zwischen Neapolitanern und Sizilianern, so behielten gleichwohl ihre Länder in allem Wesentlichen dieselben Grundzüge der Geschichte, der bürgerlichen Kämpfe, der Religion und Sitte, gleichwie sie einander ähnlich sind in Natur und Anbau des Landes und in jeder Art gewerblicher Thätigkeit. Was uns aus der Geschichte und Gegenwart Siziliens klar geworden, erhellte zugleich vielfach die Zustände in den neapolitanischen Provinzen.

Süditalien hat nun niemals einen tiefgehenden oder dauernden Einfluß auf die Länder jenseits seiner Gränzen ausgeübt. Die Pläne, welche einzelne Fürsten, wie Roger Friedrich II. die Anjous Alfons Karl von Bourbon und Murat verfolgten, nämlich von Unteritalien her die Oberherrschaft über die ganze Halbinsel zu erwerben, sind gescheitert. Umgekehrt mußte nach so vielen Jahrhunderten erst unser Jahrzehnt kommen, um ein Beispiel zu geben,

daß eine norditalienische Macht sich wirklich Süditalien angliedern könne. Auf wie lange? das ist eine andere Frage.

Italien südwärts vom Trento und Garigliano nahm sogar öfter einen Bildungsgang, der entschieden zum übrigen Italien in Gegensatz trat. Zweimal entwickelte Süditalien ein blühendes freistädtisches Leben, im Alterthum und nach der Völkerwanderung, als das übrige Land noch Tummelplatz roher Kriegsvölker war. Und während in der ersten Hälfte des Mittelalters der Norden zur Einheit anstrebte, zertheilte sich der Süden in kleine Fürstenländer. Als aber Nord- und Mittelitalien sich in eine Menge von Gemeinden und Dynastien zersetzte, bestand der ganze Süden als ein einziges Reich, das nur vorübergehend in zwei Theilen auseinander ging.

Mit goldenen Lettern hat die Geschichte die erste Blüthe Unteritaliens verzeichnet. Die Ansiedlungen der alten Griechen gediehen in dem Rinder- und Weinlande, wie sie Unteritalien nannten, so rasch, als die noch frische Segensfülle des Landes groß war. Städte von der Bedeutung etwa, wie jetzt Rio Janeiro Neuyork San Francisco, waren im Alterthum Kroton Sybaris und Tarent. In seiner schönsten Zeit zählte Athen zwölfhundert Bürger, die in ritterlicher Rüstung aufreiten konnten: die Sybariten stellten bei festlichen Aufzügen fünftausend. Sprüchwörtlich war der Ruf ihrer schwelgerischen Gastmäler und Dampfbäder, ihrer Schooßhündchen und zierlichen Rosse. Die Krotoniaten stellten berühmte Aerzte auf, und Athleten, welche auf den olympischen Spielen Alles niederwarfen. Die feingebildeten Tarentiner sahen verächtlich auf die rohen Römer herab, aber kein Genie des Pyrrhus konnte jene Weichlinge mehr zum Heldenmuthe aufraffen. Mit dem Falle Tarents lag

die Prachtblüthe Großgriechenlands entblättert und zertreten am Boden. In die Städte, welche der Krieg furchtbar verheert hatte, zogen als schlimme Herren römische Ansiedler, und all die berühmten Griechenstädte, Tarent Metapontum Heraklea Kroton Lokri Thurii Rhegion und weiter an der Küste hinauf Elea Poseidonia Napolis Cumae, wurden Unterthanen oder dienende Bundesgenossen Roms, welches fortan ihre Kraft in sich einsog.

Merkwürdig wär es, wie bald freies Städteleben in Kampanien wieder aufblühte, als das Römerreich in Trümmer fiel. Gothen und später Longobarden kämpften mit Byzantinern um den Besitz von Unteritalien: die klugen Bewohner aber von Amalfi Salerno Neapel und Gaeta, deren Städte sich an geschützten Stellen am Meere erhoben, sandten unterdessen ihre Schiffe nach Konstantinopel Karthago Marseille und andern Häfen des Mittelmeers. Geschickt und rührig leiteten sie die Strömung des Welthandels an ihre Küsten. Jetzt gelangten die Meerbusen von Salerno Neapel und Gaeta, von Handelsflotten beständig durchfurcht, zu der Bedeutung, welche in altgriechischer Zeit der Meerbusen von Tarent hatte. Doch auch dort in Apulien wurden Bari und Tarent wieder vom Handel belebt. Das natürliche Geschick auf dem Meere, das die Bewohner dieser Küsten noch jetzt in kleinen Fahrzeugen bewähren, erzeugte damals in Menge Matrosen und Kapitäns, die sich Namen machten in allen Hafenorten. Das wieder aufblühende Leben der Küste kam dann dem Binnenlande zu Gute: Benevent Capua Acerra und andere Städte wurden reich und angesehen. Insbesondere erhob sich Benevent, die Hauptstadt des großen longobardischen Gebiets in Unteritalien, zu großer Pracht und Bildung. Es stand noch auf seiner

Höhe, als Capua und Salerno sich losrissen, und besondere Fürstenthümer bildeten. Die genannten drei Städte blieben auch später unter Fürsten, welche die Oberherrschaft der deutschen Kaiser anerkannten. Amalfi dagegen sowie Neapel und Gaeta fanden, sobald der deutsche Kaiser nicht vor ihren Thoren stand, es vortheilhafter, dem entfernten Kaiser in Byzanz anzuhängen. Denn dieser war gern zufrieden, wenn jene Städte seinen Kriegsheeren und Flotten offen standen, und dem Herzog, den er nach ihrem Willen setzte, einige Huldigungsgeschenke machten. Im Uebrigen war ihre Verfassung wesentlich republikanisch. Die Bürger von Amalfi durften sogar ihren Herzog selbst wählen.

Die glücklichen Aussichten dieser Handelsstädte verdüsterten sich, als die Araber auf's Meer kamen, als Cypern Rhodus und Kleinasien, Afrika und Spanien, zuletzt auch das nahe Sizilien verloren ging. Jetzt liefen Korsaren die Christenschiffe an und hier und da schon die Küsten Italiens, bald kamen ganze Schwärme bewaffneter Räuber, die sich endlich festsetzten. Ganz Kalabrien Bari und Tarent, das Gargano-Gebirg im Sporn des italienischen Stiefels, Pästum, die Gegend von Pompeji, die Mündung des Garigliano wurden von ihnen besetzt. Sie plünderten bis vor St. Peters Kirchthüren in Rom. Neapel machte mit ihnen ein enges Bündniß, und sie verkehrten dort so häufig, daß die Stadt aussah, wie ein Sarazenenhafen. In Amalfi und an seiner Küste wußten sie nicht minder sich Ansehen und Ansiedlungen zu verschaffen. Wenn ihre Waffen gerade ruheten, trugen sie dazu bei, den Handel nach dem Orient wieder zu beleben. Allein es ist kaum zu sagen, wie schrecklich sie einen der gesegneten Striche Süditaliens um den andern mit Mord und Brand heimsuchten. Kala-

brien wurde völlig verödet. Das Gras schien zu verdorren unter den Hufen des Araberrosses.

Das war in der traurigen Zeit der Karolinger. Als nun die deutschen Kaiser über die Alpen nach dem Südlande zogen, hatten sie wider Beide zu kämpfen, wider Byzantiner und Araber. Unteritalien mußte das Land werden, wo die damaligen drei Großmächte Europas ihre Waffen unter einander mischten: keine wurde ganz Herrin des Landes. Seine Beschaffenheit stellte jeder eindringenden Macht die größten Hindernisse entgegen, am stärksten den Deutschen, die von Norden kamen.

Unteritalien blieb also zertheilt unter Byzantinern, Sarazenen, und einer Anzahl von Fürsten und fürstlichen Freistädten, die sämmtlich ihre Politik nach den Umständen richteten, bald sich mit Sarazenen wider die Griechen, bald mit Deutschen wider ihre Nachbaren verbündeten. Mit den Städten ging es seit dem Beginn des eilften Jahrhunderts entschieden rückwärts, nur Amalfi, das an fünfzigtausend Einwohner hatte, nahm fortwährend zu an Schiffen und Reichthümern.

Erst der scharfen und ausdauernden Kraft und Klugheit der Normannen, die als Söldner kamen und als Eroberer sitzen blieben, gelang es, Griechen und Araber aus dem Lande herauszuschlagen, und alle seine Fürsten und Städte zu einem Reichsganzen zu vereinigen. Es war nicht Einsicht in Geschichte und Natur dieser Länder, was die Normannen zu solchem Werke trieb: sie wollten nur Stücke davon für sich erobern. Allein mit ihrer überlegenen Macht wuchs auch unwiderstehlich Wille und Verständniß, das süditalienische Reich zusammen zu fügen. Jedoch war dazu eine blutige Arbeit von mehr als hundert Jahren nöthig, von jenen Tagen an, wo der Normann Rainulf, der

Hauptmann fahrender Landsknechte, vom deutschen Kaiser mit Schloß und Grafschaft Aversa belehnt wurde und die Hautevilles herüber kamen, bis König Rogers Kronen beider Sizilien vom Papste geweiht wurden. Leider hatten die Normannen, denen als bloßen Schwertwanderern jedes Stück eines Rechtstitels lieb sein mußte, vom Papste ihre Kronen zu Lehen genommen: das wurde die arge Quelle zahlloser Kriege und Verwirrungen. Denn noch niemals hat es einem Lande Glück gebracht, wenn das geistliche Schwert ein Recht erhielt, über das weltliche zu verfügen.

Es kostete Blutströme, ehe König Roger die Stücke seines schönen Reichs zusammenkittete. Dabei ging auch die Städtefreiheit unter. Ueberall hatte er sie mit grimmigem Schwertschlag zertrümmert, nur die Freistadt Neapel stand noch aufrecht. Zwei Jahre lang belagerte er sie. Die Bürger brachten ihr Gold- und Silbergeräth zum Opfer, um sich von den Pisanern Hülfe zu erkaufen. Als auch diese Hülfe verloren war, als Hunger in der Stadt wüthete, daß Frauen und Kinder todt auf den Straßen niedersanken, als nur noch dreihundert Bürger die Waffen tragen konnten, und alle Uebrigen todt oder siech lagen, — auch da noch stand die heldenmüthige Stadt, bis Kaiser Lothar sie befreite. Die Pisaner aber, da Roger jetzt vor dem deutschen Heere nach Sizilien flüchtete, sammelten rasch hundert Schiffe und überfielen Amalfi, das dem Normannen gedient hatte. Schon damals zeigte sich, welcher schlimmen Thaten italienischer Handelsneid fähig ist. Amalfi wurde erobert ausgemordet eingeäschert. Was half es ihm, daß anderthalbhundert Jahre später einer seiner Bürger dem Kompaß Vollkommenheit gab? Seine Vaterstadt blühte niemals wieder auf zu ihrer alten Größe.

Als Roger sein herrliches Königreich Papst und Kaiser und einheimischer Unbotmäßigkeit abgezwungen, suchte er es zu einem schönen festen Gefüge umzubilden, und zu Glanz und Wohlstand zu erheben. Wie seine Vorfahren es thaten, so ließ auch er die Besonderheiten der Völker und Landschaften bestehen, weil sie zu brechen doch einmal unmöglich war. Wohl aber richtete er eine wohlgegliederte Verwaltung von Beamten ein, wie sie seit langen Zeiten kein Staat wieder gesehen. Obenan stand der Großkanzler, der Recht und Frieden zu wahren hatte; ihm zur Seite standen der Großadmiral, welcher die Flotte und der Großmarschall, welcher das Reiterheer befehligte. Neapel war keine mächtige Freistadt, Amalfi keine stolze Seestadt mehr, in Salerno und andern Städten war der Glanz fürstlicher Hofhaltung erblichen. Doch allmählig vergaßen ihre Bürger diese Verluste, hatten sie doch endlich wieder Ruhe für ihre Geschäfte. In Amalfi wurde die Rechtsschule, in Salerno die ärztliche Schule gefördert, Neapel als zeitweilige Residenz auserkoren. Handel und Gewerb hoben sich wieder, um so mehr, als in den Kreuzzügen neue Haufen von Menschen und Waaren in Strömung geriethen. Gleichwie Roger Schiffsladungen voll Seidenweber und handelskluger Juden in seine Länder schickte, suchte er Gelehrte Baumeister und gescheidte Leute jeder Art herbei zu ziehen. Denn er wußte wohl, daß diese Südlande, in deren Sinnenreiz und Sonnengluth die geduldige schöpferische Arbeit so leicht erlischt, beständig der theuersten Zufuhr bedürfen, der Zufuhr von geisteskräftigen und wohlgeschulten Menschen.

Alles aber, was Roger begonnen hatte, gewährte Kaiser Friedrich II. seinen Erbländern in ebenso erhöhterem Grade, als er selbst höher gebildet und humaner und geistvoller

war. Seine Regierung blieb den Fürsten im Gedächtniß, weil er den großen Kampf gegen die Uebergriffe des Papstthums führte, — der Ritterschaft, weil niemals ihr ein höherer Lebensberuf gewährt wurde, — dem Bürger und Bauer, weil er sich durch dieses Kaisers Walten und Gesetze in seinem Herzen wie im Staate gehoben fühlte. Friedrichs neapolitanische Regierung begann damit, daß er erst wieder einen Rechtsboden schuf. Die eingedrungenen Besitzer, gleichviel ob geistlich oder weltlich, mußten die Güter verlassen, und die rechtmäßigen Besitzer hatten fortan ihren Hort in wohlbestellten Gerichtshöfen. Eine andere große Wohlthat war die Einführung des deutschen Steuerwesens. Noch bestand die altrömische Art der Steuererhebung, welche für den Fürsten so bequem, für das Volk so drückend, nämlich die Verpachtung der Steuern. Friedrich führte statt dessen eine Einkommensteuer ein, welche durch die königlichen Beamten erhoben wurde. Sodann konnte jeder Hörige gegen seinen Gutsherrn bei dem Könige klagen. Mit neuen Abgaben sollte er nicht belastet werden. Die Gemeinden erhielten ihre eigene Verwaltung. Die übermäßigen Vorrechte des Klerus und seiner Güter wurden beschränkt. Königliche Boten reisten in den Provinzen umher, um Nothständen abzuhelfen.

Den Krieg suchte der Kaiser möglichst von seinen Erblanden fern zu halten, und mit welcher Kunst er ihre Völker zu behandeln wußte, davon legte er an den Sarazenen ein Meisterstück ab. Sie hatten sich zu Anfang seiner Regierung in Sizilien empört, weil man sie zu regelmäßiger Steuerleistung heranzog. Von den verschanzten Bergen im Innern der Insel machten sie verheerende Streifzüge; schon strömten wieder frohlockende Glaubensgenossen aus Afrika ihnen zu. Friedrich bekämpfte sie erst mit dem

Schwerte, und dann durch seine Milde. Er durfte es wagen, sie aus Sizilien, wo ihnen Afrika zu nahe lag, nach Lucera in Apulien und nach Nocera bei Salerno zu verpflanzen: sie stellten ihm dennoch zwanzigtausend der treuesten Soldaten, die mit seinen Deutschen den Kern der kaiserlichen Heere bildeten.

„Die Wissenschaft," so schrieb Friedrich nach Bologna, als er der Universität des Aristoteles Werke sandte, „soll den Regierenden zur Seite gehen: sie muß die Geister hell kräftig und hochstrebend machen, denn sonst sinkt die Welt in Trägheit und Unwissenheit." Mit welcher Lust und Freude sorgte er daher für Hebung der Bildungsanstalten im eigenen Lande! Die Hochschulen der Medizin zu Salerno und Neapel, das er zur Universität erhob, blüheten durch den Ruhm der Professoren, wie durch Zahl und Ehrtrieb der Studenten. Friedrichs Verordnungen über das Studium der Medizin lesen sich als von gestern. Fünf Jahre sollen die jungen Leute studiren, in Neapel oder Salerno, und dann ihre Staatsprüfung machen in Gegenwart eines königlichen Kommissars; in ihren Doktoreid sollen sie auch die Pflicht nehmen, mit keinem Apotheker unter der Decke zu stecken, arme Kranke unentgeltlich zu behandeln, Pfuscher anzuzeigen; ehe ihnen aber die Praxis freigegeben wird, müssen sie erst ein Jahr unter der Aufsicht eines angesehenen Arztes arbeiten. Für seine Lieblinge, die Studenten, bestimmte der Kaiser die Höhe der Hausmiethe, damit sie nicht geprellt würden, und ließ billige Pfandhäuser einrichten, um sie den Händen der Manichäer zu entreißen.

Als Kaiser Friedrich in Firenzuola bei Lucera plötzlich starb, glaubte der Papst die Zeit gekommen, wo er endlich

das süditalienische, oder wie man es nannte, das apulische Reich als sein Eigen zum Kirchenstaat schlagen könne. König Konrad sank mitten auf seiner Siegeslaufbahn in's frühe Grab. Sein ritterlicher Halbbruder Manfred sah das Reich furchtbar aufgewühlt: um ihm Frieden zu verschaffen, unterwarf er sich dem Papste, hielt ihm den Steigbügel, und wollte nur päpstlicher Statthalter sein. Da waltete Innocenz IV. frohlockend als König in Neapel. Als aber Manfred erkannte, es sei auf Vernichtung des hohenstaufischen Hauses abgesehen, verließ er heimlich den päpstlichen Hof, stieg, nur von einem Jägermeister seines Vaters geführt, auf halsbrechenden Pfaden über das Gebirge, und klopfte in Morgenfrühe an die Thore von Lucera. Dort waren ihm die tapfern Sarazenen noch treu, dort hüteten sie ihm noch einen großen Schatz. In kürzester Zeit hatte er ein neues Heer gerüstet, schlug die päpstlichen Schaaren, wo sie nicht schon vorher das Weite suchten, und rückte in raschen Märschen auf Neapel. Als Innocenz das hörte, starb er vor Grimm und Schrecken. Er liegt in der Kathedrale von Neapel begraben: sein Denkmal zeigt ein feines und scharfes Antlitz.

Manfred hielt jetzt die Geistlichen, seine Widersacher, in strenger Zucht, und ließ sie Steuern zahlen wie andere Leute. Er sorgte für Schulen, für gute Gerichte, für Handel und Häfen, für Landbau und Gewerbe. Die Stadt Manfredonia ist von ihm angelegt. Wie sein Vater hielt er glänzenden Hof, umringt von schönen Frauen und Dichtern und Gelehrten. Im Kirchenstaate selbst nahm er bereits feste Stellung, und die Ghibellinen in ganz Italien erhoben ihr Haupt. Da sah die Kurie ein, daß Süditalien sich nimmermehr an Rom knüpfen lasse, man warb auf's

Neue Anjou als König dafür, zufrieden, daß er dienstwilliger und geldzahlender Lehensmann des Papstes sein, sich strenge auf Süditalien beschränken, und den dortigen Klerus unabhängig stellen wollte. Nun wurde auf's Neue Himmel und Hölle wider die Ghibellinen in Bewegung gesetzt, es folgten die Schlachten von Benevent und Tagliacozzo, welche an Stelle der deutschen Herrschaft in Italien die französische aufrichteten, und Manfreds Leiche wurde am Ufer des Verdeflusses unter freiem Himmel hingeworfen, Konradin mit tausend andern Hingerichteten am Strande Neapels verscharrt. Erst vor fünfzehn Jahren errichtete König Maximilian von Bayern, damals noch Kronprinz, „dem König Konradin, einem Verwandten seines Hauses," ein schönes Denkmal in der Kirche del Carmine am Merkatoplatze, wo Konradins Schaffot gestanden und Karl von Anjou an seiner Hinrichtung sich geweidet hatte.

Es war ein furchtbares Schicksal, welches die Hohenstaufen in Italien vertilgte. In noch nicht zwanzig Jahren starben Konrad in der Jugendblüthe vom Fieber hingerafft in Lavello, Manfred im Schlachtgewühl bei Benevent, Konradin auf dem Blutgerüst in Neapel, der schöne ritterliche Heinz (König Enzio) im Kerker zu Bologna. Manfreds Gemahlin war im Kerker das Herz gebrochen, ihre drei Söhne schmachteten im Kerker mit ausgestochenen Augen, nur zwei Töchtern Manfreds war ein besseres Loos gefallen. Konstanze war bei dem Tode ihres Vaters bereits Königin von Aragonien, ihr Gemahl vertrieb die Anjous aus Sizilien, ihr Urenkel Alfons aus Neapel. Ihre Schwester Beatrix war achtzehn Jahre im Eikastell gefangen: sie ahnte die Pracht des Himmels und der Erde, die rings um ihre Mauern blühte, doch gefangen blieb sie als Kind,

gefangen als Jungfrau. Erst als der sizilianische Admiral die glorreiche Schlacht vor Neapel geschlagen, und mit König Karls einzigem Sohn auf dem Verdeck an das Kastell fuhr und drohte, er lasse dem Prinzen den Kopf vor die Füße legen, wenn nicht sofort Beatrix das Schiff besteige: erst da wurde die Königstochter frei, und fuhr unter königlichen Ehren auf dem siegreichen Admiralsschiffe nach Palermo. Dort schloß Konstanze die Schwester, die sie jetzt erst kennen lernte, an's Herz. Ihre drei Brüder aber mit den ausgestochenen Augen blieben und starben in Anjous Kerker.

So gingen die Hohenstaufen unter, jedoch ihr Werk nicht mit ihnen, nicht das Staatsgebäude, das sie auf normannischen Grundlagen herrlich ausgebaut hatten. Es war für Süditalien noch viel mehr, als für das übrige Europa das Reich Karls des Großen, und blieb in seinem Grundbau unzerstörbar.

XXVII.

Die Anjous.

Diese Nachfolger der Hohenstaufen haben in Unteritalien beinahe zweihundert Jahre regiert. In dieser langen Zeit haben sie keinen einzigen kulturgeschichtlichen Gedanken zur Reife oder zum Ausdruck gebracht. Wohl aber nagte in ihnen beständig ein Länderhunger, und ihre Ränke und Kriege hörten niemals auf. Der Papst war ihr Urheber und blieb ihr geistlicher Onkel: er griff als Oberlehensherr ohne Umstände in die Regierung Neapels ein. Sich bei dem Papste lieb Kind, oder wenigstens in Rom eine starke Partei zu machen, war der erste Artikel in der Politik der Anjous. Zwei von ihnen, der eine König von Neapel der andere König von Ungarn, führten das päpstliche Maulthier am Zügel, als der neuerwählte Cölestin von seinem Einsiedlerberge herunter kam und in die Abruzzenstadt Aquila einzog. Der Papst durfte unter dem zweiten Anjou die Besteuerung Neapels ordnen, durch seinen Le-

gaten sollte das zu erobernde Sizilien regiert werden. Rom ertheilte dagegen Gnaden, Rath, Unterstützung durch Gesandte, auch wohl Geld und geistliche Zehnten, damit von den Anjous alles Ghibellinische ausgerottet werde. Nicht selten aber wurden die Schützlinge des Papstes sehr ungeberdig und machten ihm hart zu schaffen. Schon der Erste stellte seine Pläne in dreifacher Richtung: als Haupt der Welfen wollte er die Hegemonie in Oberitalien führen, Sizilien wollte er um jeden Preis wieder erobern, Konstantinopel wollte er bei guter Gelegenheit nehmen. Da die Anjous auch die Provence besaßen, so wurde das erste Ziel zeit- und theilweise erreicht, von dem zweiten sehr wenig, von dem dritten nichts.

Karl, der Bruder des heiligen Ludwig, regierte in Neapel durch Blutgerichte. Nie sah man ihn lächeln in vierzigjähriger Regierung. Konradins gefangenen Soldaten ließ er erst die Füße abhauen, sie dann in eine Scheune auf einen Haufen werfen, dann das Gebäude anzünden. Konradins Unternehmen kam ihm recht gelegen. Schon vorher hatte er schrecklich unter Manfreds Anhängern aufgeräumt. Keiner war verschont geblieben: Gnade war es, wenn er bloß Amt und Güter verlor. Als jetzt fast alle besseren Männer des Landes, sei es aus Rache, Verzweiflung, oder aus Mitleid mit dem armen Volke, sich für Konradin erhoben, oder sich wenigstens im Dienste des vom Papste aufgedrungenen Franzosen lässig zeigten, da konnte der König eine Nachlese halten. Soviel an ihm lag, dachte er keinen Ghibellinen übrig zu lassen. Die Henker bekamen so lange Arbeit, bis das Volk derartig zugerichtet war, daß Karl von Anjou es regieren konnte. Der Hochwald rauschte

nicht mehr: all die hohen Bäume lagen gefällt. Außer den russischen Iwans hatte dieser Franzose schwerlich seines Gleichen in Europa. Selbst der Papst, der ihn gehoben hatte, schrieb ihm: „er betrüge seine treuesten Anhänger, verachte seine Unterthanen, stoße Jedermann zurück, übe an Allen ohne Unterschied grausamen Frevel, deshalb sei er Allen verhaßt und werde von Allen verflucht." Er aber kümmerte sich um kein Versprechen, um keine öffentliche Meinung. Sobald er sich fest im Sattel fühlte, ging er auf Eroberungen aus und ließ nicht ab, bis er den Kirchenstaat wie Toskana beherrschte. Schon rüstete er sich, Konstantinopel zu erobern, da zerbrach ihm die sizilianische Vesper all sein Glück und seine Berechnung. Verzweifelnd starb er im Beginne des Jahres 1284. Die Italiener, welchen der Kaiser Heinrich VI. als ein „Cyklop" erschien, nannten diesen ersten Anjou den „Teufel im Paradies", auch wohl den „Karlotto", den häßlichen Karl, denn er war häßlich an Leib und Seele. Seinen Unterthanen zerfetzte er Friedrichs freisinnige und geordnete Staatsverfassung, sogar dessen Urkunden und Münzen ließ er in seinem Haß gegen Alles, was hohenstaufisch, vernichten. Das Parlament wurde mißachtet, das Gesetzbuch Friedrichs beseitigt, das Volk mit furchtbaren Steuern beladen, die Geistlichkeit dagegen für steuerfrei erklärt. Wollte der Adel seine Töchter verheirathen, mußte er erst den König fragen; denn dieser gab die reichen Erbinnen gern an seine Franzosen. Nur Franzosen oder Verräther an den Hohenstaufen erhielten Aemter und Güter. Französisches Wesen wurzelte im Lande ein, und noch heutzutage steht Neapel französischen Einflüssen weiter offen, und spricht mehr französisch, als irgend ein anderes Land Italiens.

Der zweite Anjou, Karl II., war milder und furchtsamer, als sein Vater, und eine bloße Puppe in des Papstes Händen. Seine fünfzehnjährige Regierung war fast von beständigem Krieg um Sizilien erfüllt, und er erreichte soviel, daß er sich König von Sizilien nennen sollte, der wahre König aber bloß König von Trinakrien.

Auch der bedeutendste der Anjous, der ruhmliebende Robert der Gute, der sich von Dichtern ansingen ließ und Künstler wie die Masuccios beschäftigte, war ein Mann ohne tieferen Gehalt. Die Welfen, vor allen Papst Johann XXII., trieben ihn zu unaufhörlicher Thätigkeit: er gelangte zu großem Ansehen in Italien, zeitweise führte er wirklich die Hegemonie. Sizilien wurde von Robert beständig verheert, und nur dem ausdauernden Heldenmuthe ihres Königs Friedrich II. und seiner Bundesgenossen, der Ghibellinen Italiens, und der Bürger in Sizilien war es zu danken, daß die Insel vor einem Anjouloose bewahrt blieb. Jener König Friedrich mußte sich vor Allem auf die Treue der Städte stützen: gegen päpstliche Bannflüche waren sie längst abgehärtet, und des Landes Wohl ging ihnen über Alles. Edelleute schloß er von städtischen Stellen aus, ließ jedoch dem Adel auf den Parlamenten, die er regelmäßig berief, seinen rechtmäßigen Einfluß. Die Ghibellinen aber strömten überall hin, wo ein Anjou zu bekämpfen war; denn der tödliche Haß gegen Alles, was hohenstaufischer Gesinnung, schien diesem Hause angeboren. Zweimal gerieth Robert in große Gefahr. Kaiser Heinrich VII. ächtete ihn und drohte, ihm den Kopf vor die Füße zu legen, und Kaiser Ludwig der Bayer hatte mit den Sizilianern einen guten Plan gemacht, Neapel zu er-

obern. Allein das Unternehmen von beiden Kaisern zerging nicht minder, als Alles, was Robert anstrebte.

Unter diesem Hin- und Herwogen der Parteien und der gierigsten Leidenschaften litten die Volkskräfte Schiffbruch. Der kriegerische Geist nahm ab, und während man in Neapel anfing, statt der Waffen Spazierstöcke zu tragen, wurden die Obersten der Söldnerhaufen Herren der Provinzen. Die ersten Zeiten der Normannen schienen wiedergekehrt. Man kann diese Söldnerführer, in welchen sich Kriegsruhm und Habsucht vereinigte, im Kleinen auch mit Generalen des dreißigjährigen Kriegs vergleichen, wie Wallenstein Mansfeld Christian von Braunschweig und andere, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Italiener um Geld käuflich waren für Alle. Wer das meiste Gold rollen ließ, der hatte sie, und wer die stärksten Söldnerhaufen aufstellen konnte, namentliche viele „ultramontane Reiter", d. h. deutsche Reisige, der erlaubte sich jeden Frevel wider göttliches und menschliches Recht.

Die fünf letzten Anjous, deren Regierungszeit die hundert Jahre von 1343 bis 1442 ausfüllt, kannten kein anderes Glück und Ziel mehr, als sinnlich zu schwelgen und sich in Ränken zu begraben.

König Roberts einziges Kind war Johanna, eine Prinzessin voll Geist Schönheit und lebhaftem Wesen, aber leichtsinnig über die Maßen. Als ihr Vater noch lebte, wurde sie schon vergöttert und von Schöngeistern besungen. Petrarca selbst hatte ihren Geist gebildet, und man nannte sie, weil sie soviel wußte, die neue Königin von Saba. Mit sechszehn Jahren sah sie sich als herrschende Königin. Ihr Vater hatte sie an seinen Neffen Andreas von Ungarn

verheirathet: dieser war roh und hochfahrend wie ein Magyar, und wollte allein König spielen. Sie aber konnte ihn nicht ausstehen, und lebenslustig wie sie war, ritt sie mit Andern auf die Jagd. Bald genug erzählte Alles von ihren geheimen Abenteuern. Es bildeten sich jetzt am Hofe zwei Regierungen, die zahlreichen Prinzen und Frauen des königlichen Hauses theilten sich, und da Neapolitanern das Ränkespinnen so natürlich ist, wie Franzosen das Prahlen, so wurden die Anschläge der Parteien immer rastloser, und immer giftiger. Prinz Andreas erwartete jeden Tag vom Papste sein Königspatent, und ließ sich schon zum Voraus eine Krönungsfahne machen, auf welcher über seinem Wappen Klotz und Henkerbeil erschienen. Was das bedeuten sollte, war leicht zu errathen, und man dachte sich vorzusehen. Es war große Jagd bei Aversa gewesen, in der Nacht wurde Andreas aus der Königin Gemach gerufen, wichtige Depeschen seien da. Er springt auf, Johanna voll Angst fleht ihn an, nicht hinauszugehen, er aber ist ungeduldig auf des Papstes Bulle. Wie er aus der Thüre tritt, umringen ihn Verschworene, die ihm eine seidene Schlinge um den Hals werfen. Man hielt ihn nämlich für hieb- und stichfest durch einen Talismann, den seine Mutter von einer Zigeunerin erhalten. Der Prinz, ein kräftiger Mann, wehrt sich verzweifelt, wird im Gemenge an's Fenster gedrängt, hinausgestürzt und von andern Verschworenen, die unten im Garten harren, elend erdrosselt. Seine Amme Isolde, die ihn mit mütterlichem Auge stets bewachte, eilt auf den Lärm herbei. Die Königin sitzt im Bette, beide Hände vor dem Gesichte. Sie weiß nicht, was sie auf die Fragen der Amme antworten soll. Da hört diese Stimmen im Garten, leuchtet aus dem

Fenster hinunter, und erkennt die verzerrten Züge ihres Herrn, welchen die entweichenden Verschwornen verlassen. Johanna reiste nach Neapel. Die andern Prinzen, besonders Karl von Durazzo, forderten vom Großkanzler strenges Gericht, schauerliche Hinrichtungen folgten, selbst an vornehmen Beamten. Auch Philippine, die vertraute Kammerfrau der Königin, starb mit Sohn und Enkelin unter fürchterlichen Martern auf dem Wege zum Richtplatz.

Dies Nachtstück von Aversa war der Anfang von Johannas Regierung, das Ende noch schrecklicher. Sie hatte sich mit einem Prinzen ihres Hauses, Ludwig von Tarent, den sie schon früher liebte, sehr bald wieder verheirathet. Der Bruder des Ermordeten aber, König Ludwig von Ungarn, zog heran und ließ eben jenen Karl von Durazzo in Aversa aus demselben Fenster stürzen und erdrosseln, wie es mit Andreas geschehen war. Johanna flüchtete nach der Provence. Indessen mußte auch Ludwig mit seinen Ungarn vor der Pest und dem Hasse des Volkes weichen: seine deutschen Kriegsvölker ließ er in den Burgen zurück. Nun verkaufte Johanna ihren Schmuck, verkaufte Avignon an den Papst, warb deutsche und andere Söldner, und landete bei Neapel, dessen Volk sie mit Jauchzen empfing. Doch nicht ihr gehörte jetzt das Königreich, sondern den Söldnern, die sehr bald den Krieg auf eigene Rechnung führten. Das ganze Land war ihr freies Beutefeld, und als sie genug hatten, theilten sie ehrlich, und die deutschen Obersten zogen mit ihren Leuten und einem langen Wagenzug durch den Kirchenstaat Italien herauf und über die Alpen. Auf den Wagen saßen zwischen kostbarer Beute auch viele schöne Italienerinnen, welche sich die Deutschen

zusammen geholt hatten. Vor Neapel aber erschien siegreich zum zweitenmal der König von Ungarn. Johanna schloß sich im festen Gaeta ein. Ihr Unglück war der Verdacht, daß Blutschuld auf ihrem Haupte laste. Sie sollte sogar die Schnur, mit welcher ihr Gemahl erdrosselt wurde, mit eigener Hand von Gold und Seide gewirkt haben. Diese Ehre, hätte sie gesagt, sei sie ihm schuldig. Vergebens erbot sich der neue Gemahl, ihre Unschuld mit dem Degen gegen den Ungar zu beweisen. Sie mußte sich dem Urtelsspruch des Papstes unterwerfen. Nun wurde die Mordgeschichte nochmal eindringlich untersucht, und das Endurtheil sprach im Jahre 1351 Johanna von aller Blutschuld frei. Was aber die eheliche Untreue anging, so erklärten ihre Gesandten: sie sei bezaubert gewesen, und das wurde sogar durch Zeugeneid bewiesen. Jetzt gab der Ungarkönig Frieden. Ersatz von Kriegskosten wies er zurück, denn nur um der Gerechtigkeit willen habe er die Feldzüge unternommen.

Es regierte Johanna noch dreißig Jahre lang, und Niemand erzählte mehr von ihren Liebesgeschichten. Ihr Leichtsinn hatte sie verlassen, jedoch nicht ihr gutes Herz und ihre Lebenslust. Gar zu gern hörte sie Boccaccio seine lustigen Novellen vorlesen. Er fand an ihrem Hofe Stoff genug dafür, aber auch die tiefste Leidenschaft seines Lebens in Fiammetta, einer natürlichen Tochter König Roberts. Johanna hatte ein Gefühl ihrer eigenen Schwäche. Ihren Gemahl ließ sie zum König krönen. Dieser hatte die ersten Jahre genug zu thun, sich mit räuberischen Söldnern im eigenen Lande umher zu schlagen, bis er ihren Abzug erkaufte. Sizilien hätte er beinahe erobert, wäre

er nicht in ein hitziges Fieber gefallen und gestorben. Johanna, die jetzt sechsunddreißig Jahre alt und durch den Tod auch ihrer Kinder beraubt war, mußte an die dritte Ehe denken; denn das Volk wollte es so. Sie vermählte sich mit dem Infanten Jakob, der König der Insel Majorka war, hatte aber wenig Hülfe und Freude von ihm. Denn er war meist in spanischen Kriegen abwesend, einmal mußte sie ihn mit hohem Lösegeld aus der Gefangenschaft frei kaufen. Kinderlos ernannte sie zu ihrem Nachfolger einen Prinzen ihres Hauses, Karl von Durazzo, der bei seinem Vetter Ludwig in Ungarn erzogen wurde. Er war Neffe des erdrosselten Durazzo, und Johanna verheirathete ihn mit dessen Tochter. Da er aber wieder nach Ungarn ging, ihr dritter Gemahl starb, und sie des unbotmäßigen Adels nicht Herr werden konnte, so ließ sie ihre Hand dem Prinzen Otto von Braunschweig antragen. Dieser lebte in Italien als Vormund der Söhne des Fürsten von Montferrat, und genoß großes Ansehen als ein Ehrenmann und als kluger und tapferer Ritter. Er wurde ihr vierter Gemahl, Beide hatten die Fünfzig schon hinter sich. Otto bestärkte Johanna in der milden und weisen Regierung, welche sie seit dem Friedensschluß mit dem Vetter von Ungarn geführt hatte.

Nun wurde in Rom Urban VI. zum Papste gewählt. Es war wild und unordentlich dabei zugegangen, und die französischen Kardinäle flüchteten in's Neapolitanische und erklärten die Wahl für nichtig. Unglücklicher Weise benahm sich Urban, als Otto ihn zu begrüßen nach Rom kam, über die Maßen grob; denn er war rauhen Sinnes und niederer Herkunft. „Er müsse wohl endlich,“ sagte er zu Otto, „in Neapel Ordnung machen, Frauen taugten

nicht zur Regierung, Johanna solle in's Kloster gehen und spinnen lernen.“ Zornig verließ der Braunschweiger Rom, und die Folge war, daß die französischen Kardinäle zu Fondi Clemens VII. wählten, und dieser feierlich in Neapel empfangen wurde. So begann das unheilvolle Schisma. Urban aber predigte das Kreuz wider Johanna und Otto, rief Karl von Durazzo herbei, sich des Throns zu bemächtigen, und schmolz die heiligen Kirchengefäße ein, ihm Rüstungsgelder zu verschaffen. Von schwerem Krieg bedroht, von ihrem Adel schon halb verlassen, erklärte Johanna, um sich Frankreichs Hülfe zu verschaffen, den französischen Prinzen Ludwig von Anjou zu ihrem Thronerben. Aber schon pochte der Andere an Neapels Thore, er hatte Otto, der ihn bei San Germano erwartete, umgangen, und dieser lagerte jetzt vor dem entgegengesetzten Thor. Karl wagte nicht, dessen kleines Heer anzugreifen, erregte aber Aufstand in der Stadt, drang ein, und Otto konnte bloß seine letzten Haufen niederhauen. Johanna war in's Neukastell geflüchtet, mit ihr eine Menge, der sie Aufnahme gewährte. Karl schloß sie auf's Engste ein. Bald waren die Lebensmittel verzehrt, auf dem Fleisch, welches Johanna aß, krochen die Maden. Ihr Gemahl wagte für ihre Rettung den letzten äußersten Versuch. Eine heiße Schlacht entspann sich unter den Mauern des Kastells, hin und her schwankte die Entscheidung. Otto, der das Weiße in seines Gegners Auge suchte, stürzte sich in's dichteste Gewühl, wurde verwundet und gefangen. Nun siegte Karl, und die Königin ergab sich. Fünf Tage zu spät kamen ihre Galeeren aus der Provence. Der Sieger verlangte, Johanna solle ihn öffentlich als König ausrufen. Sie aber sprach zu den Provenzalen: „er sei ein undankbarer Thronräuber; bei ihrer Seele Heil

sollten sie nimmer einem Andern huldigen, als Ludwig von Anjou; sie selbst betrachte sich schon als todt." Da ließ Karl sie auf das Schloß Muro abführen in harte Gefangenschaft. Nicht lange darauf erhoben sich Fürsten des Reichs zu ihren Gunsten. Ungarische Mordknechte traten in ihr Gefängniß und erwürgten sie. Eine Woche lang wurde ihre Leiche in Neapel öffentlich ausgestellt. So geschah es im Jahre 1382.

Diese Johanna ist die einzige Persönlichkeit unter den Anjous, welche ein gewisses Interesse erweckt. Und doch, wie schwach erscheint sie als Weib, wie viel unbedeutender noch als Fürstin! Ihr Mörder Karl von Durazzo, und sein Sohn Ladislaus, Beide ein paar gemeine Naturen, regierten dreißig Jahre beständig im Krieg, theils mit den französischen Prinzen, theils mit Rom, das Ladislaus dreimal besetzte. Volk und Adel waren in zwei Parteien getheilt, das Land voll Räuber, Gewerb und Wohlstand zerstört. Die Provence wurde von Neapel abgerissen. Als Karl von Durazzo nach Ungarn zog, dessen Krone auf sein Haupt zu setzen, lockten ihn Wittwe und Tochter des letzten Königs auf ein Schloß, um freundlich mit ihm zu unterhandeln. Als er in's Gemach getreten, kam ihr Mundschenk und schlug ihn mit dem Streithammer nieder, daß er daran starb. Sein wollüstiger und grausamer Sohn führte ein gräuliches Leben, in ewigem Kriegslärm und niedrigen Lüsten. Er hatte zuletzt auf einem Feldzuge im Kirchenstaat die Tochter eines Arztes aus Perugia bei sich, diese theilte ihm das Gift einer Seuche mit, an der Beide elend starben. Es hätte ihr eigener Vater, ging die Rede, aus Rache und um blankes Geld dem Mädchen das Gift beigebracht. Auf Ladislaus folgte seine Schwester Johanna II.,

der letzte Zweig vom Stamme der Anjous in Neapel. Ihre wilden Geschichten erzählen wir im nächsten Kapitel.

Das Buch der Anjous und Durazzos ist ein Buch aller Gräuel und Seltsamkeit der menschlichen Natur. Diese Könige haben die Stadt Neapel groß und glänzend hinterlassen, das ist das einzige Gute, was Süditalien von ihnen hatte. Die Geschichte erzählt von ihnen keine einzige schöpferische That, keine einzige Wohlthat, die ihr Reich ihnen dankte. Denn sie kannten eben keine höheren Ideen, sondern nur Sinnengenuß und Habsucht. Deshalb griff eine gräuliche Verwilderung der Sitten und der Bildung um sich. Deshalb zerfiel das Land, wozu es sich schon seiner Natur nach neigte, innerlich in zahllose kleine selbstständige Herrengebiete. Denn nur auf die lustreiche Hauptstadt hielten die Könige ihre Blicke gespannt, nur die Hauptstadt vergrößerten und verstärkten sie beständig: die Provinzen, wenn sie nur Steuern bezahlten oder nicht geradezu abfielen, wurden gänzlich sich selbst überlassen. Die Barone konnten in den abgeschlossenen Thälern die ärgsten Tyrannen spielen, kein Mensch kümmerte sich darum: es war genug, wenn sie von Zeit zu Zeit huldigend am Hofe erschienen. Wo und wann er wollte, trotzte der hohe Adel. Um seine Hülfe in den Thronkriegen zu erkaufen, oder um sich Gelder zu verschaffen, verliehen die letzten Anjous Krongüter Städte und Privilegien jeder Art, bis fast Nichts mehr zu vergeben war. Hatte doch schon der erste Anjou mit hundert und sechszig Städten und Ortschaften, die er verschenkte, den Anfang gemacht. Zuletzt wurde den Baronen auch die volle Straf- und Civilgerichtsbarkeit auf ihren Gütern förmlich besiegelt. Der Klerus aber bekam von allem Diesen das Erste und das Beste:

frei durfte er sich König und Gesetz gegenüber stellen. Was blieb Bürger und Bauer übrig? Kleines Geschäft und kleinliche Selbstsucht.

So blieben zwar die Grundmauern des großen Reichsgebäudes, welches Normannen und Hohenstaufen errichtet, bestehen: allein es wurde morsch von innen heraus. Diese Schäden hat noch keines der folgenden Jahrhunderte völlig wieder ausgemerzt.

XXVIII.

König Alfons.

Es war am 26. Januar des Jahres 1443, als ein neuer König aus neuem Hause triumphirend in Neapel einzog, nachdem er all seine Feinde besiegt hatte. Er saß erhöht auf goldprangendem Wagen, den vier weiße Rosse zogen. Zwanzig Reichsbarone hielten darüber den Baldachin. Hinter ihnen kamen Klerus, Adel, Festzüge, und die siegreichen Truppen. Die schönsten Frauen und Mädchen bewillkommneten den Fürsten mit Gesängen und tanzten vor dem Wagen zum Tamburin; denn dieser König glänzte in männlicher Kraft und Schönheit, wie einst Friedrich und Manfred. Von Manfreds Tochter Konstanze, seiner Ahnfrau, leitete er den besten Theil seines Rechts auf Neapel her. Sizilien, das unter den Anjous so lange und so schrecklich von Neapel aus heimgesucht war, hatte jetzt seinen eigenen Fürsten auch dorthin als König geschickt. Die Glücksgöttin und die Tugenden folgten seinem Wagen, und ein gekrönter Julius Cäsar trat

vor ihm und sprach: „Wandelbar sei das Glück, beständig die Tugenden, welche der König pflege, Gerechtigkeit Weisheit Tapferkeit Großmuth.“ In der That hatte König Alfons zweiundzwanzig Jahre lang das eine erfahren, das andere erproben müssen: den Flattersinn des Glücks, die Ausdauer seiner Tugenden. Denn so lange mußte er ringen, ehe er Neapel wieder mit Sizilien vereinigte und sich „König beider Sizilien“ nannte. Fünfzehn Jahre voll der schönsten Erinnerungen für diese Länder sollte er jetzt regieren.

Er war der Erbe Ferdinands, jenes kastilianischen Prinzen, welcher durch Wahl der Reichsstände auf den Thron von Aragon kam, und anstatt Blankas und Capreras auch Sizilien erhielt. Schon im zwanzigsten Lebensjahre war Alfons König von Aragon und Sizilien, von Katalonien und Valencia, von Majorka Sardinien und Korsika. Die Reichsstände wollten ihm einen Rath von sieben Männern beigeben, die gottesfürchtig und gerecht, ohne Leidenschaften und nicht zu bestechen. Der junge Fürst antwortete: „Gebt mir nur einen solchen Mann, und ich trete ihm die ganze Regierung ab!“ Thatenlustig hielt er es in seinem wohlgeregelten spanischen Reiche nicht lange aus, sondern segelte schon nach vier Jahren mit Heer und Flotte aus, um die aufständischen Inseln Sardinien und Korsika zum Gehorsam zurück zu bringen. Mit Sardinien gelang es ihm bald: in Korsika aber widerstand ihm die Seestadt Bonifazio, welche mit den Genuesen, die ebenfalls die Herrschaft auf der Insel beanspruchten, so enge Freundschaft unterhielt, daß man sie Genuas Auge nannte. Die Belagerten thaten Wunder an List und Tapferkeit. Als der König sie ausgehungert glaubte,

schickten sie ihm zum Zeichen, daß sie noch übrig hätten, einen Käse: er war aber aus Frauenmilch gemacht. Im Lager vor Bonifazio erhielt Alfons die Aufforderung: er solle nach Neapel kommen, die Königin wolle ihn an Sohnesstatt annehmen und ihm Krone und Reich hinterlassen.

Es war nämlich in Neapel seit sechs Jahren die einzige Schwester des Königs Ladislaus auf dem Throne, Johanna II., Wittwe eines österreichischen Erzherzogs. Sie war eine stattliche Dame von schöner Haltung, und, obgleich schon vier und vierzig Jahre alt, doch aller Weltlust noch sehr ergeben, und nichts sah sie lieber, als schöne Männer. Ihre üppigen Formen und ihre blendend weiße Hautfarbe zu pflegen, mußten jeden Morgen Schaaren von Eselinnen vor's Schloß kommen, damit aus ihrer Milch der Königin das Bad bereitet werde. Aus Wien hatte sie sich ihren geliebten Mundschenk Pandolfello Alopo mitgebracht, machte ihn zum Oberkämmerer, und ließ sich gänzlich von ihm leiten. Da nun der Günstling jeden Mann bei der Königin verdächtigte, der seiner Herrschaft gefährlich schien, so entstand eine heftige Bewegung unter dem hohen Adel, und dieser, an der Spitze der herrische Graf von Capua, nöthigte die Königin, sich wieder zu vermählen. Ihre Wahl fiel zuletzt auf einen französischen Prinzen, Jakob von Bourbon: er sollte sich aber vertragsmäßig, diese Bedingung hatte ihm Pandolfello gestellt, des königlichen Ansehens enthalten. Als er nun in Manfredonia landete, eilten ihm der Graf von Capua und der hohe Adel entgegen, begrüßten ihn als König und geleiteten ihn feierlich als die neue Majestät nach der Hauptstadt. Johanna schickte ihren Großmarschall, den tapfern Sforza, ihn zu bewillkommnen. Da Sforza ihn aber nicht König nannte,

wurde er gleich festgenommen. Es blieb Johanna nichts übrig, als den Gemahl mit lächelndem Gesicht zu empfangen. Schon am Morgen nach der Brautnacht ließ er Pandolfello einkerkern und so lange foltern, bis der Gequälte der Königin Lebenswandel offenbart hatte: dann wurde er auf öffentlichem Markte enthauptet. Johanna aber mußte in's Neukastell: dort eingesperrt, stand sie unter dem Argusauge eines alten Franzosen; wenn sie nur etwas bei Seite wollte, mußte sie ihn um Erlaubniß fragen.

Nun hatte aber der Bourbon ein schroffes kaltherziges Wesen, die Hofämter und andere schöne Stellen vergab er nur an Franzosen. Sechs Monate nach seinem Einzug hatte er keinen Freund mehr in Neapel, als die er sich mitgebracht. Der Graf von Capua ließ die Königin merken: er wolle sie befreien, und müsse auch der Bourbon fallen. Die kluge Johanna bestellte ihn heimlich zu sich, ließ aber ihren Gemahl sich hinter einem Teppich verbergen, daß er Alles höre. Da sagte der Graf: am nächsten Abend würde sein Schreiber der Königin Geschenke bringen; er selbst wolle verkleidet unter den Lastträgern mitkommen, und sich im Gemach der Königin verbergen; sobald Jakob schlummere, ersteche er ihn und werfe seinen Kopf in den Burghof; dann würden die Franzosen schon machen, daß sie davon kämen. Nachdem er dies unter heiterem Gespräch geäußert hatte, machte er auch dem König einen Besuch, und wollte eben wieder auf's Pferd steigen, als er ergriffen wurde und auf die Folter geschleppt. Nach zwei Tagen sah man die Köpfe von ihm und seinem Schreiber auf Pfälen ausgesteckt, wo sie so lange blieben, bis der Wind sie herabwehte und die Hunde darüber herfielen. Johanna wurde jetzt von ihrem Gemahl milder behandelt,

und als sie noch ein langes Jahr sich wohl verhalten, durfte sie eines Abends ohne den König zum Gartenfeste eines reichen Florentiners. Blaß und abgehärmt erschien sie, laut wurde allgemeines Mitleiden. Die jungen Adligen drängten sich bei der Abfahrt um ihren Wagen, und jetzt rief Johanna: „Meine Getreuen, verlaßt mich nicht!“ Es entstand ein Auflauf und der König eilte voll Schrecken in's Eikastell. Als Johanna das hörte und daß der König so bange sei, wechselte sie die Rollen. Jetzt setzte sie ihm Wachen vor die Thür, jagte seine Franzosen fort, erhob Sforza aus dem Kerker zum Reichsmarschall, und später zum obersten Seneschall den Grafen Sergianni Caracciolo. Dieser war ein ruhmreicher Ritter, in der Vollreife des männlichen Alters, und jeder Zoll an ihm war Kraft und Klugheit. Johanna, heißt es, bemächtigte sich seiner auf sinnreiche Art. Sergianni hatte, wie das wohl vorkommt, einen entsetzlichen Abscheu vor Mäusen. Als er nun eines Abends mit der Königin Schach spielte, ließ sie plötzlich eine Maus über den Tisch laufen. Der Ritter sprang wie rasend auf, stürzte in die offnen Gemächer Johannas, sie eilte lachend hinter ihm her, und als sie wieder erschienen, war er ihr Gebieter geworden. In der That leitete er sie und das Staatswesen mit großem Verstande. Ueber das Alles ärgerte sich König Jakob so sehr, daß er wieder nach Frankreich ging und Franziskaner wurde.

Nun aber hatte der Papst, der Lehensherr Neapels, ein Einsehen und erkor den Prinzen Ludwig III., den Sohn des von Johanna I. zum Thronerben ausersehenen Anjou, zu Johannas II. Nachfolger: er sollte ihr sofort an die Seite gesetzt werden, um ihr Benehmen zu zügeln. Zugleich gewann der Papst den Sforza mit seinem Kriegs-

volk, der berühmte Kriegsoberst sollte Ludwigs Vizekönig werden. Schon sah man seine wilden Schaaren von Neapels Thürmen, Ludwigs Galeeren aber landeten auf der andern Seite. Nur mit Mühe hielt Sergianni die unruhigen Barone nieder. Bei Todesstrafe durfte Keiner, der verdächtig, sein Haus verlassen. In dieser Noth erklärte die belagerte Johanna den König Alfons von Aragonien, der vor Bonifazio lag, zu ihrem Adoptivsohn und Thronerben. Seine Generäle riethen ihm ab, er solle nicht bauen auf den Unbestand Johannas und ihres Volkes, das ganze Königreich sei bereits in Ludwigs Händen. Alfons aber reizte das ritterliche Abenteuer, und noch viel mehr die Aussicht, der Hohenstaufen Südreich wiederherzustellen. Seine Galeeren erschienen vor Neapel, die feindlichen Schiffe lichteten eilig die Anker; Johannas Kriegsoberst Braccio, wie Sforza ein Söldnergeneral, den sie mit den Städten Capua und Aquila belehnte, drang in die Hauptstadt ein; und Alfons wurde, als er im Juli 1421 dort landete, auf das Herrlichste empfangen. Johanna umarmte öffentlich den schönen Adoptivsohn, und die ganze Stadt war voll Jubel und Freude.

Das dauerte jedoch nicht allzu lange. Die Königin fand es unangenehm, daß Alfons sie gar nicht aus den Augen lasse, und Sergianni, des jungen Königs Schönheit fürchtend, redete Johanna ein: der Spanier belauere sie auf Schritt und Tritt, werde sie nächstens unterdrücken, und sich an ihre Stelle setzen. Alfons aber dachte, es sei am besten, wenn er sich rasch des Günstlings versichere, und ließ ihn bei Gelegenheit festhalten. Als er darauf zur Königin im Capuanischen Kastell, wo sie wohnte, einreiten wollte, wurde, schon halb im Thor, sein Roß zurückgestoßen,

die Zugbrücke rasselte in die Höhe, und Steine und Ziegel regneten auf ihn und sein Gefolge. Jetzt belagerte er seine schwer gereizte Adoptivmutter im Schlosse. Sie rief sogleich Sforza herbei, der sich auf die Spanier warf und in blutiger Schlacht sie zersprengte. Alfons flüchtete in's Neukastell. Als aber seine Flotte frische Mannschaft herbeiführte, drang er wieder in Neapel ein, steckte die Stadt in Brand, und während Sforza die Königin aus dem Getümmel nach Nola rettete, flüchteten die Einwohner jammernd hinter ihr her. Unvorsichtig genug ließ Alfons ihr auch den Sergianni folgen, er tauschte ihn an Sforza für zwölf seiner vornehmsten Barone aus, die er für werthvoller hielt. Johanna gerieth außer sich, als der Günstling ihr erzählte: man habe ihn lächelnd langsam umbringen wollen, denn ohne Aufhören seien Besucher und Ansprecher gekommen, damit Schlaflosigkeit ihn tödte. Johanna erklärte jetzt die Adoption für null und nichtig, Ludwig von Anjou sei ihr rechter Thronerbe. Diese Erklärung bezahlte das Königreich Neapel noch siebzig Jahre hindurch mit Blutströmen, denn so lange bekämpften sich jetzt Spanier und Franzosen auf seinem Gebiete. Ganz Italien wurde in diese Kämpfe hineingezogen, welche fortan der rothe Faden in seiner Geschichte wurden. Unglückliches Land, das niemals sich selbst angehören sollte! Der deutsche und der byzantinische Kaiser hatten sich zurückgezogen, jetzt bekriegten sich die beiden Westvölker um Italiens Besitz. Als später die Spanier abtraten, standen zum Glück wieder die Oesterreicher an ihrer Stelle.

Johanna eroberte im Jahre 1424 Neapel zurück, und während von ihren Adoptivsöhnen der Franzose gehorsam in Kalabrien weilte, der Spanier sich unmuthig Kriegsruhm

vor Genua in Spanien und Afrika suchte, hatten Johanna und Sergianni wieder eine Reihe guter Jahre in Neapel. Der Letztere wollte zuletzt das reiche Fürstenthum Salerno haben. Als Johanna ihn fragte, ob sie ihn nicht schon zum Großseneschall und Fürsten von Capua gemacht, ob das noch immer nicht genug sei, gerieth er in die größte Wuth und nannte sie ein schlechtes Weibsbild. Johanna brach in Thränen aus. Die schlaue Herzogin von Suessa, längst ihre Vertraute, kam herein und fragte: ob sie nun auch noch Ohrfeigen von ihrem Seneschall wolle? Da willigte Johanna ein, daß man ihn gefangen nehme. Seine Feinde aber drangen des Nachts in seine Gemächer, erstachen ihn, und entschuldigten sich, lebendig habe er sich nicht fangen lassen. Das Jahr darauf starb nach zwanzigjähriger Regierung auch Johanna, nicht unbetrauert vom Volke; denn sie war sehr wohlthätig, liebte die Feste und die Religion, hörte Jedermanns Bitte gutherzig an, und sorgte für gute Rechtspflege. Für ihr Land aber war ihre Regierung eine recht unglückliche, sowohl durch die Kriege, welche sie selbst noch erlebte, als durch die späteren, an welchen sie einen großen Theil der Schuld trug.

Nach Johannas Tode eröffnete Alfons den Krieg mit ganzer Macht. Er erklärte alle Herrschaft der Anjous für Anmaßung, sich allein für den rechten Erben, weil er von Manfreds Tochter abstamme. Indessen sein Gegner Renatus, Sohn Ludwigs von Anjou, war ein heldenmüthiger Ritter. Anfangs war Gaeta Mittelpunkt des Kampfes. Alfons selbst gerieth in der Seeschlacht vor seinen Mauern in Gefangenschaft der Genuesen, welche ihn an ihren Fürsten, den Herzog von Mailand, auslieferten. Ihn aber machte sich Alfons durch geschicktes Benehmen aus einem Feinde zum

Freunde; denn er stellte ihm vor, wie gefährlich es für ganz Italien sei, wenn die Franzosen in Neapel herrschten. Freigelassen sah er Gaeta durch Ueberfall erobert, und erbaute eilig das dortige Kastell, welches jetzt noch steht, und drang siegreich in die Provinzen ein. Als er das erstemal Neapel belagerte, schlug seinem Bruder eine Stückkugel den Kopf vom Rumpf in's Meer. Endlich gelang es, die Hauptstadt zu nehmen. Zwei Maurer, welche den Hunger im hart belagerten Neapel nicht mehr ertrugen, kamen zum König, und zeigten eine unterirdische Wasserleitung, an der sie früher gearbeitet hatten. Darin stiegen Spanier in die Stadt hinauf. Ehe aber Fünfzig oben waren, entstand Lärm, sie retteten sich auf einen Thurm, und während Renatus diesen angriff und einnahm, verließen die Genuesen, in der Meinung, der Feind sei schon in der Stadt, das ihnen zur Bewachung anvertraute Thor. Rasch drang Alfons hier hinein, und Renatus mußte nach tapferem Widerstande auf's Meer fliehen. Nach so viel gemeinen Naturen voll Habgier Untreue und Wohllust erschien dieser letzte Anjou wie ein Engel des Lichts, und gerade ihm mußte, wie schon vielen Königen geschah, die stille Thräne über die Wange rinnen, als er scheidend Neapels Herrlichkeit zum letztenmale sah.

Alfons war nun ein König nach dem Herzen der Neapolitaner. Ohne gerade tieferes Verständniß ihrer Natur zu hegen, paßte er vortrefflich für sie.

Seine erste That, als er Neapel wirklich sein nannte, war das Wiederberufen des Parlaments. Die Barone frohlockten, als sie sich als Stände des Reichs wieder geachtet sahen, wieder Redefreiheit hatten, wieder geistreiche Untersuchungen anstellen konnten über jede Ursache jeglichen

Uebels. Sie erschienen mit einer einzigen Ausnahme sämmtlich und in großem Glanze. Der König mußte ihnen Zollfreiheit und für ihre Gebiete eigene freie Gerichtsbarkeit verbriefen, dann bewilligten sie ihm eine neue Steuerart, einen Dukaten jährlich von jedem Feuerheerd im Lande.

Alfons stellte Recht und Ordnung her in den zerrütteten Besitzverhältnissen, gestaltete den hohen Gerichtshof der Vikarie um, und errichtete einen obersten Hof, den heiligen Rath in Neapel, an welchen man aus all seinen Ländern appelliren konnte. Mit großer Strenge hielt er darauf, daß die Gerichte stets mit tüchtigen Männern besetzt, und diese unbestechlich seien. Dies aber — die Gerichte im guten Gange — kann der Neapolitaner einmal nicht entbehren. Wie der Yankee ist er ein geborner Jurist, und hat noch mehr Prozeßlust. Während jedoch der Amerikaner stets mit habsüchtigen Augen das Geld und Gut verfolgt, das aus dem Prozesse herausspringen soll, ist es dem Süditaliener mehr um die Rechtssache selbst zu thun, um blitzende logische Schlüsse, um feine Fuchsschliche. Ein hübsch verwickelter Prozeß mit einem Dornensträußlein spitzer Fragen erweckt seine Lebensgeister wie ein helles Gläschen Kirschwasser.

In allen Dingen erschien Alfons hochherzig und ritterlich, dabei war er freigebig mit prangenden Titeln und Ehren für den Adel, mit Aemtern und Jahresgeldern für ausgezeichnete Bürgerliche, mit Wohlthaten für das arme Volk. Seine Kasse floß über von Spenden für Wittwen und Waisen. Jeden Freitag gab er Jedermann öffentlich Audienz. Damit gewann er Aller Herzen. Der Neapolitaner ist am stillen Geschäftstag Knauser und Knicker: werden aber, was ihm so leicht begegnet, seine Sinne er=

regt, seine Seele begeistert, dann gibt er Alles her, was er hat oder was in ihm steckt. Sein König soll ihm daher immer auf der Höhe des Muthes, des Glücks und Glanzes, insbesondere der Freigebigkeit stehen. Woher das viele Geld in die königlichen Kassen fließt, darüber ist der Neapolitaner unbekümmert, wenn es nur ersichtlich wieder herausfließt. Ebenso wenig nimmt er es dann pünktlich mit dem Buchstaben des Gesetzes: sein König kann sich viel erlauben, nur muß es auf eine gewisse großartige und prächtige Weise geschehen. Alfons brauchte ungeheures Geld für seine glänzende Hofhaltung, für seine kostbaren Geschenke an schöne Damen und seine endlosen Kriege, er nahm hohe Steuern und hatte eine Steuererhebung eingerichtet, der Keiner entging, und dennoch murrte das Volk nur wenig. Es liebte ihn und freute sich, wenn Alfons ganz allein zu Fuße in Neapel umherging: kein Anjou hätte das gewagt.

Daß der Neapolitaner viele Feste will, und recht glänzende und lärmende, ist natürlich bei der hellen Festesfreude, die ihn vom blendenden Golfspiegel und von allen grünen Höhen anglänzt. Alfons hatte den offensten Sinn für diese landschaftliche Herrlichkeit. Er liebte Neapel. Er schmückte die Stadt mit prächtigen Gebäuden, verschönerte das Neukastell, vergrößerte den Hafendamm und die Grotte des Posilipp, und schwelgte in Festen ohne Ende. Nach Aragonien mochte er gar nicht wieder hin: dort waltete die finstere Gemahlin, welche ihm die Heißgeliebte seiner Jugend, ein schönes Hoffräulein, vergiftet hatte. Er hatte geschworen, die Königin nie wieder zu sehen. Bei Neapel aber in Torre del Greco wohnte die reizende und hochgemuthe Lukrezia von Alagna, eines Edelmannes Tochter,

die er leidenschaftlich verehrte. Vergebens schickte er Gold und Gesandte nach Rom und flehte um Lösung seiner Ehe, damit er sich kirchlich mit Lukrezia verbinde.

Es war ebenso viel Klugheit als Neigung die Ursache, weshalb Alfons beständig Kriege führte oder sich geräuschvoll in die Politik mischte. Das lieben die Neapolitaner. Weil sie stets vom prickelnden Ehrgeiz, von lebhafter Phantasie geplagt sind, so leben sie rastlos in Unruhe und Unbestand. Ihre Fürsten müssen ihnen daher leuchtende Ziele vor Augen stellen, damit ihre Gedanken sich mit der Sache beschäftigen, und immer Stoff vorhanden für die ewig rege Gesprächslust. Alfons hatte keineswegs immer Glück und Erfolg in seinen Staatshändeln und Kriegen mit Genua Florenz und Herzog Sforza, allein Ruhm und Ehre blieben ihm nimmer aus. Das genügte aber den Neapolitanern. Sie sind dankbarer als die Franzosen, welche ihre Fürsten gleich verlassen, wenn sie Unglück haben.

Ganz besonders aber gefiel eine edlere Neigung des Königs. Die Neapolitaner sind ein geistig leicht angeregtes Volk. Die Wissenschaften sind bei ihnen ganz anders beliebt, als im trägen Rom, und wenngleich in der Regel Geduld und Ausdauer fehlt, wie sie zu großen Werken nöthig, so herrscht doch ein gewisser Sinn und Geschmack für Bücher und Ideen. Nun war König Alfons für die Wissenschaft freudig begeistert. Handschriften alter Klassiker wog er mit Golde auf, selbst übersetzte er Senekas Briefe, und Livius und Cäsar kamen auch im Feldlager nicht von seinem Tische. Bei der Belagerung von Gaeta verbot er, Steine von dem nahen Grabmal Ciceros zu nehmen, obgleich man um Bausteine in Noth war. Die aus Konstantinopel flüchtenden Gelehrten nahm er mit Freuden auf, sie mußten

ihm den Herodot Thucydides Xenophon und Plutarch übersetzen. Das blieb nicht ohne Wirkung auf das Volk. Als die Franzosen fünfzig Jahre später nach Neapel kamen, erstaunten sie, wie viele Leute Latein und Griechisch verständen. Die vornehmsten Adligen waren Mitglieder der lateinischen Akademie, und eine Reihe von Männern in Neapel genossen europäischen Ruf in klassischen und Rechtsstudien. Einen Hof ohne wissenschaftliche Männer nannte Alfons eine Nacht ohne Sterne, und Könige ohne höhere Bildung hielt er für gekrönte Gimpel.

XXIX.

Vizekönig Toledo.

„Frankreichs Lilien schlagen keine Wurzeln in Italien.“ Dies italienische Sprüchwort bewährte sich glänzend in den nächsten vierzig Jahren nach König Alfons Tode. Die französischen Könige selbst warfen sich auf Neapel, um jeden Preis wollten sie es besitzen. Ihre Errungenschaft war ein schöner Frühling am Golfe, den Karl VIII. mit dem Verlust eines schönen Heeres bezahlte, und unter seinem Nachfolger Ludwig XII. hielten die Franzosen einmal Neapel und Gaeta fast ein Jahr lang besetzt: das war Alles. Der französische Hof sah endlich ein, daß die Thore des Paradieses von Italien für seine Prinzen nicht aufzusprengen, und unterzeichnete im Jahre 1505 den Frieden von Segovia, der Neapel dem spanischen Könige allein überließ.

Alfons hatte nämlich aus Schwäche für Ferdinand, seinen Sohn von dem schönen vergifteten Hoffräulein, Sizilien wieder von Neapel getrennt. Nur die Insel blieb bei Aragon: Ferdinand erhielt das Königreich Neapel. Er

regierte länger als ein Menschenalter, ein heimtückischer Wütherich, der in seinem Lande dieselben Ziele verfolgte, wie Ludwig XI. in Frankreich. Das Volk wurde durch Steuern und königliche Monopole ausgebeutet, für Geld gab er auch einem Juden ein Bisthum. Als der Adel zweimal in Aufstand ausbrach, räumten die Henker unter den Baronen schrecklich auf. Einmal wurden acht Fürsten Herzoge und Grafen an einem Tage gefangen, eingesäckt, in's Meer geworfen. Durch enge Verbindung mit italienischen Fürsten hielt „der alte Fuchs von Aragon" sich trotz der Aufstände im Innern, trotz der französischen Angriffe von Außen, immer oben. Durch seinen Fürstenbund suchte er Italien zu waffnen gegen innere Unruhen, gegen Franzosen und Türken, gegen päpstliche Herrschsucht. In den letzten Jahren dieses Ferdinand regierte eigentlich sein Sohn Alfons, ein Soldatenkönig, welcher den Vater an herzloser Rohheit noch übertraf. Bei Anzug des französischen Heeres aber schien er plötzlich den Verstand zu verlieren, und flüchtete in die Mönchskutte auf Oliveto bei Messina. Die beiden Letzten aus diesem aragonischen Stamme waren die Edelsten und auch die Unglücklichsten. Alfons II. Sohn sank ein Jahr nach seinem Vater, als die Franzosen vertrieben waren, in's frühe Grab. Sein Oheim Friedrich wurde das Opfer der Wuth des Papstes Alexander VI. und eines schändlichen Verraths, den ihm Ferdinand der Katholische spielte. Seine Kinder starben, nachdem sie Verfolgung Armuth und jede Noth erduldet hatten. Seltsam! Neapels Königshäuser, — die Normannen, die Hohenstaufen, die Anjous, die Aragonier, — alle treiben an ihrem Ende noch ein paar edle Zweige, und gerade diese müssen jammervoll in ihrer Blüthe verdorren.

So hatte unter den Aragoniern nur eine Fortsetzung der Bedrängnisse stattgefunden, die seit Manfreds Untergang Italiens Südreich heimsuchten. In der That sind die nahezu dritthalbhundert Jahre eine einzige große Unglücksperiode, nur durch einige bessere Jahre unterbrochen, wie unter Robert den Johannas und Alfons. Die blutigen Kämpfe zwischen Welfen und Ghibellinen beginnen den Reigen, in beiden Ländern fließt das edelste Blut stromweise. Dann muß das Königreich Sizilien den vollen Leidensbecher leeren: die Habsucht der Anjous führt über die Insel immer neue Gewitter und Verheerungen herauf. Endlich beginnt für das Königreich Neapel schon unter der ersten Johanna der Kampf zwischen den Anjous und den Durazzos, an deren Stelle unter der zweiten Johanna die Aragonier treten. Wäre es der Krieg der Könige allein gewesen, so mochte das Land in den Zwischenpausen immer wieder gedeihen. Allein die feindlichen Königshäuser spalteten auch das Volk in zwei Parteien, die mit tödtlichem Hasse sich verfolgten. Waren die Schlachten geschlagen, die belagerten Städte wieder frei, so dauerte noch geraume Zeit der Kleinkrieg raubgieriger und mörderischer Banden. Das Brigantenwesen, das jetzt die neapolitanischen Berge umstrickt, die Zerstörung zahlloser Wohnstätten, das Erschießen zahlloser Männer war in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in Süditalien beinahe stehendes Uebel. So konnte das Land keine Ruhe finden, um im Innern wieder aufzuleben, während nach außen sein Handel durch das Vordringen der Heere und Flotten des Islams unersetzliche Verluste hatte. Das reiche Sizilien besaß zu Ende des Mittelalters nur noch eine halbe Million Einwohner. In ähnlicher Weise verminderte sich die Bevöl-

kerung in den neapolitanischen Provinzen, während die Hauptstadt zunahm. Der Adel wurde immer zügelloser, die Städte wurden immer leerer an gewerbreichen Häusern, das Landvolk versank immer tiefer in Armuth und Unfreiheit. Jene Kriege und Abenteuer der Könige, jene Verschwörungen und Aufstände des Adels, jene wüste Wirthschaft der Söldnerheere, — dergleichen ragt zuletzt allein noch hervor in der Landesgeschichte, ihr übriger Theil ist stilles Hinsiechen des Volkes.

Seit nach Ausgang des Blanka- und Caprera-Handels in Sizilien, und seit nach dem Frieden von Segovia in Neapel spanische Vizekönige erscheinen, ändert sich die Szene: Ruhe tritt ein. Sie dauert — durch einige Fehden der Barone, durch einige blutige Aufstände in den Städten unterbrochen — über zweihundert Jahre. Spanien, welches auch Mailand besitzt, beherrscht Italien. Die entlegensten Länder der Halbinsel, Sizilien und Neapel, verschwinden aus der Weltgeschichte, man hört nicht mehr von ihnen, man bekümmert sich nicht mehr darum. Woher dieser starke Gegensatz zwischen so langen wildbewegten Zeiten und so langer thatloser Ruhe? Hatten denn alle Stürme ausgetobt?

Ja, sie hatten ausgetobt, wenigstens war die Kraft der Bevölkerung gebrochen. Sie lebte noch, aber es war nur ein häusliches kleines ungeschichtliches Stillleben. Hierin, in der Unlust des Volkes zu neuem Aufschwung, in seiner innern Schwäche liegt die erste und Hauptursache, weshalb es in Neapel und Sizilien still wurde. Der zweite Grund war, daß die europäische Bewegung andere Bahnen einschlug. Nicht mehr nach dem Süden, sondern allein nach dem Herzen Europas ging fortan ihre Hauptströmung. Denn

dort hatte die Kirchenreformation ein Feuer angezündet, welches Deutschland Frankreich England Skandinavien Polen und Ungarn in Brand setzte. Fürsten und Völker waren in heißer Arbeit, entweder die Banner der Reformation hoch zu erheben oder sie auszutreiben. Wer dachte noch an den verlassenen Süden Italiens? Der dritte Grund aber findet sich in einer Regierung von Statthaltern, welche in den Welthändeln keinen Willen hatten, dagegen, was Behandlung ihres Volkes betraf, geschult und geschickt waren in der Politik schleichender tückischer Selbstsucht.

Hocharistokratisch, die Kirche und das Recht ehrend, das Volk sich selbst überlassend, zu Zeiten mit ein paar türkischen Mitteln darein fahrend, so erschien das Regiment der spanischen Vizekönige. Ihre tiefere Politik aber lautete einfach: Alles zersetzen, Nichts beleben, dadurch herrschen. Nichts lag diesen Statthaltern ferner, als die Volkskräfte zu sammeln, und zu des Landes Gedeihen in Thätigkeit zu setzen: Nichts war ihnen widerwärtiger, als das Erwachen eines edlen Ehrgeizes in den Unterthanen. Sie hatten nur die eine Aufgabe, mit möglichst wenig Aufsehen die Länder in Gehorsam zu halten, dabei recht viel Geld nach Spanien zu schicken. Ihre Regierungskunst gipfelte in schlauen Mitteln, wie jede Volksklasse zu vereinzeln, wie ihr Aufstreben zu dämpfen, wie ihren kleinen Trieben und Neigungen Raum zu lassen, wie Alle unter einander in feindlicher Spannung zu erhalten.

Also erhielt der Adel Hoffeste, prächtige Würden und Ehren, leere Titel mit herrlichen Einkünften: beständig wurde er zu größerem Aufwand verlockt, beständig wurde das Adelsbuch mit neuen Herzogen und Markgrafen vermehrt. Das war die glänzende Zeit des Hofadels, der

in Festen und Prunk und Titeln, und in dem Hochgefühl schwelgte, das ihn weit über die dumpfen niedern Reihen des Volkes erhob. An des Vizekönigs Hofe war der Adel höchst geschmeidig: auf seinen Schlössern mochte er dagegen Pächter und Unterthanen bis auf's Blut auspressen, in seinen Familienfeindschaften mochte er die letzte Thatkraft verzehren. Die Prälaten aber wurden in höchsten Ehren gehalten, ihre ohnehin schon zahlreiche Menge noch vergrößert, ungeheure Einkünfte ihnen gewährt. Ueber die niedere Geistlichkeit ließ man der hohen die ausgiebigste und behaglichste Gewalt offen. Dagegen wurde sie gegen römische Befehle und Weisungen möglichst geschützt: keine päpstliche Bulle durfte veröffentlicht werden, wenn sie nicht vorher die königliche Genehmigung erhielt. Nun hatte auch der Mittelstand freie Muße und Sicherheit, seinen Geschäftchen und Prozessen nachzugehen. Die Regierung schützte seine Interessen, schützte seine kleinen Privilegien gegen das Antasten des Adels. Sie ließ zwischen Bürger und Edelmann strenge Gerechtigkeit walten, sorgte aber auf geschickte Art, daß zwischen beiden Ständen das Feuer der Zwietracht niemals ausging. Die blutigen Aufstände in Neapel und Siziliens Städten, in welchen Volk und Adel sich zerfleischten, kommen zum großen Theil auf Rechnung der spanischen Regierung. Sie erzog sich auch einen erblichen stolzen Beamtenstand aus einer Reihe höherer Bürgerfamilien, auf welche sie sich beständig verlassen konnte. Das niedere Volk endlich erhielt Feste in Menge, Freiheit zum Müßiggehn und kleinen Erwerb, und wenn Hungersnoth drohte, ließ die Regierung Kornschiffe kommen. Wurde, was bei neuen Steuern regelmäßig geschah, die Volksmasse ungeberdig, so ließ man sie schreien und lärmen,

und fuhr ihr zuletzt mit blutigem Schwert über die Köpfe. Es gibt ein altes Sprüchwort: Wer Neapel regieren will, lasse es nicht fehlen an den drei großen F, — Fieste Farina Furka (Feste Brod und Galgen). Etwas Wahres muß daran sein; denn jedem kräftigeren Vizekönig wird dies Wort zugeschrieben.

So fühlte sich zuletzt jede einzelne Volksklasse leidlich wohl, dachte dabei immer nur an sich selbst, hegte dagegen Haß und Eifersucht gegen die übrigen. Der Volkskörper war wie mit seidenen Stricken umwunden, die möglichst wenig schmerzhaft und gleichwohl tief genug in die Gelenke einschnitten. Weil aber der frische Umlauf des Blutes im Körper gestört war, weil die Glieder nicht in einander arbeiteten, weil überhaupt Nichts zur Arbeit anregte, so war die natürliche Folge Rückschritt und Verfall, gleichwie ein hohes Haus verfallen muß, welches nichts thut, als vom ererbten Bestande zehren. Mit der Arbeitskraft vertrocknete auch das sittliche Mark im Volke.

In Sizilien, wo das Parlament sich nicht abschaffen ließ, drückte man es zu bloßen Provinzialständen herab, die recht nützlich waren, um kleine Mißbräuche und Landschäden aufzudecken, und Mittel dagegen auszusinnen. Die Reichsversammlung von Neapel wurde nur bei Steuerbewilligungen und großen prunkvollen Gelegenheiten aufgeboten. Das Ansehen der städtischen und anderen Obrigkeiten wurde völlig entwurzelt. Der Vizekönig blieb ununschränkter Herrscher. Natürlich erhielt er seine geheimen Weisungen vom spanischen Hofe, und es wurden ihm die Männer bezeichnet, mit welchen er die Stellen in seinen Ministerium, im Statthaltereirath, und die Vorstände der königlichen Kammer und der höchsten Gerichte besetzen solle.

Sein Amt diente trefflich dazu, Mißvergnügen von der Person des Königs abzuleiten: war etwas versehen, so erschien der Vizekönig als der Schuldige, den man zu gelegener Zeit fallen ließ. In Sizilien, wo jeder Handel heftiger und ärgerlicher auftritt, konnte kein Vizekönig sich lange im Amte erhalten, weil er der regelmäßige Sündenbock für die Fehler wurde, welche der spanische Hof beging.

Es war daher natürlich, daß solche Statthalter selten sich großen Namen machten. Wer immer vorsorglich dämpfen, beschwichtigen, ohne Aufsehen zerknicken und zerschneiden soll, der streckt keine Flügel aus. Der Bedeutendste der Vizekönige, der in vierzehnjährigem Walten es hauptsächlich war, welcher System und Gebäude der spanischen Regierung feststellte, und zugleich in vielfacher Hinsicht ein Wohlthäter des Landes, war Don Peter Toledo, genannt der große Vizekönig.

Er war ein Kastilianer, sein Vater Herzog von Alba, seine Mutter eine Zuniga, eine geistvolle und hochstattliche Dame, welche im Scherz sagte: sie habe das Haus Toledo vergrößert, denn in der That hatte es vorher nur Männer von kleiner Gestalt. Von seiner Lust und Tüchtigkeit in Turnieren hieß der junge Toledo „Turnierkönig“. Der Hof, — denn die spanischen Könige machten, wie die Anjous, unter ihren Großen die Ehen, — gab ihm zur Gemahlin die Erbin der reichen Markgrafschaft Villafranka. Durch Geschick und treue Dienste in Krieg und Aufruhr empfahl er sich so sehr bei Kaiser Karl V., daß dieser auf seinen großen Reisen ihn nicht mehr von der Seite ließ. Als nun Sultan Soliman 1532 in Ungarn einfiel und seine Flotte Unteritalien bedrohte, mußte Toledo eiligst

von Regensburg nach Neapel, damit er als Vizekönig das Reich vertheidige. Toledo stand jetzt im achtundvierzigsten Lebensjahre: in den weiten Welthändeln seines kaiserlichen Herrn hatte er einen großen und scharfen Blick, und eine Sicherheit in der Kunst bekommen, die Menschen und die Dinge zu behandeln.

Er sah ein, das Nöthigste sei, erst im Reiche selbst Ordnung Gerechtigkeit und Stärke herzustellen. Er begann damit, ein paar der vornehmsten Adligen, welche durch die Macht ihres Geldes und Ansehens es bisher vermochten, daß die Gerichte für ihre Verbrechen blind waren, öffentlich enthaupten zu lassen. Zwischen das schlechte und liederliche Gesindel, das sich haufenweise in Neapel umhertrieb, fiel er mit Keulenschlägen, die Schlupfwinkel wurden zerstört, die geheiligten alten Freistätten für Verbrecher niedergerissen. Da kein schönes Mädchen im Elternhause oder Kloster mehr sicher war, daß nicht des Nachts ihr Fenster von Frevlern erstiegen wurde, so ließ der Vizekönig die Todesstrafe für Jeden verkündigen, der Nachts mit einer Leiter ergriffen werde. Der nächste Edelmann, der Nachts von dem Balkon seiner Dame herabstieg, bekam den Kopf vor die Füße. Durch ernste Ansprachen machte Toledo den guten Richtern Muth, den schlechten Schrecken. Sämmtliche hohe Gerichte wurden umgestaltet, mit Beamten und Armenadvokaten vermehrt, wohlgegliedert, und im Kapuanischen Kastell vereinigt. Die Räthe und Vorstände der Gerichtshöfe in den Provinzen mußten binnen vierzig Tagen über ihre Amtsführung Rechenschaft ablegen. Und gleichwie für Recht und Sicherheit, so sorgte der Vizekönig dafür, daß endlich in den Haushalt des Staates Klarheit und Festigkeit kam. Nun

athmeten die rechtlichen Leute auf und singen an, mit Vertrauen in die Zukunft zu blicken.

Zur Vertheidigung des Reichs aber traf Toledo rasche und tüchtige Anstalten. Neapel wurde mit einer neuen starken Mauer umzogen, das Seearsenal vergrößert, die Kastelle wurden wohlgerüstet, St. Elmo unüberwindlich gemacht. Zweimal kam die türkische Flotte vor Neapel in Sicht, und plünderte und scharmützelte Wochen lang an den Küsten. Ihr Admiral wagte nicht, die Hauptstadt anzugreifen, schickte jedoch seine Leute selbst bis Fondi, um des Nachts eine berühmte Schönheit wegzufangen, die Donna konnte noch eben im Hemde fortgaloppiren. Am meisten litten von den türkischen Seeräubern die Städte und Ortschaften an der Küste. Jedes Jahr mußte ungeheure Summen aufbringen, die weggeschleppten Mitbürger und Verwandten wieder loszukaufen. Toledo reisete nun selbst in den Provinzen umher. Den Seestädten ließ er sofort die Festungswerke ausbessern oder neubauen. Um die Küste zog er eine Kette von Wachtthürmen, von welchen Tag und Nacht die Wachen auf's Meer schauten. Kamen verdächtige Fahrzeuge in Sicht, so steckte ein Thurm nach dem andern Fahnen und Feuerzeichen aus, damit die Bevölkerung zeitig flüchte. Als man in Apulien oder Kalabrien die Landung eines türkischen Heeres fürchten mußte, stand Toledo mit wohlbewehrten Streithaufen bei Melfi bereit, sich ihnen hier oder dort entgegen zu werfen. Die Türken ließen wieder ab vom Lande. Seine Rettung war vorzüglich Toledo zu danken.

Für die Hauptstadt Neapel wurde er ein zweiter Gründer. Krumme Straßen wurden gerade gelegt, sumpfige ausgetrocknet, der Toledo, noch jetzt die Hauptstraße, ge-

baut, eine ganze Reihe von Hospitälern Kirchen und prächtigen Gebäuden errichtet. Der erfrischende Seewind konnte jetzt in alle Winkel Neapels eindringen. Die böse Luft aber, welche des Sommers die Stadt mit Fiebern überschüttete, ließ der Vizekönig durch Kanäle entfernen, welche das Sumpfwasser wegführten. Um zwei Drittel wurde die Hauptstadt vergrößert, und die neuen Bewohner strömten ihr von den umliegenden Küstenplätzen zu, weil man dort von Einfällen der Seeräuber Nichts zu fürchten hatte. Was alle Anjous und Aragonier nicht zu Stande brachten, dieser eine Mann that es: Neapel trat in die oberste Reihe der Großstädte. Auch war durch seine klugen Anordnungen Neapel beständig mit Getreide versorgt. Die Juden vertrieb er ihres verderblichen Wuchers wegen, errichtete aber ein Pfand- und Leihhaus, das kleine Summen ohne Zins vorstreckte. Jede Art von öffentlicher Wohlthätigkeit fand an ihm den besten Förderer und Ordner. Doch auch für andere Städte sorgte er. Da er sie von Schulden bedrückt sah, ersann er Pläne, wie sie mit Leichtigkeit sich von dieser Last befreiten. Als Puzzuoli bis an die Dächer unter vulkanische Aschen begraben wurde und alle Einwohner flüchteten, eilte Toledo hin, rief die Flüchtenden zurück, schenkte ihnen Abgabenfreiheit, und baute sich einen Pallast und wohnte unter ihnen, damit die Stadt wieder bevölkert werde. Dann vertheidigte er sie glorreich gegen die Türken, welche sie beschossen.

Toledos Strenge machte ihn bei den Edelleuten verhaßt. Sie ließen alle Hebel spielen, den Kaiser zu bewegen, daß er ihn absetze. Als nun Karl V. nach Neapel kam, sagte er: „Seid gegrüßt, Markgraf! Mich dünkt, so dick und ungestalt seht Ihr doch nicht aus, als man mir

gesagt hat.“ Toledo erwiederte: „Ich weiß wohl, daß man mich bei Eurer Majestät als Ungeheuer schildert, doch so ganz gräßlich bin ich noch nicht.“ Die Bürger aber kamen zum Kaiser und baten, er möge ihnen um Himmels willen nicht diesen Vizekönig nehmen, der sie gegen den Uebermuth des Adels schütze. Gleichwohl sah gegen Ende seiner Verwaltung Toledo Adel und Bürger wider sich in Waffen und höchster Erbitterung. Dies geschah, weil die Neapolitaner keine Inquisition wollten. Die Hohenstaufen hatten sie nicht zugelassen, und unter allen folgenden Königen konnten die Ketzerrichter, obwohl von den Anjous und Ferdinand dem Katholischen sehr begünstigt, doch niemals Fuß fassen: der Haß des Volkes gegen sie war zu groß.

Luthers Lehre war auch in Neapel eingedrungen, besonders deshalb, weil Erasmus Melanchthons und anderer deutschen Humanisten Schriften gerne gelesen wurden. Denn noch immer lebten in Neapel die Nachklänge aus jener Blüthezeit der Literatur und Wissenschaft, die König Alfons herbeigeführt hatte. Florenz und Neapel, — keine berühmteren Stätten gab es in Italien für geistige Frische und Regsamkeit.

Damals schrieb Karl V. dem Vizekönig, er müsse, jedoch auf kluge und gelinde Art, die Inquisition einführen. Denn es hatte wenig geholfen, daß Toledo die mißliebigen Bücher öffentlich verbrennen ließ, eine scharfe Censur anordnete, und poetische Vereine ebenso verdächtig fand, als die ganze Wissenschaft. Nun ließ er im Jahre 1546 römische Inquisitoren ihr Edikt anschlagen: gleich entstanden unruhige Versammlungen, Aufläufe, Gefechte mit den spanischen Soldaten, welche zuletzt von den Kastellen in die Stadt schossen. Diese aber fing an, selbst Soldaten zu werben.

Edelleute fielen einem Gerichtsboten in den Arm, der einen Verbrecher fortführte, und befreiten ihn. Toledo ließ drei dieser Edelleute herausgreifen, prozessiren, hinrichten. Dann ritt er selbst durch die Stadt. Nichts geschah ihm, Volk und Adel aber machten eine „heilige Verbrüderung" auf drei Artikel: dem Vizekönig nicht mehr zu gehorchen, beisammen zu stehen oder zu fallen, Boten an den Kaiser zu schicken. Als Toledo das hörte, wandte er sich lachend zu seinen Kavalieren und sagte: „Meine Herren, jetzt wollen wir uns lustig machen, ich bin abgesetzt und habe nichts zu thun!" Und als mit Lärm und Geschrei jeder Mann genöthigt wurde, sich der heiligen Verbrüderung anzuschließen, spaßte Toledo: es thue ihm so leid, daß er nicht selbst beitreten könne. Allein die Dinge wurden sehr ernst. Weil er nicht nachgab, kam es zu Barrikaden und dreitägigen Gefechten. Da erst machte er Waffenstillstand, und sein und der Stadt Gesandter gingen mit einander an den Kaiser ab. Kluger Weise zog der Vizekönig jetzt die Barone an sich, während das Gesindel in Neapel übermüthig wurde, und die anständigen Leute auswanderten. Man erfuhr, Toledo lasse den Herzog von Toskana, seinen Schwiegersohn, fünftausend Mann rüsten, diese sollten zur See nach Neapel kommen. Rasch stellte die Stadt ein großes Heer auf, griff die Spanier an, und eine mörderische Straßenschlacht folgte. Obwohl nicht das Volk siegte, erfüllte doch der Pöbel vierzehn Tage lang die unglückliche Stadt mit Mord und Plünderung. Denn die Spanier hielten sich in ihren Kastellen und Verschanzungen: nur wo bewaffnete Volkshaufen erschienen, feuerten die Geschütze von Kastellen und Galeeren dazwischen. Endlich kamen die Boten vom Kaiser zurück. Sein erster Befehl war: die Stadt müsse

erst die Waffen niederlegen. Es geschah unweigerlich. Dann wurde die Inquisition zurückgenommen und Amnestie verkündet, mit Ausnahme von dreißig Volksführern, welche sich fast sämmtlich durch die Flucht retteten. Das gute Verhältniß zwischen Neapel und seinem Vizekönig wurde jedoch nur zum Theil wieder hergestellt. Insbesondere grollte der Adel immer heftiger, und Toledo wurde gegen ihn immer strenger. Er starb auf einem Feldzuge wider das aufständische Siena in Florenz, im siebzigsten Jahre seines thatkräftigen Lebens.

Philipp II. und seine Nachfolger ließen es sich noch viel Mühe und Kopfzerbrechen kosten, die Ketzergerichte den Neapolitanern aufzudringen. Jeder Versuch schreckte im Lauffeuer alle Volksklassen auf: so oft hadernd in andern Dingen, ein Herz und eine Seele waren sie im Abscheu und ärgsten Widerstand gegen die Inquisition. Die Könige haben durch Gewalt und Klugheit Alles bei den Neapolitanern durchgesetzt, jedoch niemals die Ketzergerichte.

XXX.

Tanuccis Zeit und die letzte.

Die Regierung der Vizekönige wurde je langwieriger desto verderblicher. Ihre Erpressungen erhielten völlig orientalischen Zuschnitt, als der Hof zu Madrid schwach und verschwenderisch wurde. Es muß schrecklich in einem Lande hergehen, wo der Volkswitz erzählen kann: auf das Jammern seiner Unterthanen, nun könnten sie nichts mehr verkaufen, daß sie die Steuern zahlten, — habe der Herrscher geantwortet, sie hätten ja noch ihre Weiber und Kinder. Die Reihe der Vizekönige beschließen drei deutsche Namen, Daun Gallas Schrotenbach, die jedoch während der zwanzig Jahre, in denen Neapel auch einmal österreichisch war, nur einige gar zu starke Stücke von Ungerechtigkeit und Unterdrückung abstellten. Als nun Karl von Bourbon 1734 als ein neuer Eroberer in Neapel einzog, als unter ihm des Reiches Krone wieder selbstständig wurde, als es wieder sein eigenes Heer, seine eigene Flotte, wieder seine eigene Politik erhielt, da wallte das

neapolitanische Nationalgefühl freudig auf. Frisches Leben erwachte, und ein goldener Wolkenzug unabsehlicher Hoffnungen und Ideale stand über Neapels Golfe. Diese Zeit war wie geschaffen zu Reformen, und die neue Regierung hatte den besten Willen dazu.

König Karl war keine Größe, weder im Feld noch im Kabinet. Aber er hatte ein kriegerisches hochsinniges Gemüth, als leidenschaftlicher Jäger betrieb er den Krieg wie eine glückliche Jagd. Es lebte in ihm ein edler Wille und ein wohlwollendes Herz, er besaß Verstand genug, um die rechten Leute zu seinen Dienern zu wählen, und seine beste Eigenschaft war, daß er seinem Minister Tanucci, dessen Fähigkeiten er vertraute, freie Hand ließ.

Tanucci hat eine Laufbahn gehabt, wie selten ein anderer Minister. Er war Rechtsprofessor in Pisa, und hatte mit soviel Leidenschaft und Scharfsinn für die Ehre des Pandektenkodex von Amalfi gekämpft, daß er Aufsehen erregte. Als er nun bei dem Durchzug Karls das kirchliche Asylrecht, welches in dessen Heer ärgerliche Auftritte erzeugt hatte, in einer Schrift für rechtlos und schädlich erklärte, nahm der erfreute Prinz ihn nach Neapel mit. Dort hat er beinahe ein halbes Jahrhundert lang ruhig den Staat regiert. Dieser vieljährige Minister war durchaus kein genialer Mensch, und hatte weder in Staatskunde noch in Finanzen tiefe Wissenschaft. Nicht einmal ein klares System ist im Gewirre seiner Vorschläge Anordnungen und Erlasse zu finden, sie laufen bunt und zahllos durch einander und widersprechen sich nicht selten. Im Grunde stand Tanucci auch nicht viel höher, als ein schlauer und kenntnißreicher Advokat. Allein er war ein rechtschaffener

Mensch, unermüdlich bei der Arbeit, nahm durch gefälliges Benehmen für seine guten Absichten ein, und hatte ein paar richtige Gedanken im Kopfe, die er unaufhörlich verfolgte. Tanucci ist ein großer Wohlthäter des Landes geworden, und sollte es wahr sein, was vielfach behauptet wird, daß die staatsmännischen Größen in Neapel gar zu dünn gesäet seien, so ist es kein Schade, wenn einst Auswärtige dort wieder gründliche Ordnung schaffen. Ohnehin hat ein Fremder, der keiner Partei oder Familie zu dienen braucht, in allen Dingen freiere Hand.

Tanucci begann vorsichtig mit stückweiser Besserung. Die dickverworrene Mannigfaltigkeit von Rechten und Gesetzen hätte recht sehr ein klares Gesetzbuch bedurft, man versuchte wohl es zu schaffen, brachte aber nichts zu Stande, als die Masse der Gesetze zu vermehren, auch wohl zu verschlechtern. Die Polizei jedoch griff hinter das Gesindel, und nahm selbst die Pfuschereien der Aerzte und Apotheker auf's Korn. Zum erstenmal wurde ein Steuerkataster errichtet, und so dürftig es war, so ergab sich doch dreifache Vermehrung der Staatseinkünfte, und dabei wurden die untern Klassen noch wesentlich erleichtert. Flotte und Festungen kamen wieder auf anständigen Fuß, und das alte Königreich Neapel erfreute sich wieder einigen Ansehens, was besonders gegenüber den afrikanischen Raubstaaten nöthig. Für die öffentliche Wohlthätigkeit aber, sowie für die Verschönerung der Stadt geschah Großes in großem Maßstabe. Das riesenhafte Albergo dei Poveri gibt eine Vorstellung davon. Ganz besonders nahm sich die Regierung des Seehandels an, der völlig darnieder lag. Durch Anstellung von Konsuln, von Handels- und Seegerichten, von liberalen Behörden zur Förderung der Schiff-

fahrt, durch Handelsgesetze, durch Unterstützung einzelner Handelszweige wollte man sehr gern helfen. Schade nur, daß unrichtige Handelssysteme Alles wieder verdarben.

Dergleichen Arbeiten hätten indessen der Regierung Tanuccis nur ein rühmliches Andenken, jedoch nicht den Reform-Charakter verschafft. Dies geschah durch Folgendes. Der neapolitanische Staat beruhte im Wesentlichen noch auf mittelalterlichem Gerüste. Der König herrschte auf beschränktem Gebiet; daneben bestand auf dem ihrigen die Selbstherrlichkeit der Barone und die Selbstregierung der Städte; die Geistlichkeit aber bildete vollends einen freien Staat im Staate; das arme Landvolk diente und zahlte den Grundbesitzern: dem König, den Geistlichen, den Baronen, den Stadtbürgern. Nun hatte Tanucci eine sehr starke Vorstellung von der Nothwendigkeit eines einzigen Staatswillens, dem Jedermann sich fügen müsse. Die städtischen Freiheiten waren schon unter den Vizekönigen durchlöchert und gelähmt, sie ließen sich leichter behandeln und maßregeln. Barone und Klerus aber schauten noch von unantastbarer Höhe nieder: ihre Macht zu brechen, ihre Gewalt auf die Staatsregierung zu übertragen, sie Alle dem Staatswohl und der Staatsallmacht dienstbar zu machen, das war Tanuccis Gedanke bei Tag und Nacht, sein Kompaß in zahllosen Verordnungen. Das Jahrhundert theilte seinen Haß gegen die hochbevorrechtete Sonderstellung der alten Feudalstände, welche die Aufhülfe für die untern Klassen, die Gerechtigkeit für den erstarkten Mittelstand, die Energie für das Staatsleben unmöglich machte. Tanucci arbeitete — gleichwie Pombal in Portugal, Aranda in Spanien, Struensee in Dänemark, Friedrich II. und Joseph II. in Deutschland, Leopold in Toskana — im

ächten Geiste seiner Zeit: das ist die Quelle seines Ruhms und seines Werthes.

Wenn der Minister also den eigentlichen Sitz der baronialen Herrlichkeit, die hochadlige Gerichtsbarkeit niederbeugte und dann zerstückelte, — wenn er die Barone nöthigte, auf die Klagen ihrer Unterthanen vor Gericht zu stehen, — wenn er ihr Soldatenhalten für lächerlichen und kostspieligen Prunk erklärte, — wenn er sie überall und öffentlich den Anordnungen der Staatsgewalt unterwarf: so folgte daraus nothwendig, daß sich der Mittelstand emporhob, Selbstbewußtsein Stärke und außerdem Ansehen erhielt. Der Hauptgegensatz im Volk, Adel und Gemeine, fing an, seine Kraft zu verlieren, weil eine neue mächtige Klasse sich zwischen Beide hineinschob. Ihre Spitze aber bekam diese Klasse, welche sehr bald durch Bildung und Reichthum glänzte, im Beamtenstande. Beamtenregierung trat an die Stelle der schlichten und großartigen Einrichtungen des Mittelalters, welche aber kein Mark mehr hatten, und die neue Staatsallmacht leuchtete nun befehlerisch in alle Winkel und Ecken der häuslichen Freiheit. Insbesondere entfaltete eine alte Neigung der Neapolitaner sich jetzt in ihrer Pracht und Blüthe: jeder gute Kopf wurde Jurist, und weil es nicht Prozesse genug gab, so fingen die Juristen an, ideale Politik zu studiren. Das Landvolk dagegen wurde von der Regierung sehr vernachlässigt. Zwar sollten seine Rechte auf Wald und Weide in den Adelsgebieten unverjährbar sein, zwar wurden zahllose Prozesse in's Werk gesetzt, um diese Rechte thatsächlich durchzuführen, allein man war in Neapel noch weit entfernt, durch Gütertheilung und durch Erlösung des Landvolks von

feudalen Lasten einen tüchtigen Bauernstand wieder zu gewinnen.

Ueberhaupt fehlte Tanuccis Regierung das allseitig Kluge, was Leopolds, das Durchgreifende, was Friedrich II., das Stürmische, was Joseph II. Reformen bezeichnete. Nur in seinen Händeln mit dem Klerus ließ er sie alle hinter sich. Das Königreich Neapel war damals das vornehmste Paradies der Geistlichkeit, ungefähr wie heutzutage noch Sizilien. In soweit war der uralte Plan der römischen Kurie, dieses Reich sich dienstbar zu machen, zur Wirklichkeit geworden. Auf vierzig Menschen kam schon ein Geistlicher. Neapel hatte vier Millionen Bewohner, unter ihnen mehr als hundertzwanzigtausend Geistliche, und diese hundertzwanzigtausend geistlichen Herren besaßen so ziemlich die gute Hälfte alles fruchtbaren Grund und Bodens, soweit er nicht dem König gehörte. Dabei übten sie gefürchtete Gerichtsgewalt über die Bewohner von Stadt und Land, während sie selbst den Staatsbehörden gegenüber frei waren wie die Vögel in der Luft. Karl III. diente öfter in Herzensdemuth Messe, jedoch darin war er mit seinem Minister einverstanden, daß man diese machtvolle Ausnahmsstellung des Klerus brechen müsse. Darin huldigte der König den Ansichten der französischen und deutschen Freidenker. Also nahm man ernstlich Bedacht, die ungeheure Anzahl der Geistlichen zu mindern. Die Freistätten, die sie flüchtigen Verbrechern gewährten, wurden vernichtet; ihre eigenen Frevel vor die weltlichen Gerichte gezogen; ihre Kirchenstrafen in andern als rein geistlichen Dingen für ungültig erklärt. Als Karl III. 1759 nach Spanien zog und Tanucci jetzt ein halbes Menschenalter hindurch die Seele der Regentschaft war, ging er noch

gründlicher zu Werke, unbekümmert um altes Recht oder Unrecht. Dem Papste entriß er die großen Einkünfte, welche dieser von den reichen Pfründen für die Zeit bezog, in welcher sie nicht besetzt waren. Die Einflüsse Roms auf die Bischöfe wurden möglichst abgedämmt, diese selbst aber mit allen geistlichen Stiftungen unter die Oberaufsicht des Staates gestellt. Die Kirchenzehnten und andere Steuern an Geistliche hörten auf. Dasselbe Loos traf eine Reihe von Klöstern. Die Erwerbungen zur todten Hand wurden scharf beaufsichtigt, beschränkt, endlich verboten. Zuletzt wurden im ganzen Reich die Jesuiten in einer Nacht ergriffen, weggeführt, über die Gränze gebracht oder auf Schiffe, die gleich absegelten: der nächste Morgen sah das ganze Land jesuitenfrei.

Die einzige dauernde Wehr und Waffe gegen geistlicher Herrschaft Uebermaß ist Wissenschaft und Volksbildung. Darauf wurde nun mit allen Segeln losgesteuert. Die reichen Jesuitengüter mußten zur Stiftung von öffentlichen Schulen und wohlthätigen Anstalten dienen. Jede Gemeinde erhielt Elementarlehrer, jede Provinz ein adliges Gymnasium. Die Universität Kaiser Friedrichs in Neapel wurde zu hohem Glanze gebracht, Akademien der Wissenschaft, der Künste, der herkulanischen Forschungen gegründet. Freilich klang es spanisch genug, wenn es hieß, Vorstand der Akademie müsse der Obersthofmeister, und ihre Ehrenmitglieder müßten vom König ernannte Adlige sein. Hat denn bloßer Hof- und Adelsrang etwas zu thun mit dem selbsterkämpften Glanze in der Wissenschaft? Immerhin aber, die höhere Gesellschaft in Neapel nahm damals gerne Theil an der freudigen Erhebung der Geister, welche das Vorschreiten der Regierung begünstigte. Denn wo hätte

sich die edle geistige Flamme, die aller Orten schlummert, nicht hell und fröhlich erhoben, wenn Fürst und Regierung sie entzündeten!" Ein Geistesleben von ungemeiner Frische und Keckheit erwachte. Wo eine Gesellschaft von den Terrassen Neapels in die lichte Herrlichkeit der Natur blickte, wo in Abendkühle ein Boot über den still leuchtenden Golf fuhr: überall hörte man eifrige Gespräche von Gebildeten. Lebhaft wurde da erörtert, hier ein neues Werk, das eben die neapolitaner Presse verlassen, dort ein neues Unternehmen eines aufgeklärten Fürsten, deren damals Europa so viele sah, oder endlich ein neuer Zankapfel mehr, welchen man Rom zugeworfen. In keiner europäischen Hauptstadt gab es damals so erregte Köpfe, die mit solchem Eifer den letzten Wurzeln des Staatswohles nachgruben. Eine lange Reihe von Denkern und Gelehrten, wie früher Giannone jetzt Pagano Filangieri Galanti Conforti Genovesi, erwarb sich Ruhm in Neapel, guten Klang in der gebildeten Welt. Auch geistvolle Frauen ließen sich dichtend redend philosophirend hören. Frauen waren immer dabei, wenn wieder eine italienische Stadt Heerlager wurde von Forschern Dichtern und Gelehrten. Jenes Gewebe von kecken Geistesblitzen und lyrischer Weichheit, welches italienische Schriften so anziehend macht, ist ja der weiblichen Natur vorzüglich eigen.

Diese Blüthe der Geister dauerte in Neapel bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Und jetzt, sechszig Jahre später — was ist aus ihr geworden! Wie viele Nullen füllen die Universitäten! Wo sind die Philosophen, die Staatsweisen, die Geschichtsforscher geblieben? Einige höchst ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, was findet man jetzt in den Arbeitsstuben neapolitanischer Gelehrten? Schlechten

Apotheken gleichen sie, die glänzende Büchsenreihen aufweisen, und es ist Spreu in den Büchsen.

Woher diese Verwüstung der Geister zu erklären, — die Ursachen sind weltbekannt. Jene so belebte Gesellschaft, aus welcher die kühnsten Reformideen hervorblitzten, hatte noch keine Wurzeln in der großen Masse. Ihre bedeutendsten Männer waren, wie Neapolitaner so häufig, in Theorien erhaben und tugendhaft, im Praktischen große Kinder. Als Kardinal Ruffos wilde Glaubensarmee schon auf Neapel marschirte, hatten diese Thoren eben die feinsten Bissen der idealen Staatsküche auf dem Feuer. Ruffos Sieg, die Racheluft und Angst des rückkehrenden Hofes, die Schändlichkeit Nelsons ließ die Einen auf dem Schaffot, die Andern in Kerkertiefen verschwinden, noch Andere gingen unter im Elend der Verbannung.

Später kamen Napoleons Bruder und Schwager. Ihre zehn Jahre vollzogen, was Tanucci nur angebahnt hatte. Durchgreifende Reformen, Gesetzbücher, die jetzt noch gelten, Abschaffung der letzten Feudalbande, Theilung der Gemeinheiten, Ordnung der Finanzen, Auflösung der reichen Klöster, nicht der armen, das wurde durchgeführt, während Raub und Bandenkrieg die Provinzen verheerte. Auch das Heerwesen, auf welches Tanucci einen alten Advokatenhaß hatte, wurde endlich wieder in die Höhe gebracht. Nur in Wissenschaft und Volksbildung geschah auch jetzt mehr für's Auge, als von wirklichem Erfolge. Das napoleonische Wesen hatte ja immer einen etwas gemeinen Widerwillen gegen Alles, was höher und edler, als soldatische Nützlichkeit.

Darauf kamen die langen Jahre des offnen und geheimen Kampfes zwischen Volk und Regierung, eine traurige

Zeit ohne Sieg ohne Freude für den einen oder andern Theil. Wie tief haben die Ideen, die jetzt Italien erschüttern und beleben, die Brust des neapolitanischen Volkes zerrissen! Hier fühlte Alles noch immer ihren heißen Athem, wenn das ganze übrige Italien wie erstorben lag. Von hier wollten sie wiederholt den kühnsten Flug über die ganze Halbinsel nehmen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Regierung König Ferdinand II. Dieser König brauchte keinen Tanucci, er hätte ihn weit von sich weggestoßen, er wollte in jeder Hauptsache sein eigener Minister sein. Schien er doch als Fürst ein solcher Sonderling, daß er unter seinen Ministern gerne Zwietracht und Mißtrauen sah und säete. Sonst war er ohne Frage ein begabter und tapferer Herr, Thätigkeit war ihm Lust, seine königlichen Pflichten nahm er sehr ernst. Ein ganzes Menschenalter hindurch hat er regiert, und diese lange Zeit war ein beständiges Fortschreiten seines Reichs in Bevölkerung Fleiß und Wohlstand. Ohne Zweifel hing dies günstige Ergebniß mit dem Fortschreiten überhaupt unserer Zeit zusammen, allein das wohlthätige Eingreifen des Königs war darum nicht minder auf vielen Punkten ersichtlich. Wie oft ging von ihm zuerst Idee und Antrieb aus, und wie oft bewährte ihn der Erfolg! Auch wußte er, natürliche Ausnahmen abgerechnet, Frieden und Sicherheit im Innern wohl zu erhalten. Heer und Flotte, besonders die letzte, auf welche für Neapel soviel ankommt, waren im guten Zustande, Finanzen in Ordnung, Papiere gesucht. Aufstände und Angriffe wurden immer rasch niedergeschlagen. Gegen das Drängen fremder Mächte bewies der König viele Festigkeit.

Ueberblickt man dies Alles, so könnte man sich dem Glauben zuneigen, die unparteiische Geschichte werde später Ferdinand II. Regierung als eine breite helle Stelle bezeichnen in den langen dunkeln Unglückszeiten, die Süditalien erlebte. Sieht man aber auf den jähen Zusammensturz seines Gebäudes, der gleich nach seinem Tode erfolgte, der bei Offizieren und Beamten von so furchtbarem Verrath, so jammervoller Schwäche begleitet war, wie sie selbst in der an Verrath und plötzlichen Schwächen reichen Geschichte Neapels vielleicht nicht wieder vorkamen, — dann freilich läßt sich nur sagen: das Alles war der entsetzliche Ausbruch einer schreckensvollen Krankheit, und Ferdinand II. lange Regierung hat diese Krankheit nicht geheilt, sondern heillos genährt. Sein System mußte zusammenbrechen, auch wenn kein Garibaldi gekommen wäre. Es beruhte bloß auf Gewalt, deren Wurzeln im Volke morsch wurden, und bloß auf Mißtrauen, welches durch noch grimmigeres Mißtrauen vergolten wurde. Die Kerker füllten sich mit Gequälten und Fluchenden, und zahllose Gesinnungsgenossen warteten nur, daß einer der bewaffneten Einfälle und Aufstände gelinge, auf welche rastlos die Flüchtlinge sannen. Denn König Ferdinand befand sich in unseligem Widerspruch mit den in seinem Volke mächtig treibenden Ideen.

Welches diese Ideen sind? Es sei mir erlaubt, auf ein paar Bemerkungen zurückzugreifen, die ich gelegentlich in Neapel machte.

Ich wohnte dort dem Frohnleichnamsfeste bei. Lange Prozessionen kamen durch geschmückte Straßen. Schmetternde Musikbanden zogen an der Spitze; unabsehliche

Reihen von Infulnträgern Geistlichen und Mönchen entfalteten sich; dann folgten die Züge der Bürger, sämmtlich in einförmig weißen Kutten; zwischendurch Kompagnien Soldaten. Schreiend waren die Kirchen aufgeputzt: trat der Zug in die Pforten, empfing ihn vom Chor und Orgel rasender Jubel, es sollte Kirchenmusik sein. Offenbar waren viele Andächtige dabei, dennoch erschien das Ganze als ein pomphafter Aufzug, als ein bloßes Volksfest, bei welchem man lärmen schauen und sich vergnügen wollte. Der eigentlich religiöse Nerv fehlte. So ist es noch jedem Fremden vorgekommen, der einem Kirchenfest in Süditalien beiwohnte. Irreligiös ist der Neapolitaner gerade nicht, im Gegentheil, er hat viel warme Religion des Herzens, verehrt auch die Kirche als guter Sohn: bei alledem macht er über Klerus und Dogmen seine Glossen als ein unverbesserlicher Rationalist, als ein ewiger Spötter und Krittler. Gerade je gebildeter ein Neapolitaner, desto gewisser schwört er sein Leben lang auf Epikurs heitere Lehre, bis er zuletzt es macht wie Boccaccio und aus Furcht, daß ihn der Teufel hole, die Mönchskutte überwirft.

Nun gehe man zum deutschen Buchhändler auf dem Schloßplatze und frage: was die Neapolitaner am meisten kaufen? Die Antwort lautet: französische Romane und deutsche Philosophie. Eine sonderbare Zusammenstellung, jedoch ganz im Geschmack des Neapolitaners. Am Roman von der Seine weidet sich seine angeborne Lüsternheit; hat er aber eine Zeitlang im wohllüstigen Ruhen und Nichtsthun verbracht, dann begehrt sein aufblitzender Verstand nach Nahrung. Die kantigsten Schlußketten, die tiefgründigste Metaphysik reizen ihn wie scharfer Wein und Kaviar, und er wäre höchst unglücklich, könnte sein unruhiger

Geist nicht fesselfrei umherschweifen. Einem solchen Volke das Bücherschreiben, ja das Bücherlesen verbieten, seine geistige Nahrung ihm zumessen, wie dem Kinde ein paar Arzneitropfen, es bloß auf kirchliche Uebungen anweisen und auf eine starre Theologie, und das Alles in so häßlicher und kränkender Weise, wie es unter Ferdinand II. geschah, das mußte tagtäglich tiefe Erbitterung erregen. Nichts hat diesem Könige mehr geschadet, als der dumpfe geistige Druck, der sich unter seiner Regierung über die sonnenhellen Fluren von Neapel lagerte. Die Völker halten nichts höher, als Freiheit und Pflege des Geistes; keinem Fürsten bewahren sie ein dankbarer Andenken, als wer ihnen diese köstlichen Güter verschafft; in keiner andern Sache verzeihen sie so leicht Fehlgriffe. Fragen wir noch, warum Tanuccis Advokatenregierung in Neapel so gepriesen, und die königliche Regierung Ferdinand II. so bitter verurtheilt wird?

Am Sonntag nach der Frohnleichnamsfeier sah ich eine politische, den Geburtstag der neuen italienischen Verfassung. Die piemontesische Regierung hatte Alles aufgeboten zum glanzvollen Feste. Die Frühkanonade von Forts und Schiffen wollte gar nicht aufhören, die öffentlichen Gebäude prangten in Flaggenschmuck, die Bürgerwehr paradirte in Staub und funkelndem Staate. Erschienen war jedoch kaum ein Drittel der Mannschaft, übrigens viele hübsche und stattliche Männer. Die Bürgerhäuser hatten nur hier und da Nothflaggen aufgesteckt. Nachmittags war Regatta, eine Menge Boote auf dem Wasser. Die Ruderer trieben weiß gekleidet ihre Kähne durch die Wellen, daß hochauf das Wasser spritzte. Stillschweigend sah die Menge zu, und klatschte nur, wenn Einer in's Wasser fiel. Abends

gab es allgemeine Beleuchtung: sie gerieth spärlich in den Straßen, herrlich auf den öffentlichen Plätzen, wundervoll aber im Park der Villareale. Dort war eine märchenhafte Feenwelt aufgethan, man wandelte zwischen strahlenden Tempeln, Baumgruppen erschienen behangen mit gold- blau- und silberglühenden Früchten, in den Lüften flammte „Viva Italia“ und ein riesiges Ordenskreuz. Das Menschengewoge war unabsehlich, Alles vergnügte sich auf's Beste, in ganz Neapel war kein Glas Eis mehr zu haben. Allein — das konnte ein Blinder merken — wie dem Kirchenfeste der religiöse, fehlte der politische Nerv dem Verfassungsfeste. Verstand und liebte man, was es hieß, daß endlich Italien ein einziges großes Reich werde, so war der grimmige Haß auf die Piemontesen lächerlich; denn diese machen doch die Einheit. Es war aber so, das Fest wurde als ein piemontesisches, nicht als Neapolitaner Fest angesehen. Und gewiß, wäre die freieste Verfassung aus dem alten königlichen Palaste selbst entsprungen, die Neapolitaner hälten sie ein und das andere Jahr gefeiert, und dann wäre ihre Begeisterung dahin gewesen. Denn unbeständig ist dieses Volkes Sinn.

Und dennoch das laute Verwünschen des Königs, der kein konstitutionelles Wesen mochte? Ja wohl: man höre nur zu, wenn Neapolitaner sich unterhalten, und sofort leuchtet der zweite Grund ihres Hasses ein. Es stachelt sie politischer Ehrgeiz, und sie lieben leidenschaftlich ihr Vaterland. Es ist etwas Lyrisches, Seelenvolles, ja Weibliches in diesem Ehrtrieb und dieser Vaterlandsliebe. Desto glühender brannte in ihrem Herzen Weh und Wuth, daß sie hinter andern gebildeten Völkern zurück ständen, daß ihr geliebtes Vaterland unfrei und verachtet in Europa. Die Geschichte

hat es noch immer bewiesen: daß die Neapolitaner einen gewaltthätigen König leicht ertragen, daß ihm aber der Boden unter den Füßen schwindet, sobald er ihrem Ehrgeiz, ihrer politischen That- und Ränkelust keine Nahrung mehr gibt. Man muß sich wundern, daß der kluge König Ferdinand nicht einmal soviel einsah; daß er meinte, bloß und immerdar mit Polizei und Priestern lasse sich Neapel regieren; daß er die alte geschichtliche Lehre nicht beachtete: so treffliche Dienste Polizei und Priester thun in Friedenszeit, so gewiß geht ihnen selbst im Sturme die Woge über den Kopf.

Etwas konstitutionelle Freiheit — war denn das bei Neapolitanern wirklich so gefährlich? Durfte man sie wirklich nicht nach Lust denken reden schreiben lassen? Ihre Ideen steigen ja so schön kerzengerade in den lichten Aether hinein, und verpuffen und verfliegen dort so harmlos, wie blitzende Raketen. Die Volks- und Landesart weiset dabei auf's Deutlichste darauf hin, was das Gegenmittel ist gegen den Mißbrauch konstitutioneller Einrichtungen. Das Volk hat die größte Neigung, sich frei und freiwillig in Körperschaften zu gestalten. Hundertfach sind diese Genossenschaften, es gibt ihrer zu politischen, kirchlichen, wohlthätigen, sittlichen und gesellschaftlichen Zwecken. Läßt sich dieser edle und heilsame Trieb nicht unberechenbar fördern? Sodann ist das Land von der Natur selbst zersetzt und zertheilt in Landschaften, deren Bewohner gehärtet bleiben in Sondersinn und Eigensinn. Kein Mittel wirkt in unserer Zeit passender und geschickter, sie zu einem Ganzen zu verbinden, als ihre konstitutionelle Betheiligung am gemeinsamen Staatswesen. Aber so gewiß ihre Partei-

sucht immer des Obmanns bedarf, so gewiß lassen sich gegen Uebergriffe der Kammern in jenem Provinzialgeiste die Dämme finden. Nur aufrichtig Körperschaften und Provinzialstände gepflegt, und keine neapolitanische Regierung hätte zu fürchten, daß ihr Parlament und Aufstände zu gefährlich würden.

XXXI.

Vesuv und Pompeji.

Ueberdachte ich bei meinen Büchern sitzend in Neapel die lange dunkle Kette von historischen Gewittern, die von altersher rasselnd über diese herrlichste Stätte der Erdenschönheit schleifte, so sehnte ich mich unwillkürlich in's Freie. Gewiß wünschen auch meine Leser wieder in frische glanzeshelle Natur und unter das lebenslustige Volk zu kommen. Diese beiden beharren unzerstörbar. Ich lade ein zur Reise rings um den Golf. Solche Fahrt gibt es nur einmal auf Erden, und wer sie gemacht hat, dem stehen diese Reisetage in ewig herrlichem Andenken, wie seines Lebens schönste Festtage. Es ist eine stattlich weite Kreislinie, welche unser Reisezug umschreiben wird. Wer sie zu Fuße abgehen wollte, hätte acht Tage nöthig: wir brauchen sie auch, bringen aber durch Eisenbahn Wagen und Segelboot soviel Zeit ein, daß wir immer halbe und ganze Tage übrig haben, zu ruhen im vergnügten Schauen oder umherzustreifen nach neuen Herrlichkeiten. Und was

liegt hier an ein paar Tagen mehr? Sie kommen niemals so blühend wieder. Vielleicht biegen wir auch nach Salerno ab, nach Pästum und Amalfi: es ist ja Alles in der Nähe.

Auf der Eisenbahn eilen wir dem Vesuv entgegen, dicht am Meere hin: rechts die lichte Fluth, links Kuppeldächer, blüthenvolle Terrassen und seltsam antikes Wohnungsgemäuer. Dann geht's aus grünenden Weingärten zwischen steile Lavawände hinein, hindurch, der Zug hält. Wir sind in Portici. Wie viel näher ragt jetzt der Vesuv zu unsern Häuptern und drüben das stolze Sorrentogestade! Welch köstliche Blicke über die Golfweite nach den blaugipfligen Inseln, deren Prachtreihe sich gerade dort vorsetzt, wo das weite Meer in den Golf hineinfluthet! Die schönsten Aussichten aber in Portici breiten sich von der Höhe des königlichen Lustschlosses. Schlicht und einfach von außen, ist es im Innern höchst behaglich und geschmackvoll eingerichtet. Die Zimmer, welche die Königin Marie bewohnte, sind überaus reizend, die Murats eigenthümlich. Man stößt in ihnen auf die kostbarsten Seltenheiten, auf antike Fußböden aus Pompeji, auf einen Tisch, dessen ehernes Gestelle im Alterthum eines römischen Herrn Bücherplatte trug und jetzt eine polirte Tafel von versteinertem Holz. Ungemein wohlthuend ist der dichtgrüne hochschattige Park. Da wandeln wir zwischen uralten Pinien Palmen und Lebenseichen, düstere Lavafelsen überklettert lustiges Grün, Epheu und Schlinggewächse bilden in der Luft förmliche Dickichte, und überall ist Schattenkühle und Vögelgesang. Durch die hochstämmigen Bäume und Aeste aber öffnen sich die entzückendsten Landschaftsbilder: lichte Meeresbläue, in der Ferne Inseln und röthliche Gestade, am Ufer eine

malerische alte Burg, welche über den Fluthen zu schwimmen scheint.

Noch öfter blickte ich auf das wonnige kühle Schattendunkel des Parkes zurück, als ich hinter Portici zum Vesuv hinanritt, und der Weg sich höher hob über das glänzende Weingrün, das den Vulkan mit lachendem Leben umgürtet. Scharf dahinter dehnen sich schwarz und gräulich die Lavafelder. Wie Mancher, der dieses Weges kam, hat schon bei diesem plötzlichen Abstich unwillkürlich gedacht: gerade so sieht es im Volke von Neapel aus. In der That, nichts kann wahrer sein, gerade so gräulich sind die Abstiche im sittlichen Volksleben dieser Stadt. Vollends jetzt, wo Erschütterung des Staatswesens und politische Leidenschaft und Noth und Hunger alles Bübische und Verbrecherische massenhafter auf die Straße wirft. Es war so schön, im Theater der Villareale — das große San Carlo-Theater war wegen Besuchmangels geschlossen — den schmelzenden Melodien der Italiener zu lauschen, dann unter dem Zelt daneben, das in's Meer hinein gebaut ist, köstliche Früchte zu schlürfen und unter sich zu hören der Wellen langsam feierlichen Rauschetakt. Während davon die Balken leise schütterten, zogen träumerisch die Blicke über den Golf durch den festlichen Mondesglanz, der über den stillen silbernen Fluthen wogte, und frische Kühle und unsägliches Wohlgefühl zog durch Brust und Seele. Aber dann — nur zehn Minuten brauchte ich nach meiner Wohnung, — ängstlich hatten jedoch Freunde mißrathen, diesen Weg spät Abends anders als im raschen Fiaker zu machen: besonders an der stillen Ecke von Chiatamone war schon so viel Unglück vorgefallen. Nun übertrieb zwar die neapolitanische Phantasie das Uebel schrecklich: öfter bin

ich Abends umhergewandert, und ist mir nie etwas geschehen, als daß mir einmal ein gar zu flinker Gauner die Uhr wegriß. Allein drängende Thatsachen zeugten doch unleugbar, daß eine furchtbare Verwilderung der Sitten um sich gegriffen. Raub und Mord auf den Straßen waren in Neapel häufiger geworden, als in Neuorleans oder St. Louis, und das will Viel sagen. Als die Piemontesen nach Neapel kamen, trugen ihre Offiziere am Degengriff lange silberne Troddeln: in acht Tagen glänzte nicht eine einzige mehr, die Diebe hatten sie alle weggeschnitten.

Ich sah jetzt die Somma vor mir aufsteigen. Dies Gebirge hatte ich mir unzugänglicher gedacht. Denn noch vor wenigen Wochen (ich erzähle vom Frühling 1863) mußte eine befreundete Familie am Vesuv umkehren, weil Briganten die Somma besetzt hielten, man denke sich, dicht vor der Hauptstadt. Von den Bewegungen der Briganten sprach man in Neapel an jedem Ort, Einige mit Scham und Aerger, Andere voll kaum verhehlter Freude über das Mißgeschick der Piemontesen, Alle aber wie von einer natürlichen Sache, etwa wie man bei uns im Sommer von Gewittern spricht und Hagelschlag. Nichts bezeichnet diese Zustände besser, als folgende Schilderung: „Jede neue wohlthätige Einrichtung lebt nur erst in den Gesetzen, die bei dem Stande der Dinge gelähmt sind. Das Brigantenwesen vermehrt, jedoch niedergehalten, wechselt seine Kriegsführung, vermeidet die Treffen, zieht nicht in die Städte, streift auf dem Lande umher, plündert, zerstört und versteckt sich. Mit voller Hand Unglück ausstreuend, macht es die Adern des öffentlichen Wohlstandes versiegen, und bringt der Eroberung Schwäche und öffentliche Schande.

Noch größeres Unheil verursachen die Gewalthaber, indem die Kriegsobern in den Provinzen die Städte besteuern, die Bürger in's Gefängniß und zum Tode führen lassen, alte und neue Gesetze, des Landes Sitten, seine theuersten Gewohnheiten mit Füßen treten. Alle Grade der Strenge werden gegen die Briganten angewendet, und doch wächst das Brigantenwesen." Wer sollte denken, daß der treffliche Coletta dies von Zuständen schrieb, wie sie vor mehr als fünfzig Jahren stattfanden, als Murat schon eine Zeitlang auf dem Throne von Neapel saß? Ist es nicht zum Erschrecken, wie diese Schilderung auf das Haar noch heute paßt? Allein die Feanzosen wurden doch in vier Jahren mit den Briganten fertig: die Piemontesen haben Murat all seine Mittel nachgemacht, besetzen jede Ortschaft mit Soldaten, führen die Bürgerwehren in's Feld, stellen lange Listen von Verdächtigen und Vogelfreien auf, drohen Frauen und Kindern den Tod, wenn sie im Freien ein Körbchen mit Lebensmitteln tragen, — dennoch sind die Briganten nicht auszurotten. Und doch haben die Piemontesen die Vortheile rascherer Verkehrswege, haben nicht an der Seite feindliche Engländer und Bourbons von Sizilien her, wie Murat, haben endlich fünfmal mehr Truppen im Lande.

Doch das sind traurige Geschichten. In der unheimlichen schwarzen Oede der Lavafelder kann man sie nur nicht gleich los werden. Der Lava Natur ist es, bei dem Erstarren recht gemeine Formen anzunehmen. Erstarrtes Eingeweide von Riesenthieren, ungeheures verworrenes Tauwerk, Eisschollen, verbranntes Gemäuer, — das sind die wiederkehrenden Formen in den Lavaströmen, — Alles schwarz und leer, wie der Abgrund. Das müde Auge fühlt sich erst wieder erfrischt, wenn man auf des Golfes

Herrlichkeiten vom Einsiedlerhügel niedersieht, oder in das weit aufgerissene Tiefthal zur Seite, welches ganz mit Weinreben ausgekleidet. Dann geht es im raschen Trab auf dem Kamme des Hügels hin, bis er sich wieder in starre dunkle Lavafelder hinabsenkt und ein todtes Aschenthal sich öffnet. Hier springt man vom Pferde, und sieht auf der einen Seite empor an dem ungeheuren Aschenhaufen, der kerzengerade aufsteigt; noch fürchterlicher erscheinen auf der andern Seite die zerrissenen Steilwände der Somma, welche von hier gesehen sich als ein wildgeklüftetes Gebirg darstellt Nun geht es an's Steigen. Soviel Schreckliches hatte ich von dieser Mühsal gelesen, der Aschenkegel des Vesuvs erschien mir ein schwer zu bewältigendes Werk, und als ich dachte, jetzt sollte die Arbeit recht anfangen, war ich schon oben. Es ist ja eine Art fester Bahn aus Lavastücken gelegt, die bis auf den Gipfel führt. Könnte man in unsern Alpen so hübsch auf Bergjoche und Klippen hinauf spaziren, wäre es keine Kunst, hinter einen Gemsbock zu kommen, ohne daß er Wind erhält.

Auf der Höhe des Vulkans hat man einen doppelten und unvergeßlichen Anblick: hinunter in den Höllenkessel, und hinaus in den Himmel auf Erden Ein ungeheures Eirund stürzt sich gerade hinunter in fürchterliche Tiefe, der Rand ist mit Rauchwölkchen besetzt, inwendig flimmert es überall von rothem gelbem grünem Mineral, dazwischen bersten aus einigen Spalten schwefelige Dämpfe: das ist der Krater. Er war bis zum Grunde klar und fest, durch mein Glas sah ich unten das Sonnenlicht glitzern zwischen den allerschönsten Schwefelkrystallen. Es ist ein teuflisch schöner Anblick. Nichts war unterhaltender, als Stücke

vom obern Kraterrande loszubrechen und in die Tiefe stürzen zu lassen. Je nachdem sie an den innern Wänden viel oder wenig Geröll und Gestein mit hinabrissen, gab es das sonderbarste Klingen und Poltern und Krachen, und ganz zuletzt immer ein langtönendes helles Rasseln, wie es aus einem tiefen Brunnen schallt, wenn unten Steine auf's Wasser klatschen, nur tausendmal schrecklicher. Wandert man aber rings um den weiten Kessel, so wechseln in reizvollster Art die Aussichten auf Land und Meer. Der Vesuv ist nur eben so hoch, daß sich in der Tiefe Alles schön übersichtlich zusammenrücke. Auf der einen Seite starrt das düstere Sommagebirg. Mit einem Blicke ist zu erkennen, daß es nichts vorstellt, als einen Theil des alten Erhebungskraters: so vulkanisch und gleichartig ist seine Natur. Daran reihen sich unten grüne Thalebenen bis wieder hinauf zu jenseitigen Höhen: der Vesuv, wenn er auch nicht hoch ist, will wenigstens als stolzer König für sich allein stehen. Die Häuser in der Tiefe sehen aus, wie weiße Kästchen in's Grüne gesetzt, das baumbesetzte Obstland dehnt sich wie welliges Moos. Am längsten aber werden die Blicke nach der Meeresseite gefesselt, wo es ganz steilab geht. Es ließ sich da vergnüglich ruhen, denn der Boden war etwas durchwärmt, was in der kühleren Luftschicht angenehm. Gegen Abend bildeten Gestade See und Inseln den wunderbarsten Anblick. Tief unter mir war die Küste von Wolkenballen besetzt, der Golf theilte sich in zwei Lichtmassen, links das schönste Blau, rechts reinste Wasserhelle; drüben aber schwammen Inseln und Vorgebirge im Aether, als schiene das Licht durch sie hindurch. Nun ging die Sonne unter, und da war es seltsam zu sehen, wie sanft und lieblich rothblaues

Licht den Berg umfloß und umkosete: zuletzt schien er so sonnig durchwärmt, so rosig und anmuthig, als hätte er niemals Höllentücke gekannt. Auf dem Rückweg, als es längst dunkelte und der Strand von Neapel sich mit tausend und tausend Flämmchen umkränzte, stand die ganze Bergmasse noch in röthlichem Scheine prachtvoll gegen die nächtliche Himmelsbläue, die erhabene Landschaft war erfüllt von unsäglicher Milde und Feierstille.

So und noch viel schöner erschien der Vesuv auch den Griechen und Römern. Alle Götter wohnten in seinen duftenden Wäldern, in seinen Wein- und Rosengefilden, und keine Sage von des Berges glühendem Eingeweide schreckte die glücklichen Menschen. Bloß aus dem Aschengeröll und den kleinen Kratertiefen, welche sich auf des Berges nacktem Haupte vorfanden, wurde geschlossen, er habe wohl in uralter Zeit Feuer gespien. Damals wie jetzt war des Golfes weiter Rand mit blühenden Städten bekränzt, und der hochherrliche grüne Vesuv ihr Mittelpunkt. Seit der römischen Kaiserzeit aber begannen die Ausbrüche, und im bekannten Jahre 79, als Herkulanum und Pompeji untergingen, war die Verwüstung so groß und gräßlich, daß nach Martials Versen die Götter selbst später wünschten, es möchte ihnen die Macht dazu gefehlt haben. In unserer unruhigen Zeit scheint der Berg von einer Art beständigen Fiebers ergriffen, dessen Pulsschläge freilich geologische Längen von drei oder vier Jahren sind.

Auf dem Rückweg traf ich mit jungen Deutschen zusammen, welche den Vesuv bereits an allen Ecken auf und ab geklettert waren. Ich möchte wohl fragen, ob es in Italien irgend eine heimlich anmuthige oder irgend eine

historische Stelle gibt, wo man nicht deutsche Gesellschaft träfe. Unsere Landsleute genießen von allen Völkern Italien noch immer am gründlichsten, und trotz aller deutschen Schicksale in Italien, trotz tiefen Abscheues vor wälscher Tücke und Gottlosigkeit, zieht eine heimliche Neigung uns immer wieder dorthin. Hier in der Nähe, bei Pompeji war es, wo das erste deutsche Heldenreich in Italien unterging. Durch byzantinische Kriegskunst wurden die ritterlichsten deutschen Haufen erst ausgehungert, dann besiegt. Das sind jetzt gerade dreizehnhundert Jahre her: es waren die Ostgothen unter ihrem jungen Heldenkönig Tejas. Doch dauerte es nicht lange, da kamen longobardische Könige und deutsche Kaiser über die Alpen. Was sie in Italien gepflanzt und gewirkt, ist dem Lande im Ganzen und Großen nicht zum Unheil gewesen. Waren sie denn nicht die eigentlichen Förderer italienischer Einheit? Konnte es für Italien eine größere Wohlthat geben, als die Kirchenreform durch die deutschen Päpste? Der Halbinsel wildeste Verheerung begann, als die Kaiser die Hand abzogen von unserer Nation italienischer Erbschaft. Sofort wollten sie Franzosen antreten.

In Frankreich lebte bei jedem innern Aufschwunge gleich auch der Drang auf, nach Italien überzusetzen. Es bedeutet ja diese Halbinsel noch mehr, als daß sie bloß das Zünglein auf der Wage europäischer Hegemonie gewesen wäre: wer Italien beherrschte, fühlte im Arm eine Hebelkraft, tief in den Welttheil hinein zu fahren. In Oberitalien traten wir Deutsche den Franzosen stets entgegen, dort wollte es ihnen auf die Dauer niemals glücken. Unteritalien aber, seit es vom Orient sich abwenden mußte, breitete über's offene Meer seinen Busen nach Frankreich

und Spanien hin. In Neapel setzten sich die Franzosen, in Palermo die Spanier fest. Französische Prinzen auf dem Throne zu Neapel und die Päpste gefangen im hohen Palast zu Avignon — das war das Meisterstück der französischen Politik im Mittelalter. Der deutsche Gegensatz hatte gelautet: deutsche Päpste in Rom und Hohenstaufen herrschend in Mailand Neapel und Palermo. Die Aragonier und Habsburger machten den Anjous in Unteritalien endlich ein Ende. Aber wiederum wurde dies Land durch einen französischen Prinzen erobert, durch Ludwig XIV. Enkel, welcher französische Aufklärung hinbrachte. Nun kam die französische Revolution: nirgends zündete sie gewaltiger, als in Neapel. Napoleon erschien: wie gern waltete sein Schwager Murat im Schlosse zu Portici! Das prasselnde Feuerwerk des Vesuv leuchtete so prächtig in seine Pläne hinein. Bittere Thränen sah man Murats Gemahlin weinen, als ihr Schiff den schönen Golf verließ, und er selbst konnte die lachenden Blüthenhänge nimmer vergessen, bis man ihn einscharrte mit zerschossener Brust im kalabrischen Pizzo, kein Konradin, nur ein tapferer gekrönter Abenteurer. Es ist wahr, die Franzosen wollten niemals in Italien rechte Wurzeln schlagen: der republikanische Selbstsinn des Italieners fühlt sich im Grunde deutschem Wesen viel verwandter, als dem Gallier, der sich eitel im Glanze seines Beherrschers spiegelt. Doch Eines vergesse man nicht: der Geist des großen Italieners Napoleon steht noch immer auf der Brücke zwischen seinem Heimathlande und Frankreich.

Die meisten Reisenden besichtigen Morgens Pompeji, besichtigen Nachmittags Herkulanum, besteigen dann den Vesuv, und sind Abends wieder im Theater zu Neapel.

Diese Besichtiger könnten sich mindestens Herkulanum ersparen. Denn man hat für sein Umherwandern in dem dunkeln Bergwerk nicht viel mehr, als die Gewißheit, daß oben Lava und unten Tuff, und daß die Römer auch Bühnen mit großer Breite und geringer Tiefe bauten. Doch Pompeji — wem, der da gewesen, hat es sich nicht hell und sonderbar eingeprägt? Man weiß: Pompeji sieht gerade so aus, wie eine halbzerstörte Stadt, Alles ist niedergebrannt, nur die steinernen Wände Fußböden und Gewölbe sind noch da. Allein das ist eben das Seltsame: die Stadt scheint in voriger Woche zerstört, und die Bewohner, die eben mit allem Werthvollen fortgezogen, waren doch jene alten Griechen und Römer, unserer Jugendjahre geistige Genossen.

Besonders behaglich haben sie gerade nicht gewohnt. Ein paar kleine Herrenhäuser abgerechnet, würde kein Taglöhner mehr so ärmlich eng und gepreßt wohnen. Pompeji war halb eine sizilianische Bauernstadt. Und selbst die wenigen Vornehmen, hätten sie nicht hübsche kleine Säulenhallen gebaut, wo sich allenfalls das Gelaufe der Leute und Sklaven noch ertragen ließ, — in ihren Kellerzimmerchen wäre es nicht zum Aushalten gewesen. Die meisten dieser Räume waren ja eben nur zum Unterkriechen: das Nothwendigste zum Leben, Licht und Luft, erhielten sie nur durch die offne Thür. Ich begriff jetzt, warum man so zahllos antike Lampen und Lämpchen findet. Wurden bei Wind und Wetter die Vorhänge vorgezogen, mußte man bei qualmenden Oellampen sitzen. Nun aber die Kehrseite! Was schmückt unsere Zimmer? Tapeten und Teppiche voll langweiliger Muster, ein Blumentisch, eine Statuette, höchstens ein gutes Oelbild. Wie fein und schön

zierten dagegen die Alten ihre Gemächer! Nie vergißt man wieder diese himmlischen Genien an Pompejis Wänden, die ätherbeflügelten Tänzerinnen, die lieblichen Kinderidyllen, und all die unendlich zart gedachten und fein gefühlten Götterszenen. Jedes Zimmer, Speisesaal, Bibliothek, Baderaum, eheliches Gemach, alle hatten ihre passende Wandmalerei. Gewiß, ein Luxus der edelsten Art. Was man täglich, was man stündlich vor Augen hat, soll anmuthige Ideen erwecken, und so schön sein, daß man nimmer ermüdet, wieder darauf hinzublicken. Was für Barbaren sind wir Modernen gerade hierin! Und je mehr wir Gold und Spiegel und Seide, je mehr wir modische Schnörkelmöbel in unsern Wohnungen anbringen, um so mehr Barbaren!

Man hatte, als ich Pompeji besuchte, kurz vorher wieder ein paar der größten und entzückendsten Wandgemälde entdeckt. Wann wird endlich einmal die ganze antike Stadt, von der wir erst den kleineren, und wie es scheint, minder schönen Theil kennen, bloßgelegt sein! Die neuen Gemälde sollten von nun an bleiben, wo sie waren. Aber wann wird man endlich einmal ein paar Straßen oder Häuser ganz im alten Stil und Geschmack wieder herstellen!

Das Herrlichste, was Pompeji hatte, die Götterbilder, stehen jetzt sämmtlich im Museum zu Neapel, zusammengestellt wie auf den Verkauf. Und doch war jedes darauf berechnet, seine Tempelhalle für sich allein zu beherrschen, und im Eintretenden den feierlichen Eindruck der hehren Macht hervorzurufen, welche das Erz- oder Marmorbild vorstellte. Tausendfältig war das Bemühen, Gefühl und Idee einer bestimmten göttlichen Kraft leiblich hervorzubilden. Einem großen Künstler gelang es zuletzt, in der einfachsten Form

das Geistige am schönsten und wahrhaftigsten zu gestalten. Dann wurde diese Gestalt eine ständige, und von den Andern immer wieder nachgebildet. Und weil dies eine Götterbild, dieser bestimmte Apollo oder Jupiter, diese bestimmte Venus oder Flora eines großen Meisters überall und zahllos verlangt wurde, deshalb konnte sich in unaufhörlich lebendiger Uebung jene Technik bilden, deren Sicherheit und feine Vollendung wir allezeit bewundern. Wieviel schwerer haben es unsere Künstler! Jeder soll ein neues individuelles Werk schaffen, Jeder gleichsam von wilder Wurzel wieder anfangen. Und woran glauben wir denn noch? Von welchen heiligen Mächten ist des Volkes und des Künstlers Seele so gleichmäßig erfüllt, daß sie in Jedermanns Vorstellung schweben, und Alle etwas davon wissen können, ob das Bild dem Wesen entspricht? Wir können religiöse Gestalten bilden, wenn der Künstler wirklich daran glaubt, — geschichtliche, wenn er genialen historischen Sinn hat, — oder gute Bekannte aus der Wirklichkeit, die am ersten gerathen, das heißt die Köpfe. Denn nur das freie Antlitz sieht der Künstler täglich vor sich: die volle unverhüllte Leibesgestalt begegnet ihm nicht mehr auf allen Gassen, er kann ihre Schönheit am erkauften Modell, nicht mehr in der Ringbahn, am Schwimmufer, bei der Arbeit der Sklaven und Sklavinnen studiren. Um so höhere Ehre dem Bildhauer, wenn ihm ein großes ächtes Kunstwerk gelingt, wenn er den Marmor mit jenem warmen entzückenden Leben beseelen kann, welches den alten Meistern nicht so schwer wurde.

XXXII.

Sorrent.

Wer in Sorrent ein paar ruheschöne Tage genossen, fühlte sich doch einmal als der Götter Liebling. Diese Frühlingsgestade wurden gebildet; als das lichte Morgenroth am Schöpfungstag emporwallte, und die Natur noch in frischer rosiger Laune sich in duftigen Gedichten versuchte.

Schon der Weg nach Sorrent — welch einzige Fülle von hoher Schönheit! Erst Castellamare, ein Kleinneapel, lustiges Menschengewimmel am schiffreichen Hafen, davor Inselbrocken mit Gestein und Burgthürmen. Dann Felsenstürze herunter von blauer Himmelshöhe, dräuende abenteuerliche Formen. Darauf weite dunkle Meerbusen mit weißer Brandungslinie, rechts und links schneiden Vorgebirge die wundervollsten Küsten von drüben aus. Nun windet hoch am Felsgestade sich die Straße empor, der Montangelo erhebt seine stolzen Zacken und Kuppen. Immer gewaltiger steigt das Gebirge, immer üppiger schim-

mernder blüthenvoller wird das Grünen und Prangen unabsehlicher Orangengärten. Alles Laub und Grün scheinet hier wie mit kräftigem Lichte gesättigt. Wir sind auf der Ebene von Sorrent: eine große weite Terrasse, hoch über der See, getragen von Felsensäulen, schmiegt sich zu den Füßen eines wild erhabenen Gebirgs. Die ganze Ebene prangt wie ein ewig blühender Garten, durch das Grünen und Blühen ziehen sich wie Perlenketten die glänzend weißen Häuserstraßen, und die Luft wogt in frischen köstlichen Düften. In Sizilien war, als ich landete, der erste Frühling schon dahin geflohen: hier weilte er noch mit seinen Rosen und thaufeuchten Schwingen.

Wohin man sich aber wende, immer hat man vor Augen oder im Sinne das rastlose Leuchten des Golfs, das erhabene Ragen des Vesuvs, die städteschimmernden Küsten, die vielzackigen blauen Inselhäupter. Wogte das Meer hier mit seiner Unermeßlichkeit an's Gestade, so würde seine einförmige Gewalt nur einige machtvolle Ideen in der Seele bilden. So aber hat man nur ein herrliches belebtes Seestück, dessen Größe sich zwischen schimmernden Ufern gerade überschauen läßt. Durch die Oeffnung zwischen Capri und der Glöckchenspitze, wo die die Schiffe in's Meer steuern, ziehen erregt und ahnungsvoll immer neue Gedanken mit ihnen in die Weltweite.

Himmlische Tage habe ich in Sorrent verlebt. Freilich am ersten Morgen, als ich das Fenster öffnete, begegnete mir ein alter Bekannter aus Sizilien, ein gräulicher Scirocco. Himmel und Meer erschienen wieder bleigrau, und aus dumpfer Schwüle leckte es wieder wie mit heißen Zünglein. In der liebenswürdigen Gesellschaft von Lands-

leuten, welche in Sorrent mich aufnahm, erzählten die Frauen: schon seit Monaten hätten sie kaum alle vierzehn Tage den Himmel heiter gesehen. Da meinte ein junger Doktor: das Land gleiche einer strahlenden Geliebten, die für ein paar Tage Sonnenschein wieder endlos verdrießlich und unausstehlich werde, da ziehe er doch lieber ein treues sinniges Wesen vor.

Wir begaben uns auf eine Segelfahrt, um etwas Frische auf den Wellen zu holen, die bei Scirocco in unruhiger klatschender Bewegung sind, als wüßten sie nicht wohin. So fuhren wir das Hochgestade hinab bis fast an die Landspitze bei Capri. In nackten steil abstürzenden Felswänden öffnen sich aller Orten dunkle Höhlen. Als nun die Windstöße ärger wurden und es nichts Besonderes gewesen wäre, hätten sie Segel und Boot kopfüber in's Wasser gestürzt, wurde der Mast niedergelegt, und mit Ruderhülfe gewannen wir den Eingang in die geräumigsten der Grotten. Es sind gar prächtige Felswölbungen, die anrauschende Woge erweckt aus den Spalten vielfältigen Wiederhall. Wo das Licht von draußen unter Wasser und Fels eindringt, entstehen im Innern der Grotten die schönsten und schillerndsten Farben. Die Schiffer machten uns bemerklich: die Leute von Capri möchten in ihrer Grotte blaues Wasser haben soviel sie wollten, so schönes hellgrünes aber, wie zwischen Sorrentiner Felsen, gäbe es nicht auf der ganzen Welt. Man ist nämlich zu Sorrent höchst eifersüchtig auf den Weltruhm von Capris blauer Grotte.

Nachmittags lernte ich bei einer Wanderung durch die Stadt mehr vom behaglichen und freundlichen Wesen ihrer Bewohner kennen. Die Sorrentiner sind gutmüthige sacht-

lebige Gärtnersleute, und gar keine Helden in Thaten oder Vorsätzen. Sie müssen deshalb von den feurigeren Neapolitanern manchen schlechten Witz hinnehmen. So wird auch folgendes Stückchen erzählt. Am Tage nach der Seeschlacht, in welcher der Sohn des häßlichen Karl von Anjou gefangen wurde, ankerte der siegreiche Admiral von Sizilien vor Sorrentos Küste. Die Stadt trieb damals noch ansehnlichen Handel, und weil ihre Bürger dachten, nun erscheine wieder Hohenstaufenzeit, so kamen ihre Rathsherren hergerudert, mit Geschenken den Sieger zu grüßen. Als sie nun auf's Verdeck stiegen und den gefangenen Prinzen sahen, der in prächtigen Kleidern steckte, so hielten sie ihn für den Admiral, knieten nieder und sprachen: „Gnädigster Herr, nehmt diese Jungfernfeigen, sie schmecken gut, und für diese zweihundert Goldstücke könnt Ihr Euch noch schönere Hosen kaufen, als Ihr anhabt. Nur Schade ist es, daß Ihr nicht, gleichwie Ihr den Sohn festhabt, auch so den Vater gefaßt. Wir aber, das dürft Ihr nur wissen, waren die Ersten, welche in der Schlacht Reißaus nahmen.“ Der Prinz mußte lächeln und sagte auf französisch zum Admiral: „Ei seht, das sind mir getreue Unterthanen ihres Herrn des Königs.“ Indessen, wie dem auch sei, die Sorrentiner sind angenehme Wirthe und von Aussehen zehnmal frischer und stattlicher, als die Neapolitaner. Die Anmuth ihrer Töchter ist berühmt. Ihrer sah ich gleich bei dem Einfahren in Sorrent ein hübsches Sträußchen: sie trugen bei einem Neubau Sandkörbe auf dem Kopfe, eine immer schlanker und wohlgebildeter, als die andere. Ich möchte nur wissen, wo diese hübschen Mädchen alle bleiben: denn was ich von Frauen sah, gehörte meist zum dicken Neapolitaner Grundbrei.

Als nun die Sciroccodünste verflogen, die Tage wieder licht und blau, die Nächte wieder rein und milde wurden, da mochte unsere Gesellschaft nirgends lieber sein, als auf unserer Hochterrasse in der Cocumella, welches Fremdenhaus recht in Fülle und Stille der Orangengärten liegt. Waren wir dort erst nach Mitternacht aufgestanden, — denn diese weichen duftigen sternerfüllten Nächte waren gar zu köstlich, — dann saßen wir andern Morgens wieder bei dem Kaffee, bis es Mittag wurde, weil es so schön war, umher zu schauen, die ziehenden Düfte von Laub und Blüthen zu trinken, zu plaudern, und über die grünen Wogen der Orangenhaine wieder auf's Meer zu blicken. Zarte Ferne hüllte immer bläulicher die Gestade ein, wie ein leiswallender Silberschleier, aus welchem doch jede Felsecke klar durchschien. Dann erzählte ich wohl, während eine Künstlerin von jungem und schon glänzendem Namen mir gütig die Aussicht zeichnete, von den Münchener Freunden, die hier Gold der Dichtung fanden, von Linggs welthistorischen Seherblicken, von Heyses reizenden Idyllen, und vor Allem von Grosses Mädchen von Capri. Nachmittags aber ging's in die Berge. Die Esel galoppirten, die Treiber schrieen und schlugen, und der Lärm ließ nicht ab, bis wir höher hinauf in die schattigen Felsenschluchten kamen, in welche sich Gehänge von dunklen Myrthen hellgrüner Weinrebe und silbergrauem Oelbaum niederziehen. Bei jeder Windung des Weges ergaben sich ganz neue Landschaftsbilder. Das ist so wundervoll am Golf von Neapel: wo man auch wandere, mit jedem Schritte verschieben sich hüben und drüben die Aussichten, und immer sind sie voll neuer lachender Herrlichkeit.

Kommt man nun auf die Gipfelhöhen, welche den

Golf umziehen, so öffnen sich sogleich Einblicke in anmuthiges und seltsames Gebirge. Auf und ab schweifen die Blicke in einer unendlichen lichtweiten Bühne, und das folgende Bild ist immer gewaltiger und lieblicher als das vorige. Zum Beispiel auf dem diesseitigen Camaldoli, wo über der Einsattelung des Gebirgs auch der Salerner Meerbusen herschimmert, welch ein Standpunkt, welche Fülle der erhabensten Ansichten!

Und tief im Dunkel der Seele blieb mir auch eine mondlichte Meeresnacht stehn. Ich war allein zum Strande niedergestiegen, hatte mir einen Nachen gelöst und fuhr das Gestade entlang. Die Luft war so still, als hätte man Gedanken darin hören können. Der Golf erschien wie ein tiefes Meeresthal. Heller Mondschein lag auf der lautlosen stillen Fluth und den erhabenen bleichen Bergen und Inseln, gewaltige Felsstücke dunkelten am Gestade, von welchem Gewässer niederrauschte und sich melodisch mischte in das leise Wellengeplätscher am Ufer. Es war mir, als käme ich in das Thal der Ruhe, und für immer liege hinter mir der lichte bewegte Tag, und der Arbeit Lust und Noth sei dahin für allezeit. Ein so tiefes Gefühl der Ruhe kam über mich, als wäre das unruhige denkende Ich, das sich immer wieder hastig von den Dingen sondert, in mir verblaßt und verblichen, Seele und Sein wären nur ein einziges weitwaches unendliches Bewußtsein und Genießen des großen Weltalls. Die Sterne blitzten mir so brüderlich und vertraut, und auch die feuchte Tiefe unter mir schien, als könnte ich darin wohnen mit meinem Wesen. Da schallte vom hohen Ufer her fröhlicher Gesang, und mit einem Schlage war ich wieder in der lustigen eng umgränzten Menschenwelt, und sah in den Häu=

sern die Menschen gemüthlich bei ihrer Lampe sitzen, wie sie sich küßten; oder daran dachten, was sie andern Tags essen wollten.

Als ich in nächster Morgensfrühe eine Berghöhe hinanstieg, mußte ich lachen über meine Träumerei am vorigen Abend. Es war gut, daß mich das Singen weckte, sonst wäre ich richtig im Kahne eingeschlafen. Wie köstlich erfrischt war jetzt Gebirg und Thal und See! Wie drang diese Helligkeit des Morgens bis in's letzte Aederchen! Und die himmlische Luft, welche diese Höhen umfließt! Diese milde Luft ist so ätherrein, so tief durchsichtig, so die Seele hebend und beflügelnd, als wäre ein großes Stück Erdenschwere von uns abgefallen. In diese Lichtfülle hinein, in die unermeßliche Aetherbläue, welche die Höhen umwogt, scheint unsere kleine schöne Erde hinein zu schwimmen, wie ein spielender Abglanz einer höheren Welt. Auf solchen Punkten der Erde, wo ihre höchste Schönheit uns umblüht, will der Geist immer noch hinaus über die Maße dieser Welt, über Raum und Zeit. Gerade so öffnen sich in Augenblicken unsäglichen Glückes im Herzen noch tiefere Quellen seliger Ahnung. Woher immerdar diese dürstend vorwärts dringende Sehnsucht des kleinen Menschenichs in die Unermeßlichkeit hinein? Und warum liegt in ein paar stillen Gedanken dieser Art mehr innere Kraft und Weihe, als in einem ganzen Tag voll Lust und Herrlichkeit selbst am Golfe von Neapel?

Aber eigen bleibt es doch, wie rasch auch die weihevollsten Gedanken in der Sonnenhelle des Südens, in der Leichtigkeit der Luft wieder verfliegen. Alles ist da in seinen Formen so fertig, so abgeschlossen: man wird nicht mehr gereizt, es im Geiste zu gestalten. Lüfte und Bäume rauschen

nicht, die Wolken sind nicht in Bewegung, die Natur ist ruhende starre Gegenwart. Urplötzlich steht eine Idee blitzend in der Seele, klar und in vollem Umriß, und gleich ist sie wieder entschwunden, und wieder versinkt man in Betrachten und Genießen, und denkt kaum der nächsten Stunde.

Das Alles ist wahr, und ich weiß es ganz lebhaft, seit ich wieder ein paar Monate im deutschen Denkerlande bin, wo die Luft dick ist von Ideen und Wolken. Allein unbändig wogt doch wieder die Sehnsucht auf nach jener Lichtfülle, nach jenen zauberischen Nächten des Südens. Als ich nach der Rückkehr von Italien gleich in die kühlen Schatten unserer Alpenwelt eilte, in die hallenden Bergwälder, unter die einsamen tiefgrünen Seen und schneeschimmernden Alpenjoche, da war Italien wie vergessen und vergraben. Jetzt aber, wo ich Abends in enger Stube sitze und draußen eine Kälte ist, daß, wenn's möglich wäre, die hellen Mondstrahlen gefroren niederfielen, jetzt steigen in der Seele wieder empor im magischen Glanze jene Tempeltrümmer in ihrer unsäglichen Trauer und Schönheit, jene Blüthenhaine und seligen Gestade über lichtblauer Meeresweite, — ach, es ist ein gefährliches Land das Italien.

XXXIII.

Amalfi.

Es war gerade ein hübscher Wagen voll, – Strebsame in Kunst und Literatur, dazu etwas liebenswürdiges Publikum, — als wir am schönsten Reisemorgen aus Sorrents engen Gartenwegen in's Freie bogen. Bei dunklem Wolkenrauschen und Regen hatten wir uns in später Nacht von der geliebten Terrasse zurückgezogen: jetzt war die Luft herrlich abgekühlt, jede Blüthe frischer, jedes Tröpfchen im Golfe goldiger schimmernd. Unten schäumte die weißeste Brandung, hoch um die Felsenzinnen zogen noch Wolken. Als wir durch Castellamare fuhren, klangen die Glocken zum Pfingstfeste.

Noch hörten wir sie in der Ferne, da waren wir schon in einer breiten Thalmulde, umringt von Hochbergen Gipfeln und Hörnern, Alles grün bis zu den höchsten Spitzen und grün bis in die tiefsten Schluchten. Nocera und Pagani erschienen mit den Erinnerungen an Kaiser Friedrichs Sarazenen, die er hier ansiedelte und welche das Volk die

Heiden (Pagani) nannte. Ein einziger großer Fürst — wie viele Andenken streut er aller Orten umher! In La Cava wurde ausgestiegen, in schönen Windungen führte rechts ein Weg hinauf in ein wundervolles Hochthal, von allen Wänden wogte und glänzte üppiges Waldgrün. Es war ganz wie in einem der schönsten Thäler Thüringens oder Schwabens. Die Sinne konnten sich nicht sättigen an dieser grünen duftigen langentbehrten Waldfülle. Auf der Schlußhöhe des Thales, wo das wunderliche Oertchen Corpo la Cava sich hingenistet, frühstückten wir, vor uns die wonnigste Aussicht an den grünschimmernden Gebirgslehnen hinab auf prachtvolle Kuppen und Gipfel. Hinter dem Dorfe gab es ächte dichtschattige Waldwege, welche in die Höhe führten, bis man in eine dunkle übergrünte Gebirgstiefe hinabblickte. Dort hing am Abhange die altberühmte Benediktiner-Abtei Santa Trinita. Auch in diesem einsamen Waldthale hörten wir eine Gesellschaft deutsch reden. Die Gegend muß Landsleute besonders anheimeln: grünes Laubholz in Massen, lebendige Hecken um die Felder, kleine Giebeldächer, ja was sehen wir, — eine alte Linde bei der Kirche, das ist ja ganz, als wären wir wieder im lieben Deutschland. Wer weiß, wie viel Gothen oder Schwaben hier hängen geblieben.

Doch die Berge rücken vor uns zusammen, rascher rollt unser Wagen hinab in's Thal, eine römische Wasserleitung zieht herbei, das lichtblaue Meer taucht empor, — das ist wieder ganz Italien. Tief unter uns liegt an seiner Marine das helle Städtchen Vietri zwischen Orangenhainen. Schon nehmen unsere Blicke Besitz von Salernos Meerbusen. Das ist hier kein runder Golf von Neapel mehr, sondern offenes weites Meer, in ungeheurer Schlangenlinie hat es

die Bucht nur wenig ausgerundet. Dort zur Linken, über Vietri hin, stößt Salerno mit seinen Häusern in die See, jenseits in der braunen Ebene tief vor den kalabrischen Bergen schimmern die Tempel von Pästum, hier rechts hart um's Vorgebirg muß die Straße nach Amalfi führen. Nun schießt unser Wagen nach Vietri hinein, vorbei an erfrischenden stürzenden Bächen, biegt zur Rechten scharf um die Bergecke, und nun beginnt ein Gestade so voll gewaltiger Herrlichkeit, so märchenhaft und voll seltsamer Riesenlaunen, daß Niemand es völlig sagen und schildern kann. Ich kenne nur eine einzige Landschaft, welche dieser Küste vergleichbar: das ist der Weg von Nizza nach Savona. Allein dort, an der Corniche, folgen die wilden Prachtbilder nicht so rasch auf einander.

Man denke sich Alpengebirg, das in steiler Länge in's Meer stürzt, und hinzu denke man des Südens Frühling, der jeden Felsblock mit Grün und Gebüsch, mit Aloes und Cactus besetzt, und des Südens Kinder, die an jede paar Fuß Breite ihr genügsames weißes Häuschen hängen. Vor uns sehen wir die Straße wie eine schmale helle Schlange sich um das Felsgestade emporwinden. Tief unter ihr donnert und brandet das Meer, und sein Gischt fliegt empor wie blüthenweiße Raketen. Wir biegen um eine Bergkante: da gähnt eine weite grüne Bucht himmelhoch aus dem Felsgebirg herausgerissen, überragt von abenteuerlichen Hörnern und Kuppen; — um den nächsten Vorsprung: da dringt düster eine riesige Zackenschlucht immer höher und höher in's Gebirg, schäumend brausen die Gießbäche hernieder; — um die dritte Ecke: da schütten sich Felsen und Blöcke in tollstem Wirrwarr gerade aus den Wolken herunter. Hinein will Alles setzen in die lockende lichte Meeresbläue, und

starrt dann wieder auf hart und viele Thürme hoch, um der wüthenden See ihren Damm zu setzen. Dann erscheinen graue gezackte Burgtrümmer am Meer, blanke Städtchen wie auf Berghänge geschneit, endlich ein paar größere reizende Ortschaften, wie versunken in die blühende Felsenwildniß, mit hübsch weißem Strande und Schiffen davor, die zierlich schaukeln auf der spiegelnden Fluth.

Und wer könnte einen Augenblick vergessen, daß dieses eine althistorische Küste, daß sie wie aus verrauschter Welt voll Herrlichkeit herschauet zerrissen grau und märchenhaft, daß ganze Züge abenteuerlicher Sagen wie Geier und Wolken um ihre Felsburgen ziehen. Diese Wellen, die jetzt so stürmisch an's Gestade donnern, führten einst zahllose Kauffahrer und Galeeren nach Amalfi. Hier mischten zum erstenmal im Mittelalter wieder Morgen- und Abendland ihre Völker, ihre Waffen und Religionen, ihre Sitten und Künste. Amalfi erschien für Krieg und Handel als der große Mittlerplatz. Die sehr klugen, sehr betriebsamen Bürger dieser Stadt waren die damaligen Venetianer, und wie diese nahmen sie ihren Vortheil wahr. Sie wußten sich mit den Sarazenen, deren Flotten das Mittelmeer beherrschten, denen Sizilien Kalabrien Tarent Bari gehörte, gut zu stellen. Sie kauften ihnen Seidenzeuge Schwertklingen Datteln und Weihrauch ab, die Sarazenen aber fanden auf den Märkten von Amalfi einen besonders gesuchten Artikel. Das waren die schöngewachsenen kräftigen Sklaven, welche die deutschen Eroberer in den Slavenländern machten: zu Tausenden verführte man sie über's adriatische Meer. Die Amalfitaner gestatteten auch gern, wenn Araber sich an dieser handels- und gewerbreichen Küste ansiedelten. Von Amalfi bis nach Salerno traf man

wiederholt in den Städten eine kleine arabische Gemeinde. Durften doch auch die Amalfitaner in Palermo und Messina ihr eigenes Stadtviertel, im ägyptischen Cairo und andern Sarazenenstädten ihre Faktoreien haben. Amalfis Münze kannte der Bazar in Damaskus und Kairowan, in Bagdad und Ghasna, Amalfis Seerecht wurde Gesetzbuch auf dem Mittelmeer. Als nun die Rückströmung gegen die arabische Welt eintrat, als die Normannen kamen, als unabsehliche Schaaren von Pilgern und Kreuzfahrern nach dem Orient zogen: da blieb Amalfi noch lange ein Hauptplatz, wo sie rasteten uud rüsteten, kauften und verkauften, und Schiffe zur weiten Reise mietheten. Das berühmte Hospital in Jerusalem, an welches sich der Johanniterorden anlehnte, wurde von Amalfi unterhalten.

Wo aber, fragt der Ankömmling jetzt und sieht sich vergebens um, wo ankerten denn die Flotten der Araber und Kreuzfahrer? Wo fanden denn hier die Kaufhäuser des Welthandels irgend Platz? Was man sieht, ist ein niedliches Städtchen von drei- oder viertausend Einwohnern, davor eine schmale Strandlinie mit kleinen Küstenschiffen. Wo wohnten hier die fünfzigtausend Amalfitaner und ihre zahllosen Gäste? Nun, wie heutzutage die Genuesen, — die Berge hinauf und rechts hinüber bis nach Atrani. Auch die Städtchen bis nach Majori und Minori wurden damals von unternehmenden Kauf- und Schiffsleuten bewohnt, und Alle hieß man in der Fremde Amalfitaner. Das Meer spülte den Strand weg, als die Pisaner tückisch die Hafendämme zerstörten. Wind und Wetter rissen das fruchtbare Erdreich von den Felsen, auf denen einst Häuschen hingen, wohl nicht viel größer, als ehemals in Pompeji. Nun sieht man nichts mehr, als ein hübsch weißes

Städtchen, halb versteckt in einer Schlucht am Meer, aus deren hohem Hintergrund frischer grüner Wald hervorblickt. Das reizende Landschaftsbild ist um so märchenhafter geworden, weil Phantasie allein es jetzt mit großem Volk und Herrlichkeit belebt: versunken und hinab sind Trümmer und Trauer in's tiefe Meer. Nur der altersgraue Dom gleicht einem greisen Riesen, der sterbend schon halb auf's Knie gesunken. Eine breite Freitreppe führt zu einer luftig phantastischen Vorhalle von schlanken Säulen. Die uralten ehernen Dompforten öffnen sich in ein bedeutendes hochräumiges Innere. Neben der Kathedrale steht der Glockenthurm mit bunt schillernden Lisenen und Linien. Das Ganze mit dem kleinen stets volksbelebten Marktplatze davor gibt ein ungemein malerisches Bild.

Abends sammelte sich vor dem Gasthofe eine Menge Buben, die zu unserm Altan heraufschrieen, man solle ihnen Münzen werfen. Kaum war damit angefangen, als neue Schaaren herbeistürzten, und fröhlich in wildem Knäuel auf jeden neuen Gran sich warfen, der herunter flog. Mehr als hundert waren beisammen, Alles voll Jubel und Gelächter, und wenn die See einen tüchtigen Guß dazwischen warf, schüttelten sie das Wasser ab wie Meerkatzen. Es wurde zu Abend stürmische See, die Wellen krachten und kreischten noch in tiefer Nacht.

Andern Morgens war Himmel und Meer stückweise blau, das braune gleichsam bronzirte Gebirg aber von scharfem Licht umflossen. Das wurde nun wieder ein erinnerungsreicher Tag, und beinahe so herrlich wie zu Taormina. Wir wanderten um die wellenumtoste Felsecke nach Atrani, stiegen durch seine stillen Straßen, die in Treppen

und langen dunkeln Löchern empor führen, dann auf steilen Waldwegen in Duft und Schatten wohl eine Stunde lang immer höher, bis wir zu den Weingärten von Cemprone kamen, auf den freien Gipfel des Vorgebirgs, das breit zwischen beiden Städten hervorbricht. Da gab es eine wunderbare Aussicht. Von Adlershöhe erblickt man unter sich die ausgezackte weißumschäumte Küste, bis in unermeßliche Weilen lichtet sich das Meer: links und rechts stehen die ehernen Berge, sie recken wild ihre kahlen Häupter und Hörner, doch die finstern Schluchten, welche sie auseinander reißen, schließen sich nimmer. Es war jetzt eine zauberhafte Helligkeit, und doch peitschte der Sturmwind zwischen die weißen Wolkenballen, die noch an den Bergen hingen, daß wir Mühe hatten, uns an Bäumen und Bänken festzuhalten.

Als wir nun auf dem Bergrücken landeinwärts wanderten und in Ravello eintraten, da schlich Alles heran, was an dunkeln Sagen, an Trauer und Oede seit vielen Jahrhunderten sich hier festgenistet. Hier stand einst Amalfis größte Herrlichkeit, ein Adelspallast am andern, und jetzt starren schwarz und zerrissen Thürme Mauern und Gesims. Hier zogen einst über die Straße Prälaten in goldschimmernden Gewändern, normannische Ritter mit blinkender Streitart, hochgemuthe Kreuzfahrer träumend von den Wundern des Orients. Scheu zur Seite hielten sich halbverhüllt die Turbanträger, im Gürtel den Säbel mit Juwelengriff. Aus den prangenden Pallästen aber traten in gestickter pelzverbrämter Kleidung die Kaufherren von Amalfi, weltgewandte Männer, die vieler Völker Zungen redeten: sie luden ihre Gäste alle zu üppigen Tafeln, zu Gesang und Spiel. Schon winkten und warteten auf den

Altanen die schönen Frauen und Töchter, strahlend in Rosen und kostbarem Schmuck. Schon erschallte das Klirren der Goldmünzen und Waffen aus den Sälen, der Jubel wilder Gelage aus den Gärten, das Singen und Fluchen in den Sprachen vom Rhein und vom Nil: — da schüttelten sich die Berge, da rasselten die Wetter des Zornes herein, es stürzten all die Schlösser und Hallen, zerstoben war die prangende Menschenwelt, — nur einige Wände und Thore und hohe Fensterbögen stehen noch hier und drüben, bedeckt mit uralter Zierrath und räthselhaftem Steingewinde. So ist hier, scheint es, vor grauer Zeit ein gränzenloses Wehe geschehen, und seitdem stand Alles unberührt Jahrhunderte lang, nur Sonne und Mond wandelten einsam über die Stätte der Pracht und des Schreckens. Dann sind wieder ein paar Leute gekommen, die sich unter den Trümmern ansiedelten, die sich aus Lehm und Marmorsäulen Wohnungen flickten. Doch auch ihre armseligen Hütten sind meist dem Verfall wieder nahe, hier und da scheinen sie nur bewohnt, bloß damit dieses Stadtgespenst noch jammervoller erscheine. Der Sturm heulte, als wir eintraten, durch die einsamen Gassen, konnte aber die bleichen Trauergeschichten nicht wegfegen, welche noch in den Lüften hingen.

Mittelpunkt des Ganzen ist noch jetzt der Dom, überragt vom stattlichen Glockenthurm. Auf seinen Erzthüren sieht man rohes Bildwerk, die Umrisse sind richtig und ausdrucksvoll. Die Kanzeln glänzen vom weißesten Marmor, bedeckt mit Goldmosaik und Verzierungen, die beide auf's Glücklichste in einander laufen. Die Predigtkanzel ruht auf sechs gewundenen Säulen von reichstem Blatt- und Blumenwerk, jede Säule aber steht auf dem Rücken eines Löwen, und jeder Löwe schreitet voran: die ganze

Kanzel scheint zu marschiren. Da ist die Löwenstärke des göttlichen Worts doch etwas sonderbar ausgedrückt. An beiden Seiten des Doms standen die Hauptpalläste Ravellos, das seine dreißigtausend Bewohner hatte. In der Villa Ruffolo sieht man an Thurm- und Mauertrümmern noch die zierlichen Steingewinde mit hübschem Gebälk, gekuppelten Säulchen, und allerlei Spitz- und Hufeisenbogen. Besonders die innere Wand des großen Viereckthurms, der vor dem Hause steht, war von so anmuthigem und feinem Geschmack, daß ich mit Bitten nicht abließ, bis eine kunstgeschickte Hand mir die reizenden Linien in's Tagebuch zeichnete. Wer aber könnte mit Stift oder Feder die tief unheimliche Umgebung schildern, welche doch hin und wieder höchst malerisch! Wohin man die Augen wendet, überall ragen gebrochene Thürme trümmerhafte Portale und Fenstergemäuer, antik gothisch normännisch arabisch: kurz es ist das seltsamste Beieinander, und macht auf dieser erhabenen, der Menschenwelt entrückten Berghöhe ein unauslöschliches Bild, dessen erster Anblick ganz märchenhaft, und dessen Hintergrund voll tiefer Trauer.

Noch viele Städte gibt es in Italien, wo in alte Häuser antikes Säulen- und Bildwerk hinein verbaut ist. In Ravello, auch in Amalfi, zeigt sich dergleichen überaus reichlich, nach Auffassung und Behandlung rührt es aus der späteren Römerzeit her. Jedoch keine Stadt gibt es, wo man so Vieles von gedrückten Kuppeln Hufeisenbogen Arabesken und all dem Seltsamen sähe, was nun einmal arabisch oder sarazenisch oder moresk getauft wird. Später, wenn die Grundzüge der Geschichte der Baukunst sich noch mehr abgeklärt haben, wird man das Meiste sicher anders benennen. Wie lange ist es denn her, daß unser gut

deutscher Baustil, welcher jetzt der romanische heißt, auch byzantinische Namen trug? Dies aber, was in den ältesten Bauwerken zu Amalfi Venedig Messina und Palermo so charakteristisch und so übereinstimmend auftritt, wird wohl der wahre byzantinische Stil des europäischen Westens sein. Ebenso wie die Venetianer und noch viel früher holten die seefahrenden Bürger von Amalfi für ihre Kirchen und Palläste Modelle und Baumeister aus dem Orient, aus der großen Niederlage und Werkstätte christlicher Kunstwerke, die allein noch übrig war, aus Byzanz. Dort hatte sich, ebenso wie Staat und Sitte, auch die Kunst bereits mit orientalischem Wesen gesättigt, von ihm das Feierliche und Prangende, das Märchenhafte, das im Kleinen so Zierliche angenommen. An Amalfis Küste, welche seit Jahrhunderten dem Orient im Handels- Kriegs- und Staatswesen geöffnet blieb, strömte von dort herüber Kunst und Wissen und religiöse Auffassung, hier vermählte sich die Kunst mit altrömischem und nordisch germanischem, auch mit etwas maurischem Wesen. So wurde Amalfi die eigentliche Mutterstadt jenes Stils, welchen die normannischen Könige nachahmten und die Venetianerpracht überbot.

Es ist schwer, aus dem märchenhaften Banne Ravellos sich loszureißen. Man denke sich, der Dom zu Venedig und der ganze Markusplatz liege in grauenhafter Zerstörung, Alles sei niedergebrochen weggeschleppt oder verwittert, nur von den untern Stockwerken ständen noch einige Reste, zwischen den Trümmern seien einige armselige Häuser und Straßen eingeflickt. So etwa wird man eine Vorstellung von Ravello erhalten, nur mit dem Unterschiede, daß Venedigs Ruinen in Sumpftiefen liegen würden, Ravellos einsame Trümmer aber hochragend auf einsamer Berghöhe mitten

zwischen Grün und Blüthen. Im Garten Ruffolo hatte man Cypressen und Tannen an die Ruinen gepflanzt: das nordische Nadelgehölz ist jetzt das gesuchteste Modegewächs in den Gärten der italienischen Großen. Die Rundsicht aber von der äußersten Spitze dieses Gartens umfaßt eine erhabene Bergwildniß, die wie in ungeheuren Wogen sich in's Meer stürzt. Dieses fing jetzt wieder an, weithin zu strahlen in lichter Bläue. Die Aussicht aus dem Garten Afflitto, obwohl ganz in der Nähe, ist doch wieder eine ganz andere. Da steht man auf einer Landzunge, welche zwischen die Bergzüge hineinläuft: Berge grün bis zu den felsigen Gipfeln, zwischen diese eingesenkt grüne Mulden, rothe Ziegeldächer hier und da umher gestreut. Da nun Viel und Gutes sehen auch andere Appetite reizt, so ließen wir uns den dunkeln Wein, der hier oben in den reinen Lüften gedeiht, zu Brod und Käse trefflich schmecken. Die Wirthshausterrasse lag natürlich wieder erhaben über der prachtvollsten Landschaft. Soldaten sahen uns zu, welche nach kleinen Gefechten vor drei Wochen die Briganten aus Ravello verdrängt hatten. Jetzt lauerten diese ein paar Stunden höher zwischen den Gipfeln des Montangelo.

Das Alles war nur der erste Theil unserer Wanderung. Der zweite zog sich neue lusterfüllte Stunden lang über die andere Seite der riesigen Schlucht hin, an deren Ausgang in der Tiefe Amalfi liegt. Einst war offenbar dieser ganze weite Umkreis stattlich bebaut: überall starren noch schwärzliche Trümmer, bedeckt von üppigem Grün und Waldschatten. La Scala, Pontone, das Kapuzinerkloster sind drei andere berühmte Stätten der wunderreichsten Aussichten. Ehern glänzende ungeheure Felsberge, grüne Tiefthäler zwischen den höchsten Kuppen, Meeres-

bläue licht hineinfluthend in dunkle Schluchten, ragende Hochtrümmer von herrlichen Domen und Burgen, darein gesäet die hellen Häuschen, hervorblickend aus vielfarbigem Grün, — das Alles im erhabensten Heldenstil, — ja, nur mit Taormina läßt sich Amalfi vergleichen! In Einem aber hat Amalfi noch den Vorzug: das sind seine herrlichen Frauengestalten. Nirgends in Italien gibt es schönere, nirgends mehr. Einem Künstler muß das Herz schlagen, die schönen schlanken Mädchen, den antiken Wasserkrug auf dem Haupte, mit kräftig elastischem Schritt sich über die Felsenstiegen schwingen zu sehen. Ein halbnacktes junges Ding, das wie ein Bergreh hinter seinen Ziegen hersprang, war das reizendste Ideal einer kleinen Wilden. Natürlich ließ sie unsere Künstlerin sich nicht entgehen, während ich die Kleine im Gespräch ruhig zu halten suchte, daß man sie zeichnen konnte.

Weil wir nun Amalfis Landschaft in jeglicher Beleuchtung sehen sollten, so brachte der Spätnachmittag ziehende Wolken, Regenschauer, wieder lachenden Sonnenglanz, wieder dunkle bewegte Luft, Wald im Winde rauschend. In einem Burghof standen uralte Linden, ein Mühlbach plätscherte über die Räder, und, siehe da, auch Aepfel- und viele Zwetschenbäume gab es hier, die ihre unreifen Früchte in's Gras schüttelten. Dem Deutschen mußte es heimathlich zu Muthe werden. Woher in dieser Gegend so viele Erinnerungen an Deutschland? Woher dieser schöne stattliche Menschenschlag, und sein ruhiges redliches Wesen, das anders ist, als bei den meisten Süditalienern? Schon in alter Zeit waren, wie es scheint, die Amalfitaner ruhig strebsame, klug ausdenkende, duldsame Leute. Amalfis Geschichte ist noch nicht geschrieben,

von all den Schlössern und hundertdreißig Kirchen, welche der Sage nach hier umherstanden, wissen wir wenig. Kann ein deutscher Historiker sich etwas Schöneres wünschen, als hier zwei Jahre zu wohnen, Amalfis Geschichte gründlich zu erforschen und würdig darzustellen? Von dieser Stätte, die durch wundervolle Natur und große Vergangenheit gleich geheiligt, würde er ein leuchtendes Andenken in's späte Alter hinüber nehmen.

XXXIV.

Pästum und Salerno.

Gegen Abend fuhren wir an den sturmumrauschten Vorgebirgen wieder hinunter nach Salerno. Die See beschoß mit ihren Sprützwellen unsern Wagen von unten, und der Regen wusch ihn von oben. Der Sturm heulte und rasselte in den ungeheuren Schluchten, an den Felsendomen und Bergzacken. Es war ein Wetter und eine Landschaft von der großartigsten Ritter- und Räuberromantik. Noch lebhafter erinnerten daran die vielen dunkeln Wartthürme, welche einst auf Toledos Befehl errichtet wurden, um die Piraten zu bewachen, jene grimmigen Türken und Sarazenen, die hier überall auf den Meeren lauerten, und, wenn sie Kundschaft hatten, plötzlich eine Stadt mit blinkendem Mordstahl überfielen, Feuerbrände schleuderten, und in Hast und Eile Gold und Schätze und Christensklaven, besonders schöne Knaben und Mädchen, auf die Schiffe schleppten. Eine seltsame Vorstellung, daß man sich diese Kette von Wartthürmen bis nach Nizza hinauf,

die ganze Küste Italiens davon gespickt denken muß. Italien war ja überall und immer die langgestreckte Halbinsel, nach deren dünnem Leibe zahllos räuberische Arme griffen.

Obgleich es andern Morgens noch sehr früh war, als wir aufbrachen, wurde schon auf allen Plätzen Salernos getrommelt und trompetet, und die piemontesischen Unteroffiziere faßten die neapolitaner Rekruten scharf an. Eine größere Truppe am Strande mußte lernen, auf ein Zeichen auseinander zu springen, sich flugs hinter Bauholz Kähne und in Sandlöchern zu bergen und immer schießend rasch von einem gedeckten Stande zum andern voran zu eilen. Es war ein anschauliches Bild des Brigantenkrieges. Die Soldaten sahen recht mitgenommen aus. In voriger Woche hatte es in den Bergen hinter Pästum ein blutiges Gefecht gesetzt: nun war die Gegend, vor welcher man in Neapel ängstlich warnte, brigantenfrei. Spaßhaft aber erschien es, als uns eine Steuerkasse unter dichter Bedeckung von Soldaten begegnete, die aufgeschürzt und mit losem Gewehr marschirten, als seien sie jeden Augenblick des Ueberfalls gewärtig.

Nicht weit davon wurde fleißig an der neuen Eisenbahn gearbeitet. Diese wird bald anderes Leben auf die nackte Ebene von Pästum bringen. Eigentlich öde, wie sie gewöhnlich beschrieben wird, habe ich diese Gegend nicht gefunden. Zu Anfang herrscht vortrefflicher Anbau, und nichts gibt ein seltsamer reizendes Bild, als über wogenden Saaten und zwischen Rebengewinden sich Palmen wiegen zu sehen. Auch später war die wüste Heide immer wieder durch Korn- und Weinfelder und Gehölze unterbrochen. Unsere Pferde flogen im Galopp, dunkle Wolken und

Regenschauer peitschten über die Fläche hin. Eine Menge von Büffeln zeigte sich, diese häßlichen schwarzen Sumpfthiere mit den kleinen tückischen Augen: sie sehen noch stark urweltlich aus, als wären sie noch nicht fertig geworden. Es paßte völlig dazu der Anblick des Sele: der Fluß bis zum Rande voll von rothem Schmutzwasser, zerrissene Schilfhütten am Ufer, und eine armselige Fähre zum Uebersetzen.

Als wir in die überwachsenen Wallreste einfuhren, die einst die starken und schöngefugten Stadtmauern von Pästum bildeten, wurde unser Wagen von herbeistürzenden Knaben und Mädchen förmlich angefallen. Ein Theil kam aus der elenden Hüttenreihe an der Stadtmauer, der andere aus den Bauernschuppen, welche den drei Tempeln gegenüber stehen. Niemals sah ich so viele jammervolle junge Geschöpfe beisammen: zerlumpt, mit wirren Haaren, entsetzlich gelb und grau wie Lehm und Asche, und dazu ekelhaft dickbäuchig. Das Letzte ist ein Zeichen, daß sie tödtliches Fieber erfaßt hat. Von Mitte Juli an hauset es auf dieser feuchten Niederung mit allen seinen Schrecken: doch schon vorher darf, wer hier wohnen will, nur Brod Käse Schinken Maccaroni genießen, saftige Früchte wären der der Tod. Wie lange soll es noch dauern, daß ein paar Abzugsgräben auf diesen Todesfeldern wieder Leben und Gesundheit schaffen? Gras und Korn, welche jetzt das Stadtfeld bedecken, würden wahrlich darum nicht schlechter gedeihen.

In ewiger Jugendpracht aber erheben sich die Griechentempel. Der Rost der Zeiten vermochte ihre Marmorweiße nur mit lichtem Rothbraun zu überziehen; noch schimmern

sie hell über dem grünen Anger und vor dem Meere, dessen ernste dunkle Bläue zwischen ihren Säulen glänzt. Für den ersten Anblick haben sie etwas Schweres, ja Plumpes: das liegt vor Allem darin, daß der Boden ringsum aufgeschüttet ist, und sie nicht mehr erhaben auf höheren Stufen stehen. Vor Allem der Neptunstempel in der Mitte — wie richtet er sich gleichsam empor, wachsend mit jedem Schritte, den man näher kommt! Wie keck und lieblich spielen noch immer Jugend und Anmuth vom hohen Kranzgesims! Wie fließt die edle Schönheit nieder an den Säulen, die so fest und stämmig aufstehen, und innern Lebens voll in der Mitte leise anschwellen und sich nach oben leise verjüngen! Was man fühlt, das da sein müßte, gleich findet es das Auge, und nichts stößt auf, was den reinen Eindruck stören könnte. Wieder mußte ich daran denken, was, glaube ich, Göthe irgendwo sagte: die griechischen Kunstwerke **sind** schön, wir aber dichten und bauen, daß es schön scheine.

Die beiden andern Tempel sind offenbar viel später gebaut, als der Neptunstempel, man entdeckt sehr bald Unschönes daran. Jener aber erschien mir am herrlichsten, wenn ich mich einer Ecke schräg gegenüber so weit zurückstellte, daß sich an zwei Seiten zugleich herabschauen ließ. Dennoch meinte ich, die sizilischen Tempel wären noch wundervoller, der Segester in seiner männlichen, der Concordientempel in seiner jugendlichen Schönheit. Vielleicht schien es mir nur so, weil die Griechentempel in Sizilien die erste Jugendliebe auf dieser Reise waren.

Die Prachtgebäude zu Pästum haben den Vortheil, daß auf der einen Seite das lichte Meer, auf der andern ein schönes Halbrund grünbelaubter Berge die weite Ebene

einfaßt, über welche sie hinglänzen. Dunkel und räthselhaft aber bleibt es, warum nur in dieser Tochterstadt von Sybaris die Tempel stehen blieben, während sie in all den andern und größeren Griechenstädten Italiens gänzlich vergingen. Die Punier, die Römer, die Araber, so schreckliche Städteverwüster sie auch waren, ließen doch die riesigen Tempel zu Segeste Girgenti Pästum bestehen. Also hat schwerlich der Krieg in den zahlreichen griechischen Großstädten Siziliens und Unteritaliens die Tempel niedergeworfen. Entweder standen dort keine so riesige unzerstörbare Tempel, wie auf jenen drei bevorzugten Plätzen, oder sie sind frühzeitig in Erdbeben zusammengestürzt. Wir wissen nur das Eine, daß in Pästum, wo ein starker Rest des Griechenvolkes sich erhielt, noch lange Zeit die Einwohner einen Tag im Jahre hatten, wo sie bei den Tempeln sich versammelten, um zu trauern und zu klagen über den wehevollen Untergang der griechischen Freiheit. Die römischen Lords ließen sie trauern, soviel sie wollten, und erfreuten sich der vollduftigen Rosen, durch welche Pästum berühmt war. Jetzt hat Fieber und Oede längst die schönen Rosen und Griechinnen vertrieben, Pästum liegt jeglicher Verwüstung offen. Am Theater, das in seinen Umrissen noch wohl zu erkennen, lagen noch Gebälkstücke im Grase mit schönem Bildwerk, kämpfenden Kriegern und Amazonen. Der Bauernbursche, der hier den Führer machte, schlug mit seinem eisenbesetzten Stocke Fetzen herunter: es war zum Erbarmen. Nebenan blühten zwischen Gestrüpp und Trümmern ein paar arme wilde Rosen. —

Der letzte Tag unserer Ausfahrt gehörte Salerno. Wer sollte sich nicht freuen, eine Stadt zu sehen, auf deren Namen er schon in frühen Studien gestoßen! Insbeson=

dere, wenn es eine der geheiligten Stätten ist, an welchen das Andenken einer geistigen Blüthezeit haftet. Solch ein Gedächtniß verklärt die altersgrauen Mauern zehnmal schöner, als alles Heldenblut, das in Krieg und Belagerung sie begossen. Salerno hatte seine Romantik unter Robert dem schlauen Fuchs, der hier seinen Fürstensitz errichtete, seine Blüthezeit aber unter Kaiser Friedrich. Damals strömte alles Wissen und Forschen in Heil- und Naturkunde hier zusammen. Was die alten Griechen ergründet, was von den Byzantinern die Araber empfangen und vermehrt hatten, das einigte sich hier mit dem neu erwachten Forschungstriebe, der durch das dreizehnte Jahrhundert überall seine lichten Spuren zog. Die Vorlesungen wurden in Salerno in lateinischer griechischer arabischer und hebräischer Sprache gehalten, denn es gab Studenten und Professoren von all diesen Zungen. Seit Bagdads Abbassidenglück erloschen, hatte die Welt eine solche Schule der Aerzte nicht wieder gesehen. Salernos Ruhm wetteiferte mit der Rechtsschule zu Bologna, und wohl ließe sich fragen, ob die Heil- und Naturwissenschaft, die sich in Salerno wieder belebte, nicht eine größere Wohlthat für Europa gewesen, als der Siegeszug des römischen Weltbuchs. Hat das römische Recht nicht wesentlich mitgewirkt, um die bürgerliche Kraft der Völker langsam zu ertödten, in das erstarkende Fürstenthum aber jenes feine despotische Gift zu legen, das aller römischen Herrschaft und offenkundig ihrer byzantinischen Bastardtochter eigen war?

Salerno hat jetzt wenig Eigenthümliches mehr. Man sieht einige breite Straßen voll Handwerker und Krämer und stattlichen Gebäuden, dazwischen breitet sich ein Gewirr engster Gäßchen und Treppchen voll Menschengewühl, und

darüber ragen hier und da große Patrizierhäuser und alte Kirchen. In der See zeigen sich noch schwarze Linien von zertrümmerten und versenkten Hafendämmen. Eine alte Inschrift im Dome rühmt es, daß „der glorreiche König Manfred, Kaiser Friedrichs Sohn, durch Herrn Johann von Procida, Salernos großen Bürger“ den Hafen bauen ließ. Jetzt ankern keine Handelsfletten mehr auf der Rhede. Salerno hat sich, wie Amalfi, nur noch einige Erbstücke aus seiner großen Zeit bewahrt. Immerhin macht die Stadt noch den Eindruck frohsinnigen und behäbigen Lebens in einem alten steinernen Gebäuse, das neu aufgeputzt. Freilich sahen wir in Salerno von naturfrohem italienischen Leben nicht viel mehr, als kleine Heerhaufen schwatzender Eisesser, die ihre Stühle von den Konditoreien über die Straße bis an die offene Rhede schoben. Ueberhaupt mußte ich auf dieser Reise öfter das Bedauern hören, daß ich so wenig von der Poesie des Volkslebens erführe, die fröhliche Natur der Italiener sei eingefröstelt, es liege wie schweres Bleigewicht auf dem Volke. Ich fürchte, ein schöner Theil jener praktischen Poesie ist für immer dahin. Das Volk hat in seinen hergebrachten Zuständen harte Stöße erlitten. Es ist in seiner italienischen Natur tief erschüttert. Nichts bleibt übrig, als konstitutionell und andern europäischen Kulturländern ähnlich zu werden. Damit beginnt aber die prosaische bürgerliche Arbeit, und Damen und Dichter werden sich darein geben müssen, wenn ihnen statt artigen Farbenschimmers auch im italienischen Volksleben bald Vieles von der grauen Einförmigkeit entgegentritt, wie sie in Spanien schon im besten Zuge ist.

Der Salerner Dom, welcher hauptsächlich von Robert Guiscard herrührt, ist ein ehrwürdiger Hort der Geschichte.

In den Säulengängen des hübschen Vorhofs, wie in der Kirche selbst, stehen viele Sarkophage aus der späteren Römerzeit, wo die feine Technik allmählig stumpf wurde und der erfinderische Geist längst erloschen war. Nur Einzelnes ist schön und ausdrucksvoll, wie der Raub der Proserpina, ein Bildwerk voll wilder Bewegung auf dem Sarkophag hinter dem Hochaltar. Ganz vorzüglich aber ist ein anderer, der an der Wand oben im rechten Seitenschiff steht: Bacchus und Ariadne in seliger Ruhe gelagert, umgeben von Gruppen tanzender Bacchantinnen. Im Chor des Domes wurde der Grund mit einer vollständigen Mosaik aus Pästum ausgelegt: man kann sich einmal vorstellen, wie der Fußboden im antiken Tempel herrlich glänzte. Wendet man sich nun nach dem Eingange der Kirche, so thronet dort in gewaltiger Hoheit der Apostel Mathäus. Diese alten Dome rühmen sich, Grabstätten von Aposteln zu sein, wie Amalfi von Andreas, so Salerno von Mathäus. Die Grabkapelle, die von bunter unruhiger Marmormosaik fast zugedeckt wird, zeigt auch die Büsten von neun Salernitaner Bischöfen, Heiligennamen aus jenen ersten Jahrhunderten, wo das Christenthum die ungeheure geistige und sittliche Umwälzung vollbrachte. Es war im Besitz der siegenden Ideen jener Zeiten: gerade die genialen Köpfe, die thatkräftigen Charaktere wurden von diesen Ideen ergriffen, und kämpften dafür mit Schrift und That, kämpften wider den alten cäsarischen Hochmuth der römischen, kämpften wider die trotzige Waldwildheit der germanischen Welt. Ihr Leben war Marterthum, der Tod nur der blutige Siegel darauf.

Ein viel öfter genanntes Grabmahl im Salerner Dom gehört dem großen Gregor VII. Die Inschrift rühmt: zu

Salerno, wohin er vor den Deutschen flüchtete, „sei er heilig gestorben im Kampfe für des Papstes Autorität gegen Heinrichs Perfidie." Sieben hundert vier und sechszig Jahre nach Gregors Tode wurde neben der Domthür eine andere Inschrift befestigt. Sie besagt: Pius IX. habe im Jahre 1849 diese Grabkirche Gregors besucht, „ein Genosse seiner Leiden." Von welchen Wolkenzügen „Perfidie" fühlte er sich umschattet! Und Pius war nicht wie sein großer Vorfahr der Angreifer.

Abschied zu nehmen vom Salerner Golf, stieg ich mit einem Begleiter noch den Schloßberg hinter der Stadt hinauf. Eine Prachthöhe! Nur Schade, daß man beinahe eine Stunde braucht, um in nackter brennender Felswildniß empor zu klimmen. Eine Festung, keine Burg, waren einst die stolzen malerischen Ruinen: kein Feind durfte wagen, ihrem Herrn bis auf diesen luftigen Gipfel zu folgen. Die Frau, welche sich mit ihrer Familie zwischen diesen Trümmern eingenistet hatte, sah verwundert die Fremdlinge an: denn selten versteigen sich Reisende bis hierher in die Wolken, und den Italienern wäre es erst recht zu mühselig. Wir ersahen die höchste Warte, und nach einigen Turnkünsten gelang es endlich, hinauf zu kommen. O diese Aussicht, erhaben und furchtbar zugleich! Steil unter uns in der Tiefe Salerno, so klein zusammengekrümmt, als müßte ein Ziegel, der von hier herunterfiele, gleich ein paar Straßen und Plätze bedecken, – dort das ewig leuchtende Meer, — hier grüne Hochthäler zwischen Bergen über Bergen, — auf der einen Seite die Pästumebene mit den schimmernden Tempeln, abgeschlossen durch prangendes ätherklares Vorgebirg, — auf der andern die finstern Zacken des Gebirgsstockes, hinter welchem Amalfi. Fröhlich muß-

ten sich die normannischen Adler auf diesen Zinnen einkrallen, wenn sie mit einem einzigen großen habsüchtigen Blick dies wundervolle Küstenreich umfaßten. Und wie stolze Gedanken mochten Kaiser Friedrichs Seele schwellen, wenn sie mit entzückten Sinnen diese himmelsreinen Lüfte, diese wogende Erhabenheit von Meer und Gebirg und Völkerburgen in sich aufnahm! Lag doch dort unten im Salerner Dom im damals schmucklosen Grab der Größte der Päpste. Bedrängt von des deutschen Kaisers Schaaren, verflucht von den Römern, die sein Verbündeter, der Normann gräulich ausplünderte, mußte Gregor VII. froh sein, daß der normannische Fuchs, auf welchen er einst den Kirchenbann geschleudert, ihm nun ein Dach der Zuflucht gewährte, unter welchem er das gedankenschwere Haupt auf's Sterbekissen legte. Damals hatte Robert Guiscard Apulien von der römischen Kirche zu Lehen genommen, — jetzt gehörte Salerno, ganz Unteritalien und Sizilien dazu, den Hohenstaufen. Und ihr Ausgang? Wie ein verschleiertes Gebirge liegt in grauer Vorzeit das Endeloos der Hohenstaufen, erhaben und voll Trauer wie dieses gewaltige halböde Hochgestade am unendlichen Meer.

XXXV.

Volksnatur im Süden.

Wer dem Geäder der Volkswirthschaft nachgeht, wird in Italien nicht viele verschlungene Knoten finden: Arbeit und Verzehr liegen dort auf der Hand. Entzückt sind dagegen Künstler und Dichter. Denn im italienischen Volksleben gibt sich Alles so einfach und offen, so klar und hübsch natürlich. Wohin man blickt, ein malerisches Stück voll Fischer und Segel, voll Straßengewühl und uraltem Gemäuer, und man braucht nicht erst durch die Dächer zu sehen, um sogleich niedliche Novellen aufzupicken. Am vergnüglichsten aber macht seine italienische Reise, wer auch die Natur des Volkes näher beobachtet. Sie wirft ihm täglich neue kleine Räthsel auf, und bei der durchsichtigen feinen Luft, welche die Dinge in Italien umgibt, meint man immer, müsse sich auch rasch der Schlüssel zum Räthsel finden.

Das steigert sich, je weiter es die Halbinsel hinunter geht. Immer kecker werden die Umrisse der Volksnatur,

bis von der Neapolitaner Gränze an sich etwas ganz Fremdartiges hineinmischt. Wer drei Tage, doch was sage ich, wer nur drei Stunden in Süditalien, sieht und fühlt den stärksten Gegensatz zwischen unserm und italienischem Volksleben, zwischen deutschem Anschauen und Auffassen der Dinge und italienischem.

Still, arbeitsam, gemüthlich ist es jenseits der Alpen: hier dagegen ein mächtig breites Volksleben, das unaufhörlich tosend und rollend seine Wellen schlägt. Von früh bis spät sind die Straßen angefüllt von Gruppen und Handtirungen aller Art. Naht die Abendstunde, drängt es Jeden, der noch in den Häusern zu thun hatte, in's Freie. Hin und her schiebt sich das Gewoge. Da wird eifrig gesprochen, Wort und Geberde fliegen aufgeregt hin und her, — gibt es ein Handgemenge? Plötzlich stiebt der Kreis mit Gelächter auseinander, um ein paar Thüren weiter dasselbe Spiel zu wiederholen. Jede paar Schritte steht Einer und ruft aus vollem Halse seine kleine Waare aus. Die Kinder, welche im Straßenstaub sich wälzen, zanken und schreien mit einander. Die Mutter fährt mit Geschrei dazwischen. Alles schreit, als hätte Jeder seinen Schreiteufel im Leibe. Woher das? Will etwa die reine Luft, welche eindringend die Lungen weitet, wieder heraus? Das Reden und Schreien scheint den Leutchen wohl zu thun. Gackern und Krähen des Hühnervolkes, das Gequiek des Borstenviehes, das frei umherläuft, gehören ganz natürlich dazwischen. Oeffentlich ist alles Gewerk. Da hämmern auf der Straße Schlosser und Klempner, da sitzen Meister Schneider und Schuster mit Gesellen, da schwatzt und kichert ein Tisch voll junger Näherinnen. An der einen Ecke sieht man in die Kessel und schmorenden

Bratpfannen, an der andern in die Schreibstube des Advokaten, wo die Parteien, Hut auf dem Kopf, ihre Sachen erörtern. Zahllos glänzen die erhellten Kaffeestuben. Wer einen heilen Rock trägt, geht hinein zu plaudern; wer keinen hat, unterhält sich draußen bei dem bunt geschmückten Gerüste der Verkäufer von Eiswasser. Unwiderstehlich ist bei Vornehmen und Geringen die Sprechlust: der Drang, die Zungen an einander zu wetzen, plaudernd und redend sich an Sinn und Unsinn zu ergötzen. Kleine Wagen rasseln vorüber, sie sind von unten bis oben bethürmt mit Frauen Kindern und Männern, die ihren Bekannten fröhlich zurufen. Hübsch geputzte Mädchen kommen, jeder Bursch spricht sie neckend an und jedem antworten sie mit Witz und Gelächter. Natürlich stehen und gehen Bettler und Mönche überall. Es ist unglaublich, wie viel es ihrer gibt: beide sind immer malerisch, die Bettler durch Zufall, die Mönche durch Ausdenken der verschiedensten Trachten. Edle und gebildete Gesichtszüge zeigen sich auch unter diesen Mönchen, kein Zweifel: die Meisten aber sehen aus, wie fröhliche lebenslustige Handwerker und Kleinbauern in Mönchskutten, sie gehören eben auch zum niedern Volke.

Man merkt bald, daß das gemeine Volk hier Grund- und Hauptmasse ist, daß es nach allen Seiten überwogt, daß es beinahe jede Ader des Volkslebens ausfüllt. Auch der Handwerker und Krämer sitzt noch mitten im gemeinen Volke als Theil und Glied desselben. Die Vornehmen und Gebildeten aber erscheinen nur als glückliche Herren und Gebieter der Masse, gleichwie ihre hohen Steinhäuser vereinzelt stehen über dem Gewirre niedriger Hütten. Auch in ihr häusliches Leben mischt sich das Volk und seine Sitte, seine Lust, Arme und Zunge zu rühren, in viel vertrauterer

Weise, als bei uns. Schwerlich wird es in Süditalien einen Grafen oder Herzog geben, der nicht gern die Mundart seiner Dienstleute spräche, und nicht zu Zeiten das Bedürfniß fühlte, sich mit Behagen nach Art und Sitte der niedern Klassen zu ergehen. War es in den Lustspielen des Terenz und Plautus anders? Wie frei und neckisch treten darin die Sklaven gegen ihre Herren auf, und machen bei den Vätern wie bei den Söhnen die Helfer, die Vertrauten, die verzogenen Lieblinge. Bei den Slaven hat sich der große Volksbrei noch wenig gelichtet und geläutert: hier, bei den Romanen, scheint Alles in denselben zurück zu fallen. Doch nun ein Unterschied von Germanen wie von Slaven: auch öffentlich verkehrt Alles mit Höherstehenden auf einem gewissen Gleichheitsfuße. Da findet sich von dem demüthigen Sinn unserer Arbeiter, von dem innerlich sich gebunden Fühlen unseres Gesindes keine Spur. In Italien will es uns bedünken, hat es niemals Hörige und Leibeigene gegeben: wer nicht zur besitzenden Klasse gehört, scheint nur herunter gekommen. Auch der gemeine Mann fühlt sich in Italien leicht und frei, „er steht", wie der Amerikaner sagt, „in seinen eigenen Schuhen". Um ein Geschäft zu machen, ist er über die Maßen höflich, kriecht und schmeichelt: im selben Augenblick schnellt er wieder empor und dünkt sich als freier und unabhängiger Mensch. An Sorgen wie an Gedanken trägt Jeder leicht Gepäck. Das Volk ist so sehr genügsam, und im Nothfall darbt es lieber, als sich anketten zu lassen.

In den großen Massen des niedern Volkes und in seinem leicht geschürzten Selbst- und Freiheitssinn besteht einer der stärksten Gegensätze zwischen Süditalien und Deutschland. Denn was stellt bei uns sich dar als Kern

und Boden der Nation? Der gebildete Mittelstand ist es. Er füllt unsere Städte, hat seit Jahrhunderten beständig an Bedeutung gewonnen, und zieht in den Kreis der bürgerlichen Sitte und Geschäfte jetzt auch den Bauer auf seinem Hofe, wie den Adel auf seinen Schlössern. Dieser Mittelstand von solider Bildung und gesichertem Wohlstande ist bei uns in religiösen sozialen politischen Dingen hauptsächlich das Bestimmende. Eine Bewegung dagegen, welche in Süditalien von Advokaten Aerzten Gelehrten und kleinen Gutsbesitzern und was man sonst zum Mittelstande rechnen könnte, ausgeht, ist darum noch keine Volksbewegung. Sie kann im ersten Augenblicke gelingen: ob sie aber Dauer und Erfolg hat, das ist jedesmal ein Räthsel. Das hängt davon ab, ob Gefühl und Wille, wie sie in der launenhaften Masse leben, damit übereinstimmt. Die große Politik haben in Sizilien und Neapel noch immer entweder die Parteien in den höchsten Kreisen gemacht, oder die tobenden Volkshaufen. Viel zu schwächlich blieb, was zwischen Beide sich gesetzt hat als eigentlicher Mittelstand. Eine Regierung findet für ihre guten Absichten daher keine ausreichende Hülfe durch die mittleren Klassen, aber bei ihnen auch keine Nergeleien und zähen Hindernisse. Um so rascher theilt sich dagegen ein heilsamer Antrieb, ein glücklicher Eindruck dem ganzen Volke mit. Man muß seine Sprache mit ihm reden, seine Sitte verstehen: dann kommt es mit kindlicher Offenheit, mit rascher Begeisterung Allem entgegen, was nur edel und hochherzig. Es ist entzückt, wo es Schönheit und Verstand sieht, unauslöschlich ist bei ihm der Eindruck des Heldenmuths, und für ächte Herzensgüte ist es niemals unzugänglich geblieben. Noch jetzt wird die erste Gemahlin

Ferdinand II., Königin Marie Christine, deren kurzes frommes Leben Wohlthun war, wie eine Heilige im Volke verehrt.

Wir hatten hier vorzüglich die zahlreichen Städte im Auge. Wie sieht es auf dem Lande aus? Die Antwort liegt offen da: so wenig es in den Städten einen stämmigen wohlhäbigen Bürgerstand, so wenig gibt es auf dem Lande einen tüchtigen Bauernstand. Wir haben in Deutschland noch jetzt ächten Bauernstamm: der freie Acker, welchen der Pflug befährt, gibt seinem Bebauer noch immer in Tracht und Thun ein anderes und härteres Gepräge, als aus Dunst und Enge der Geschäftsstube hervorgeht. Und deutscher Adel, der auf altererbten Gütern sitzt, hat immer noch etwas kräftige Eigenthümlichkeit, die ihn von dem Städter unterscheidet. Das neapolitanische Land ist zwar das einzige in Italien, in welchem der Adel großentheils seine alten Lehngüter behauptet hat: allein — entlegene Gebirgsstriche ausgenommen — gibt es auch dort so wenig eigentlichen Landadel mehr, als kerniges Bauernvolk. Das Land war von Natur durch Gebirg und Meer in kleine Gebiete getheilt, in welchen Sondergeist und städtisches Leben, nicht aber breites gleichförmiges Landvolk sich ansiedelte. Dann dehnte die mächtige Römerstadt allwärts ihr Wesen aus und verzehrte den freien bäuerlichen Gutsbesitzer. Die römischen Herren schlugen Landgüter zusammen, beherrschten Alles, und das Volk bildete sich nach ihnen. Was aber später von germanischer Gewöhnung über den Appennin kam, wurde von der uralten Kultur des Landes wieder überwuchert. Die Sarazenengefahr, der Parteigeist, der unaufhörliche Kleinkrieg im Mittelalter: Alles nöthigte zum Wohnen in ummauerten Orten. So wurde weithin städtische Bildung, städtisches Bedürfniß verbreitet.

Keiner wird behaupten, die Bildung, deren sich das italienische Volk erfreut, sei tief oder umfangreich oder doch mannigfach. Im Gegentheil könnte italienischen Fürsten und Prälaten ein deutscher Schulknabe in der Geographie noch zu rathen aufgeben. Und ein armer deutscher Bursch im Bauernkittel, der mühsam seine Worte erst schürfen und prägen muß, der bei ihrem Vortrage vor lauter Verlegenheit rothen Kopf und unsichere Beine bekommt, weiß doch mehr von Recht und Religion, als so ein malerischer Neapolitaner Fischer, der mit dem schönsten und lebendigsten Anstand in sein Boot einladet, und im Vorüberfahren uns den blühendsten Unsinn von den Dingen am Ufer vorwirbelt. Allein wahr bleibt es doch: das bischen Bildung, das in Italien einmal vorhanden, ist überall im Volke verbreitet, und hat einen gefälligen Anstrich. Wie lebhaft äußert sich, um nur Eins zu nennen, der Schönheitssinn auch bei den untern Klassen! Die Landesnatur allein könnte ihn nicht erzeugen. Die grellen Farben, die ein italienisches Weib in ihren Anzug mischt, würden im Augenblick, wo sie die Alpen hinter sich hätte, widerwärtig; in ihrem hellen Sonnenlande aber erscheinen sie voll Leben und Geschmack. Man höre italienische Volkslieder. Sie haben nichts von der ergreifenden Naturmacht des deutschen Volksliedes, ihr Gehalt ist sogar meist dürftig, noch öfter streifen sie an Zoten: aber sind sie nicht in Melodie und Fügung so leicht und fein gebildet, wie ein hübsches Opernliedchen? Und das Volk hat überall ein Ohr dafür.

Entschieden ist auch der Rechnungs- und Handelsgeist, welcher die ganze Halbinsel erfüllt, von städtischem Charakter. Wie durch amerikanisches Reden beständig Cents und Dollars rollen, so hört man in einem Italienergespräch

immer Zehn und Zwanzig und Hundert klingen. Der letzte Käsemacher auf den Bergen erscheint noch wie ein rechnender Krämer, und der lumpigste Feldarbeiter noch als ein armseliger Städter. Laßt nun einen Volkstheil, der von einfacher roher Arbeit lebt, städtisches Thun und Denken annehmen, und Ihr werdet finden, daß sich bei diesen Leuten, wenn sie Händler werden, auch die Lust zu grober und feiner Betrügerei einstellt. Gleichwohl ist es geradezu thöricht, die Italiener durch die Bank für Spitzbuben zu erklären. Bei einem großen Theile der mittleren Klassen macht der Fremde zwar wiederholt eine traurige Erfahrung. Jene innere Selbstachtung, jenes Gewissen, welches der Deutsche als sein Ehr- und Rechtsgefühl in der Brust trägt, scheint bei ihnen zum winzigen Körnchen verschrumpft. Allein kommt denn der Fremde dem Volke mit achtungsvollem Vertrauen entgegen? Der Italiener ist tief gekränkt, wenn er merkt, daß man ihn für einen Betrüger halte: dann vergilt er es dem Beleidiger durch Feinheit und Ueberlegenheit im Geschäfte. Ohnehin ist er geneigt, zwischen Geschäft und anderem Verkehr eine Gränzlinie zu ziehen. Für jenes gilt ihm der Satz „Augen auf oder den Beutel", und er fühlt eine unwiderstehliche Lust, das Geschäft mit allen Kriegslisten zu betreiben: in anderen Dingen zeigt und fordert er ehrenhaftes Vertrauen, und wer das ihm aufrichtig gewährt, wird sich nicht viel öfter betrogen sehen, als anderswo auch. Nur auf lange Beständigkeit darf er selten rechnen, es sei denn bei Einzelnen aus dem niedern Volke, das noch einen tüchtigen Rest von guter hausbackener Ehrlichkeit bewahrt hat, und zwar Hirten Fischer und armes Landvolk am meisten.

Mehr noch, als durch diesen rastlosen listigen Handels-

geist, fühlt sich der Deutsche durch etwas verletzt, worin ihm der Italiener weit überlegen ist. Das ist das immer fertige, immer kluge Selbstgefühl. Keine europäische Nation hat von diesem Lebenswasser zur Zeit so wenig in ihren Adern, als die deutsche, keine mehr, als die Italiener. Unser nationaler Egoismus bleibt vollends in der Politik die Güte und Schwäche selbst. Der Italiener dagegen ist von Kindesbeinen ein klarer scharfer Egoist. Er berechnet immer, und seine Wünsche sind lebhaft und bestimmt. Im selben Augenblick, wo er sein Ziel erblickt, hat er Mittel und Hindernisse überschlagen, und im selben Augenblicke geht er schon darauf los: kein anderes Gefühl, keine andere Stimme in seinem Innern hält ihn zurück. Diesem so frei und klar sich fühlenden Manne, der mit herrlicher Lust all seine Kräfte spielen läßt, der sich kühn und stolz das Beste gönnt, diesem ewigen Mathematiker gegenüber — welch ein Träumer ist der Deutsche, wie tief steckt er immer in seinen Nebeln von Gefühlen und Bedenken! Freilich hat in die Sache auch ihre sehr dunkle Kehrseite. Weil der Italiener sich über sittliche Ideen so leicht hinwegsetzt, weil er sein herrisches Ich höher achtet, als Recht und Staat, als Religion und Freundschaft, als Heimath und Familie, — ist nun etwa so großer Segen bei seinem Werke? Versplittert er nicht Mark und Feuer in tausend Funken, ohne eine wohlthätige Heerdflamme damit zu nähren? Fängt die niedrige Menschennatur, die Tücke, die gemeine Wuth, die Grausamkeit nicht gleich da an, wo die festen Grundsätze aufhören? Im obern und mittleren Italien hält die Scheu vor der öffentlichen Meinung Ausbrüche der Selbstsucht noch einigermaßen in Schranken: im Süden wird auch dieser Zügel schlaffer. Wo hier nicht innerer Stolz und

Familiensinn an seine Stelle treten, fühlt der Fremde, namentlich in Sizilien, sich öfter zu fragen versucht: streifen wir hier etwa schon in den Orient hinein? Im Orient sind ja durch die nackte kleinliche Selbstsucht Staat und Gesellschaft so zersetzt und zerrieben, daß nur noch Sultansherrschaft möglich, die von Zeit zu Zeit durch Fürstenmord und Aufstände gezügelt wird.

In all diese Charakterzüge spielte bereits mit wesentlichem Einfluß die Landesnatur hinein. Darin wurzelt aber entschieden noch manches Andere.

Bei uns legt die Natur dem Menschen das Verhungern und Erfrieren verzweifelt nahe. Man braucht kräftige Nahrung, man braucht wärmende Kleidung, und Jedermann muß auch Dach und Fach haben, das ihn vor Wind und Wetter schütze. In seinem Hause macht er's sich dann nett und behaglich, und geht draußen etwas vor, öffnet er lieber sein Fenster zum Zusehen, als daß er vor die Hausthür ginge. Weil er nun den größten Theil seines Daseins im Schatten seiner vier Wände verbringt, so speichert er vielleicht in den Tiefen seines Geistes und Gemüthes schöne Schätze auf, aber einlernen mag er sich nur in seinem besondern Amte oder Geschäfte, und soll er hinaus in's öffentliche Leben, wird er gar leicht linkisch und verlegen. Ganz anders gestaltet sich das hier im Süden, wo fast beständig „milde Luft vom blauen Himmel weht“, wo das Meer so viele Fische hat, und die Erde bei geringer Anstrengung so viele schmackhafte Früchte bringt. Da lebt es sich leichter, man ist nicht angeschmiedet von früh bis spät an die Arbeitskette. Man treibt bald dies bald das, und lernt Geschick zu Allem. Was bequem zu haben, daran gewöhnt man sich, und gibt es Besseres in Nahrung und Kleidung,

so macht man sich ein Fest daraus und braucht es auf. Bei Tage will das Volk nur Schatten vor der Sonne, und des Nachts nur eine Stelle zum Unterkriechen. Was schadet es, wenn's im Hause dunkel und verworren ist? Nachts ist's ja doch einerlei, und den lieben langen Tag lebt singt handtirt man draußen im hellen Licht der Sonne. Da werden alle Sinne frisch und scharf, der Leib wird flink und behende, die Rede strömt vom Munde, und jeder Genuß, der sich bietet, wird im Fluge ergriffen.

Gerade bei dem Volke Neapels und Siziliens findet sich eine Fähigkeit im vorzüglichen Grade, — nämlich das Blitzschnelle im Auffassen und Handeln. Das deutsche Gemüth muß erst sein schweres dunkles Wogen und Wallen besiegen, dann hält es in Treue fest. Der deutsche Verstand muß erst durch seine angebornen Nebel und Wolken sich hindurchringen, aber indem er sich schärft und anstrengt, dringt eine stählerne Spitze aus ihm hervor, die sich in's Innerste der Dinge einbohrt. Diese Süditaliener dagegen? Zwei Worte, und sie verstehen eine ganze Schlußfolgerung. Ein Funken, und sie sind im Feuer. Statt Tiefe des Geistes haben sie eine helle Lebendigkeit, statt Gemüthes Leidenschaft: rasch entschlossen und rasch gethan — das ist ihr Wesen. Der schnelle Wechsel vieler Empfindungen ist ihr Ersatz für die Dauer einer einzigen starken. Hätten diese Italiener unsern grauen Regenhimmel, unsere lange Dämmerung an Morgen und Abend, ohne Zweifel, sie wären anders geartet. So aber umgibt sie die Natur in wundervoller Klarheit: Gebirge und Meer und Steilküste, Alles hat helle scharfe Umrisse, bestimmte Farbe. Die Lichtfülle, welche mit dem ersten Blitzen der Sonne sich gleich in machtvollem Strom durch ihre Welt

ergießt, dringt auch unwiderstehlich in die inneren Sinne. Die Sprache wird leicht und klar und einfach verständig. Die Gedanken reichen nicht in's Ungewisse und Dunkle, sondern umgreifen Faßbares. Selbst die Frauen sind in ihrem Innern so klar und bestimmt und steinig, wie die Umrisse ihrer Berge. Und gleich wie Abends, wenn eben noch jedes Baumblatt und jedes alte Gemäuer glänzte wie in Licht getränkt, plötzlich Nacht und Dunkel Alles überfällt, so kann sich dieses Volk plötzlich in dunkles Gewoge wildester Leidenschaft, unsinnigster Pläne stürzen.

Hat schon Einer die tollen Sprünge südlicher Phantasie ermessen? Fragt einen Lazzarone, wer sein Schutzheiliger ist? Er hebt sofort von dessen Macht zu reden an, und wie er ihn schildert, sieht er ihn leibhaft vor sich, wie der Heilige blickt, welchen Bart er hat, und wie er sich lächelnd das Kinn streicht. Will der Schutzpatron aber nicht gut thun, will er kein Glück bescheeren, bekommt er Flüche und Hiebe. Diese selbe Phantasie entzündet das heiße Blut mit einem Schlage, wie der Funke das Pulver. Das verführerische Blitzen des Goldes, ein schändendes Wort, Hohn und Untreue in der Liebe, das Lachen des glücklichen Nebenbuhlers, — o das jagt plötzlich Feuer auf die Stirne, das Blut tritt in die Augen, die Hand zuckt nach dem Dolche, — es fällt das Opfer, und fort stürzt der Frevler in bleicher Angst und Reue. Dergleichen, das fühlt Jeder, könnte ihm auch begegnen, und deshalb nennt das Volk die Galeerensträflinge, die wegen Todschlags verurtheilt sind, nur Unglückliche.

Im frischen freien Leben unter Gottes Sonne hat auch die kecke Natürlichkeit ihre Wurzel, welche Deutsche entzückt und Engländern an die Nerven greift. Wer immerfort

in freier Luft und Geselligkeit lebt, wie soll der sich vor den Blicken der Anderen vielen Zwang anthun? Nirgends könnte er seine Scheu und Verschämtheit bergen. Wir, die denkenden und achtungsvollen Menschen, ziehen uns geschämig hinter Wand und Schleier zurück: diese Süditaliener, welche fast immer die große offene Natur anblickt, die Natur ohne Dunst und Wolken, sind wie unschuldige Kinder, die überall ihr Hemdchen sehen lassen, auch wohl etwas mehr.

Sie sind wie die Kinder, diese Süditaliener, aber — und das sei das letzte Stück ihres Gegensatzes zu Allem was germanischer Art und Herkunft — sie bleiben gar leicht Kinder ihr Leben lang. Bei heftigsten Leidenschaften, bei größtem Talent zum Handeln und Plänemachen wird der Italiener aus dem Volke doch selten ein ganzer Mann: Geist und Kraft bleiben ihm noch immer ein paar Spannen zu kurz. Nie gewinnt er die feste schöne Herrschaft über das heiße Ungestüm seines Blutes, nie lernt er sein Leben im Großen ausmünzen. Er „spielt“ nur oder er „macht“ nur den Wirth oder Kaufmann; er geht nicht, wie der Deutsche zu sehr es thut, in seinem gewählten Berufe auf. Ungern wagt er etwas in die Zukunft hinein, das dauernd des Mannes ganze Anstrengung erforderte: nein, sein kleines Ich hält sich noch immer etwas bei Seite. Wenn der Fischer mit seinem Fang vom Meere kommt, wirft er die Fische auf den Sand, und sofort beginnt er, seinen Markt auszurufen, bis die letzte Sardelle verkauft ist. Das ist ein Stück vom Wirthschaften der Süditaliener: sie denken und rechnen bloß für den nächsten Augenblick, und was sie nicht gleich baar in die Hand bekommen, das scheuen sie als unbekannte Größe. Mit argem Unrecht

sind alle Italiener als faul und lässig verschrieen: man sollte nur Handwerker und Bauer arbeiten sehen: vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein arbeiten sie wacker fort und geduldig im Schweiße ihres Angesichts.

Was ist nun die Folge dieses kindlichen Spielens mit diesem Leben, dieses Empfindens nur der Gegenwart, dieses Arbeitens im Kleinen? Wohl erwirbt hie und da Einer große Reichthümer, und dann werden die Söhne gewiß Grafen und Marchesen, allein das Volk in Masse kommt nicht weiter. Wir jenseits der Alpen erscheinen im Vergleich zu dem leichtlebigen, fröhlichen Volke als Arbeitsmenschen, nur springt auch etwas dabei heraus: die Nation gedeiht in Bildung und Wohlstand oder hält sich wenigstens auf ihrer Höhe. Die Italiener könnten jetzt keinen schweren Krieg mehr aushalten, er würde sie mindestens auf lange Zeit zurückwerfen.

Ganz Italien ist jetzt in seinen Tiefen erschüttert, im letzten Gebirgswinkel hat man nachzudenken begonnen über seine Zustände. Wird diese Erschütterung eine heilsame sein? Wird das Volk geläutert und mannhaft aus den ringenden Idealen und Verbrechen dieser Tage hervorgehen? Die Wagschale scheint zu schwanken in fürchterlicher Ungewißheit. Mäßigung und Klugheit, Rathnehmen von der Geschichte und Natur des Landes, und vor Allem mehr Vertrauen auf Gottes ewiges Recht, hochherziges Vertrauen auch auf das Volk selbst und Bethätigung seiner noch frischen Kräfte, die in Städtchen und Gebirgen stocken, — das könnte den Ausschlag geben, könnte vielleicht noch eine schöne Zukunft erringen.

Wer möchte diesem Volke jetzt nicht gescheidte Führer und Regierer wünschen! Wer seine Natur nicht völlig

versteht, kann arge Dinge erfahren: wer es zu behandeln weiß, kann es spielend führen, noch mehr, er kann raschen Erfolges sicher sein. Die Geschichte hat es noch immer bewiesen: gute Aussaat brachte hier reichliche Frucht in kurzer Zeit. Denn gewiß gibt es kein Volk, das lebhafter anstelliger gewandter wäre, als diese Süditaliener. Suche man sie nur auf in ihren Bergen, oder betrachte man nur die Rekruten, welche jetzt die Piemontesen aus allen Winkeln hervorholen, — kein Grieche und kein Perser zeigt mehr Mutterwitz und natürliches Geschick. Wer denkt da noch an unsere derben unbeholfenen Großbauern, die ihr Schwergewicht an Leib und Gemüth so niederdrückt, daß sie sich beständig nach vier Beinen oder vier Rädern unter ihrem Sitze sehnen? Man darf die Süditaliener nicht nach Neapel beurtheilen, so wenig als Deutschland nach den Berlinern, und am Ende sind auch die Neapolitaner, wenn man sie erst näher kennt, ebenso wie die Spreebewohner besser als ihr Ruf. Gewiß aber besitzen die Einwohner gerade in den Halbwildnissen Süditaliens mehr Stolz und Ehrgeiz, mehr harten und unternehmenden Sinn, als irgendwo sonst das Städtevolk Italiens. Was sie an Künstlernatur zu wenig, haben sie um so viel mehr an männlicher Kraft. Des herrlichsten Heldensinns und der größten Aufopferung sind sie fähig.

Allein zwischen den leuchtenden Punkten in der neapolitanischen und sizilischen Geschichte lagen immer wieder Zeiten und oft lange Zeiten des Mißmuths, des Hinsiechens, des kleinlichen Parteihaders. Auf die Erhebung des Heldenmuths folgte gleich wieder Zurücksinken der Kräfte. Und hier ist es, wo die schwierige Kunst dessen, der diese Völker führen will, sich bewähren soll. Er muß sie näm-

lich nicht nur entflammen und begeistern, sondern er muß sie beständig auch beherrschen. Niemals darf er sich ihnen ganz preisgeben, niemals darf er sie sich selbst überlassen, sondern er muß beständig als ein kühler Rechnenmeister mit ihnen verfahren, und immer heimlich eine Hand in ihrem Nacken behalten. Denn Neapolitaner und Sizilianer sind nicht fähig, sich auf die Länge selbst zu leiten. Ihre hellsten und höchsten Ideen werden zu leicht verdunkelt durch rasches Aufsieden des Bluts, und dies Aufwallen ist jedesmal so heiß und stürmisch, daß nothwendig lange Abspannung folgen muß. Deshalb haben Ideen und Wünsche nur stoßweise Kraft über sie, und der Verstand erhält niemals eine sichere Herrschaft. Mit diesen angebornen Mängeln verknüpft sich zum größten Unglück noch das andere nationale Erbtheil die Parteisucht. Wir haben gesehen, wie tief sie in Natur und Geschichte des Landes festsitzt. Soll man nun über dem Allen den Muth verlieren? Das wäre das Schlimmste. Ist es denn nicht schon in den letzten dreißig Jahren, so langsam es ging, doch beständig besser geworden? Und liegen in der Neuzeit nicht auch neue Mittel, Volkskräfte zu beleben und zusammen zu fassen?

XXXVI.

Bürgerliche Thätigkeit.

Als die Piemontesen, — denn diese sind doch Kern und Salz der italienischen Regierung, — Unteritalien besetzten, war nichts nöthiger für sie, als rasch das ganze Volk in Bewegung zu bringen, daß es selbst seine Zustände bessere. Der Eifer, die Größe und Wohlthat der neuen Maßregeln hätte das Land fortwährend in Athem erhalten müssen, und es zugleich an die fremde Regierung heranziehen. Wie Straßen und Schulen anzulegen, wie Gewerbe und Handel in Schwung zu setzen, wie der Landbau zu steigern, wie zu dem Allen Mittel zu beschaffen: das mußte in Presse Vereinen und Behörden die Leute unaufhörlich beschäftigen, Alles mußte dafür an die Arbeit gestellt, die Regierung aber mußte überall fühlbar, überall unentbehrlich werden als die Macht, von welcher Antrieb Rath und Vollzug ausging. Das Volk Neapels und Siziliens hat Liebe Leidenschaft und Ehrgeiz für sein schönes Land: jetzt war es in Gluth und Eifer und Hoffnung, jetzt war es

möglich, daß ein Auftreten der neuen Regierung, wie geschildert, der Süditaliener schlimmen Hang zum Trägen und Kleinlichen sammt ihrer unseligen Parteisüchtelei überwunden hätte. Doch Niemand kann aus seiner Haut. Die Piemontesen wollen einmal mit Allem, was wie genial aussieht, Nichts zu thun haben. Sie sind langweilige Bureaukraten, ein Jegliches möchten sie auf dem Papier haben, Nummer eins zwei drei, und Alles bedächtig entscheiden nach Paragraph eins zwei drei. Dabei sind sie immer etwas pfiffig, immer etwas hungrig nach Ehre und Besitz. Solche Leute schwingen sich nicht auf zu hochherzigen Maßregeln, welche die gesammte Volkskraft an die Arbeit rufen. Freilich, wer könnte es leugnen, die Aufgabe war eine ungeheure. Das kleine Piemont sah sich durch etwas Muth Glück und Verbrechen auf einmal im Besitze des großen Süditaliens, dessen Bewohnern der Piemontese unbekannt, und sofort, als sie ihn von sich verschieden sahen, verhaßt war. Nur den Besitz Süditaliens festzuhalten, erforderte keine geringe Anstrengung. Also glaubte man in Turin, es sei genug, wenn man den Städten freie Hand lasse, Schulen zu gründen, an Straßen in's Innere zu denken, und Anlehen aufzunehmen, um ihre Angelegenheiten zu bessern. Schon dies, daß man jetzt wußte, der Regierung sei solche Selbstthätigkeit der Gemeinden nicht mehr zuwider, war ein unschätzbarer Vortheil. Denn es ist der Fluch mißtrauischer Regierungen, daß auch das Gute sich nicht hervorwagt. Im Uebrigen denken die Piemontesen, die Hauptsache sei, sich im Lande militärisch zu behaupten, und deshalb bilden sie mit allen Kräften ihr Heer, und bauen Eisenbahnen, damit sie Soldaten und Polizei rasch befördern.

Die Eisenbahn wird bald an der adriatischen Küste bis Bari gehen, und soll von da quer durch's Land bis Avellino und Salerno geführt werden. Gewiß ist schleunige Vollendung der Hauptbahnen eine unschätzbare Wohlthat: allein sie genügt nicht. Nöthiger noch sind fahrbare Straßen, die überall aus dem Innern des Landes nach den Markt- und Ausfuhrplätzen gehen. Wir sprachen davon, wie Sizilien durch Straßen für die Kultur gleichsam erst aufzubrechen sei. In den meisten Gegenden Neapels steht es nicht viel besser. Sie ersticken im eigenen Fett, und sind doch arm und verwildert. Straßen würden die innern Reichthümer des Landes bloßlegen und flüssig machen. Wenig bekannt ist es, wie reich und mannigfach die innern Hülfsquellen: unglaublich ist es, wie wenig sie eigentlich verwerthet werden.

Wir wollen Einiges aus den neapolitanischen Provinzen berühren.

Die Gebirge stecken an vielen Orten noch voll Metalle. Allein der Bergbau will nicht gedeihen in Händen von Einheimischen. Fremde zeigen noch wenig Lust, Gesellschaften zu stiften, um Bergwerke auszubeuten. Gelder, die sich am Betriebe betheiligen, würden sich auch im Lande finden.

Ein Achtel des Landes ist mit Wald bedeckt. Herrlich steht er in einigen Gegenden, in den meisten ist es eine Schande, wie die Waldung zerstört und vernachlässigt wird. Von drei Zehnteln des ganzen Landes, die jeglichen Anbaues für unfähig gelten, würde mehr als ein Drittel bewaldet sein, lägen sie in Deutschland. Die kahlen Steinhöhen wieder zu bewalden, ist freilich alle Hoffnung ver-

loren: keine Menschenkraft heftet ihnen das Erdreich wieder an, welches niedergeflossen jetzt den Thälern die ungemeine Fruchtbarkeit verschafft. Allein überall zwischen ihren Gipfeln gibt es große und kleine Stellen, wo die Erdkrume tiefer ist und Wasser sich leichter sammelt. Dort verdorrt jetzt auf der kahlen Bergweide sehr frühe das aufsprießende Gras, und der Hirt, der jeden Waldanflug gleich abbrennt, findet nur eine kärgliche Weide. Waldung auf solchen Stellen würde dem Eigenthümer und dem Lande viel besser lohnen. Aber merkwürdig, der Südländer ist einmal kein Forstmann. Es ist, als wäre er von Natur Waldverächter. Hier läßt sich nur durch gute Forstgesetze helfen, die strenge durchgreifen, und durch gelernte Forstmänner, die man von jenseits der Alpen holen muß.

In Viehzucht könnten die neapolitanischen Provinzen Vorzügliches leisten. Kein Land hat prächtigere Rosse, in den Bergthälern gedeiht üppiges Rindvieh, und die apulischen Ebenen ernähren ein paar Millionen Schafe. Dennoch muß es Jedem auffallen, wie gering der Viehstand in einem Lande, das wenig Fabriken, aber ungeheure Strecken hat, die keine Sand- oder Bergwüsten sind und doch nie einen Pflug erblicken. Gäbe es hier Straßen, würde die Ausfuhr von Pferden und Schlachtvieh, zum Beispiel nach Frankreich und Oberitalien, erleichtert, fänden die Viehzüchter also besser ihre Rechnung, so würden sie wohl sorgfältiger auf Vergrößerung Veredlung und Stallfütterung ihrer Heerden bedacht sein. Die Basilicata Molise und die Abruzzen müßten fließen von Milch und Honig. Welche Ladungen feiner Wolle sollte eigentlich die ungeheure apulische Ebene versenden! Allein es ist sehr seltsam, wie gering der Ertrag. Freilich roher und mittelalterlicher

läßt sich auch wohl kein Land abnutzen, als es noch heutzutage mit Apulien geschieht.

Im Landbau ist der Neapolitaner seinem Inselnachbar weit überlegen. Wüst liegt von den beinahe sieben Zehnteln, welche das anbaufähige Land beträgt, kaum ein Zehntel: alles Uebrige ist bebaut, zum Theile trefflich. Dieser große Vorzug, welcher vor Sizilien das Festland auszeichnet, liegt in dem Vortheil einer früheren guten Gesetzgebung. Diese durchbrach schon vor länger als fünfzig Jahren das erstarrte und verrottete Lehnswesen, und bahnte die Zerstückelung der todten Gütermassen an. Jetzt wäre wieder eine Zeit, wo man mit den letzten zähen Resten einer veralteten Gesellschaftsordnung, welche den größeren Aufschwung des Landes noch behindern, aufräumen, — wo man leichter als sonst die Pachtsysteme, welche das Volk auszehren, durch Besseres ersetzen, — wo man durch gute Gesetze, durch Vorschußbanken und Tilgungskassen dem kleinen Landbauer in seiner Schuldenlast aufhelfen und ihn den Händen der Zinsherren und zahllosen Wucherer entreißen könnte. Das höchste Ziel neapolitanischer Staatswirthschaft müßte sein, wieder einen zahlreichen Stand von Freibauern zu gründen und ihnen Mittel zu eröffnen, daß sie sich behaupten und der Früchte ihres Fleißes froh würden.

Vergesse man nicht, in diesen südlichen Provinzen, in der Basilicata, deren Bevölkerung in Bildung Halbafrikaner, und deren buschige Striche einer wüsten unbekannten Gegend gleichen, in Kalabrien, den Abruzzen und in den bergigen Theilen der Prinzipates stecken noch kernige Menschenkräfte, ein Volk von frischen Sinnen, von Muth und Stärke. Es kommt jetzt Alles darauf an, diese Kräfte

in eine gedeihliche Thätigkeit hinein zu reißen, den alten Schlendrian, den Hang zum lässigen und kleinlichen Arbeiten, die eingewöhnte Stimmung, mit der man am Besserwerden verzweifelt, kurz dies Alles zu durchbrechen, was den Leuten noch wie ein finsterer Bann aus alten Zeiten in den Gliedern liegt.

Zahllos sind die Erwerbszweige, welche in diesen Gegenden noch aufblühen könnten. Es sind solche, die dem warmen Himmelsstrich und schönen Lande angemessen, die nicht schweres unablässiges Mühen fordern, sondern öfter leichte Arbeit, in deren Pausen man ruhen und spielen kann. Wie viele Handelspflanzen, wie viele Arzneien und Färbestoffe gibt es, deren Erzeugung sich ganz dazu eignet. Läßt sich nicht feineres Oel, edlerer Wein, besserer Tabak erzielen? Mit Anbau der Baumwolle sind Versuche gemacht, die sich hoffentlich ausdehnen lassen. In den alten Ländern des Seidenbaues, in der Lombardei und Südfrankreich, will die Seidenraupe nicht mehr spinnen in gewohnter Güte und Menge. Ohne Zweifel liegt es daran, daß ihre Nahrung schlechter geworden, und dies, weil der Maulbeerbaum im Boden nicht mehr genügend die Stoffe findet, die er zum schönen Gedeihen bedarf. Nun gibt es in allen neapolitanischen Provinzen zahllose Plätze auf und zwischen den Berghöhen, wo in der reinen Luft Maulbeerpflanzungen prächtig gedeihen würden, geschützte Lagen, wo sich die feinsten Blätter zur Nahrung der Seidenraupe erzielen ließen, wo man nur etwas Sorge für sie brauchte, damit sie von der Kälte nicht leide. Cocons zu gewinnen, ist ein so leichter und sicherer Erwerb: man sehe sich nur danach um in der Gegend bei Catania und Messina. Dieser

Nahrungszweig könnte schon allein ganzen Landstrichen aufhelfen.

Man hört von Neapolitanern öfter die Klage, daß ihr Land so wenig Fabriken habe, daß sein Geld in's Ausland abfließe, daß es sogar Kleidung und Geschirr von dorther beziehe. Diese Klagen sind zum größten Theil unbillig. Man macht aus furchtsamen Mädchen keine Artilleristen und aus leichtlebigen Neapolitanern keine hartarbeitenden Fabrikleute. Zwar eine Menge Waaren für den täglichen Bedarf ließen sich auch im Lande mit Erfolg herstellen: das beweisen die blühenden Fabriken am Aetna und im Liristhal. Zögern die Einheimischen noch immer damit, muß man fremden Unternehmungsgeist herziehen, daß er sich ansiedele. Beispiele solchen Gelingens sind schon mehrfach vorhanden. Dagegen im Bereiten der Südfrüchte und Handelspflanzen, im Verfertigen von Korallen- und anderer Schmuckarbeit, in gar vielerlei Kunsthandwerk, kurz in Allem, was eine geschickte Hand und kein hartes einförmiges Arbeiten erfordert, ist bereits eine Industrie vorhanden, die nur der Fürsorge im Großen bedarf, um zehnmal gedeihlicher zu werden.

Das Feld aber, von welchem das Land wieder seine größte Bedeutung holen muß, ist das Meer. Rings an den Küsten ist noch reichlicher Wohlstand aus den Gewässern zu ziehen, in Korallen Thunfisch und Sardellen, doch das ist Sache der kleinen Fischer: der höhere Bürgerstand aber sollte sich wieder im Seehandel bethätigen. Ein großer Theil dieser Klasse ist jetzt in eine Lebensart versunken, deren Müßiggang nur durch kleine Geschäftchen unterbrochen wird. Man lebt in den Städten vom Zins

seiner Ländereien, welchen draußen der Pächter mit blutigem Schweiße erarbeitet. Der kleine Anbauer des Landes erhält für seine Arbeit nicht genug zum Leben, und der kleine Eigenthümer des Landes erwirbt Nichts hinzu: beide kommen niemals einen Schritt weiter, als durch eines Andern Ruin, natürlich kommen sie also häufiger zurück. Das muß zuletzt dem ganzen Lande verderblich werden. Wenn der vornehme Bürger bloß auf seine Renten Landankäufe und Wuchergeschäftchen sieht, darf man sich da wundern, daß Engländer Deutsche und Franzosen herkommen, welche sich des auswärtigen Handels annehmen? Und wer kann von ihnen mehr verlangen, als daß sie den Bedarf von fremden Waaren ein=, und was von Landeserzeugnissen auf den Markt kommt, ausführen? Sie besorgen eben nur das Nothwendige und Sichere, werden dabei wohlhabend, und denken, mit dem Erworbenen in ihre Heimath zurück zu kehren. Nicht aber legen sie sich darauf, das fremde Land ihres Wohnsitzes zum Mittelpunkt von neuen fruchtbaren Unternehmungen zu machen, bei deren Beginn der Kaufmann allemal etwas wagen muß. In Sizilien scheint indessen für fremde Kaufleute die gute Zeit vorüber zu sein; denn seitdem die Beschränkungen fielen, mit welchen das Mißtrauen der Regierung früher den Sizilianern Handel und Wandel einengte, wissen auch sie eigene Schiffe zu befrachten. Ueberhaupt ist in Sizilien der Sinn für den überseeischen Handel rege geworden, und mit Glück und Erfolg. Allein noch längst besteht nicht, wie es sein müßte, ein lebendiger Verkehr italienischer Schiffe mit europäischen und überseeischen Häfen, noch immer sind Malta und Korfu Stapelplätze für Waaren aus und nach Süditalien. Muß das denn immer so bleiben? Aendern sich nicht

die orientalischen Geschicke in einer Weise, daß den Italienern wieder ein größerer Antheil am Welthandel entgegenblüht?

Wie viele altberühmte Städte bilden jetzt in den Sand- und Gebirgswüsten des Orients und Nordafrikas weite Trümmerfelder! Wie viele sind in Staub verfallen, welchen der Wind davonweht! Die Kultur der Araber und Türken in jenen Gegenden war kurz und dürftig: der Völkertod heftete sich an die Fortschritte des Islams. Das haben, wie ich wiederholt bemerkte, Sizilien und Unteritalien am schwersten empfunden. Fast im selben Grade, als die afrikanische Nordküste verdorrte, erlitt dasselbe Schicksal die gegenüberliegende Küste Siziliens, und als der Orient verödete, erlosch auch die rührige Thätigkeit in den Seestädten Apuliens und Kalabriens. Nur diejenigen Küsten von Sizilien und Neapel, die Europas gebildetem Westen zugekehrt sind, blieben vom Handelsverkehr belebt.

In unserer Zeit aber ändern sich die Dinge am Mittelmeer auch in den Ländern, welche der Islam noch besetzt hält. Griechenland hat sich befreit, und liegt im schweren Ringen nach besserer Zukunft. In Algier wirthschaften bereits die Franzosen, wovon der sizilianische Handel sogleich Vortheil hatte. Die Häfen in Aegypten Syrien und Kleinasien werden von europäischen Levantefahrern wieder belebt. Das große Hemmniß ist noch das türkische Reich: wenn es zusammenstürzt, werden sich auf seinem Gebiete die europäischen Ansiedler tausendfach vermehren. Denn anders können einmal jene Länder nicht gesunden, als unter europäischer Zucht und Schule. Dort aber liegt

Unteritaliens Zukunft. Nichts ist nöthiger, als dem Handel mit dem Orient und mit Afrika die größte Sorgfalt zuzuwenden. Durch gescheidte Konsuln muß man ihn anregen und fördern lassen, jede Handelsverbindung pflegen, die Häfen in guten Stand setzen, gute Schifffahrtsschulen anlegen, eifrigen Rhedern besondere Vortheile gewähren, überhaupt durch liberale Grundsätze vorzugsweise den Seehandel begünstigen. Um zum Beispiel nur einen Punkt anzuführen — Brindisi, wo einst die römische Flotte für den Orient stand, hat noch jetzt einen weiten Hafen, der sich durch Austiefen und Vorbau eines Dammes völlig herstellen ließe. Die Schiffe können bei jedem Winde hinein und hinaus, nur bei Ostwind ist das Auslaufen erschwert, jedoch durch die vorliegenden Inselchen geschützt. Hier könnten Levantefahrer, die kostbare Güter geladen, landen und, statt erst nach Marseille zu gehen, ihre Fracht auf der Eisenbahn durch Italien hinauf und über die Alpen schicken.

Italiens europäische Stärke sollte auf dem Meere schwimmen. Neapels und Siziliens Bedeutung beruht einmal entschieden auf der Tüchtigkeit ihrer Flotte: diese Länder sind auf's Meer angewiesen. Jetzt wäre es Zeit, im Kleinen und im Großen Kaiser Friedrichs volkswirthschaftliche Politik zu studiren: nicht wenige seiner Maßregeln würden sich gerade so auch jetzt zur Anwendung empfehlen.

Gedenken wir endlich noch einer Richtung der Volksthätigkeit, in welcher die letzten Jahre entschiedene Fortschritte machten. Seit Offizierstellen nicht mehr Eigenthum einer bevorrechteten Klasse, sondern Aemter sind, die Kenntnisse und vieljährige Uebung nicht minder erfordern, als

der Beruf des Arztes und Juristen, ist der Dienst im Heere und auf der Flotte unter die bürgerliche Thätigkeit zu rechnen. Nun haben zwar die Neapolitaner einen alten bösen Ruf in Kriegssachen. „Steckt sie in blaue oder grüne oder rothe Soldatenjacken, sie laufen Euch davon in der einen wie in der andern!“ Allein man darf doch auf die letzten sechszig Jahre hinweisen, die nur die erste Epoche einer europäischen sozialen und politischen Umwälzung scheinen, und welche, wenn in irgend einem Lande, dann in Unteritalien heiß und blutig durchgekämpft sind. Wie oft haben in dieser Zeit neapolitanische und sizilische Städte wilden Todesmuth gezeigt im Aufstand gegen die Besatzung, wahrhaftes Heldenfeuer gegen Sturm und Belagerung! Und haben sich denn im russischen Feldzug Murats Neapolitaner nicht Achtung verschafft? Allerdings gewöhnt sich der Neapolitaner, der im Einzelkampfe kühn und verwegen, schwer daran, in geschlossener Masse gehorchend zu fechten. Auch wird ihm der erste Anprall fast jedesmal gefährlich, weil seine Phantasie sich plötzlich mit dunkeln Schreckbildern anfüllt. Diese Südländer werden daher den Ruhm deutscher oder französischer Soldaten schwerlich erreichen, immerhin aber können sie eine achtbare Truppe bilden. Es hängt nur davon ab, daß sie in gute Zucht und Schule kommen. Diese haben sie jetzt. Die Piemontesen sind rastlos und schonungslos bei der Arbeit, Rekruten heranzuziehen und einzuüben. Und noch jeder fremde Offizier hat sagen müssen: sie verstünden die Kunst, aus Rekruten in wenigen Monaten Soldaten zu machen. Die Bersaglieri sind die Perle des italienischen Heeres, an Schnellkraft unübertrefflich: unter ihnen dienen viele Neapolitaner. Sie machen anfangs ihren Zucht-

meistern harte Mühe, dann aber zeichnen sie sich aus in jeder Hinsicht. Ueberhaupt was das Heerwesen betrifft, haben die Piemontesen die ungeheure Aufgabe, die sie auf sich genommen, völlig begriffen und zum Theil auch erfüllt: sie bilden ein großes und einheitliches Nationalheer Italiens.

XXXVII.

Bildung und Sitte.

Wenn ich mir das süditalienische Wesen anschaute, kam mir immer wieder ein Gedanke, der jedenfalls ein Körnchen Wahrheit enthält. Wo der Erdboden tief aufgerissen ist, oder Gebirge steil abstürzt, da sieht man häufig, wie die Erd- und Felsarten über einander lagern, immer eine dünnere oder mächtigere Schicht über der andern. So erschien mir auch die Volksgewöhnung in Neapel und Sizilien, als läge darin schichtweise Eigenthümliches über einander, jede Schicht gleichsam als Rücklaß einer der historischen Epochen, die über diese Länder dahin zogen. Je weiter nach Süden hinab, desto schärfer zeichnen sich die einzelnen Bestandtheile. Zuletzt findet man es in Sizilien ganz begreiflich, wenn der Fremde dort besonders geehrt wird, denn die Insel hat von ihrer Bildung und Sitte Stück für Stück aus der Fremde angesiedelt.

Das leichtlebige und gewandte Wesen, das Blitzhelle der Auffassung, die Lust am Reden, der immer rege Handelsgeist, der Neid und Haß der Städte unter einander, —

erinnert dergleichen nicht an die alten Griechen? Ihre Epoche ist freilich von den folgenden am tiefsten niedergedrückt, und zwar am meisten der ideale Sinn sammt der edleren Wißbegier.

Die Römer hinterließen diesen Ländern die traurige Scheidung des Volks in müßige Landherren, denen die wuchernden Pachtunternehmer zur Seite stehen, und arme Arbeiter, die gleich den römischen Sklaven von ihrem sauren Fleiße nur das nackte Leben fristen.

Dann kamen die Byzantiner. Nicht wenig von ihren orientalisch gefärbten Sitten wurzelte ein, und wurde noch verstärkt durch die nicht minder lange sarazenische Einwirkung. Von den häuslichen Sitten werden wir noch sprechen, aber auch außer dem Hause — wie sehr erinnert an den Orient die lebhafte Geberdensprache, der Hang zur Posse und Aufschneiderei, die vielfache Verwilderung des sittlichen Bewußtseins, Neigung zu Lüge und Betrug, Bestechlichkeit der Beamten, Kinderaussetzung in Sizilien! Schmutz Neid Mißtrauen Raublust sind im Orient recht einheimisch: manches davon findet sich auch in Unteritalien, besonders in Sizilien. Bekommt ein Bube eine schöne Orange, sagt der Vater: „Iß sie für dich allein, gieb den Andern nichts mit.“ Und wenn die Mutter vor der Tochter ein neues Kleid ausbreitet, vergißt sie nicht zu bemerken: „Du siehst, das ist schöner, als deine Schwestern es haben.“ Ist nicht auch ein ächt orientalischer Zug jener kleinliche Geiz, welcher das erhaschte Goldstück gleich in Koffer und Kisten verschwinden läßt, statt es fruchtbar zu machen? Sizilien und Neapel scheinen geldarm, und sind doch reich an verstecktem aber todtem Kapital. Im Innern Siziliens kann der Reisende in jedem adligen Hause Speise und

Obdach für sich und sein Thier haben, seinen Wirth sieht er nicht: die Gastfreiheit wird eben nur als orientalische Pflicht geübt.

In dies byzantinische und sarazenische Wesen setzte der Germane die Strenge seiner Familiensitte und die Schärfe seines Ehrgefühls hinein. Beides wirkt am stärksten noch in Sizilien. Von germanischem Familienrecht ist der Vorrang geblieben, welchen der Erstgeborne einnimmt. Ganz wie in England trachtet selbst der Taglöhner, seinem Erstgebornen sein bischen Grundvermögen zuzuwenden. In den Adelsfamilien wurde früher „der Erbe" von Kindheit auf vergöttert, die Geschwister steckte man in's Kloster oder sie erhielten erbärmliche Abfindung. Die Fideikommisse sind aufgehoben, nicht aber die Reste jener Sitte. Das germanische Ehrgefühl aber hat sich im Süden empfindlich zugespitzt. Es klebt an Worten und Zeichen, die Verachtung schmerzt gar nicht, glühend aber das Wort, das sie ausspricht. Wie leicht ist ein Messerstich gegeben: auch der Aermste hat ihn feil. Trifft aber einen Mann aus dem Volke das Messer, so offenbart er schwerlich den Namen seines Mörders; auch in der Beichte nicht, sagt man, denn er fürchte, der Arm der Gerechtigkeit könnte ihm die Rache vorweg nehmen. Auf germanische Rechnung möchte ich auch eine gewisse Schärfe des Gemüthes setzen, die bei diesen Südländern, besonders bei Sizilianern, nicht selten ist und welche sie „salzige Säfte" nennen.

Schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts begann für die Sizilianer die spanische Einwirkung. Die Neapolitaner hatten erst noch die französische Zeit durchzumachen, und unverkennbar ist auch aus dieser Manches hängen geblieben. Ich rechne dahin die beständige Aufmerksamkeit

auf französische Dinge, die Neigung, von dorther anzunehmen, das Knickern bei leichter Laune, das Prahlhänsige, die gefällige Art, womit Jeder seinen Nächsten ausplündert, vor Allem die unerschöpfliche Lust am Plaudern und Ränkespinnen.

Doch wurde der französische Rücklaß hoch überdeckt durch das spanische Wesen, das am tiefsten in Sizilien einwurzelte. Ihm entspricht das anständige, etwas förmliche Benehmen in Verkehr und Rede, die äußere Gesetzlichkeit, die Freude an glanzvollem Auftreten, aber auch der Bettelstolz und die Leidenschaft für's Spiel, die in allen Kolonien der Spanier zu finden. Höfischer Ton durchzieht die höhere Gesellschaft: Kammerherr ist der höchste Titel, und Ordensritterschaft gilt mehr als niederer Adel. Damit verbindet sich ein tief monarchisches Gefühl. Im übrigen Italien stößt man bei Männern, die sich ganz besonnen äußern, leicht auf den Hintergedanken: für das italienische Volk passe am beßten ein Bund von Städterepubliken. Was sich dagegen an republikanischen Ideen in Sizilien und Neapel findet, fließt Alles aus fremden Büchern und Zeitungen. In Spanien ist das gerade so. Entschieden spanisch ist auch die Leidenschaft für Wagen und Fahren. Man kann das Volk in zwei große Klassen theilen: der eine Theil trägt Hüte, der andere Zipfelmützen. Wer nun einen Hut hat, meint, der Wagen gehöre nothwendig dazu. Diese Wagensehnsucht wird, je weiter man nach Süden kommt, immer lebhafter, bis sie in Sizilien zur Narrheit wird. Das müßte schon ein rechter Geizhals sein, der, wenn er es irgend könnte, seiner Frau nicht am Morgen nach der Brautnacht den schönsten Wagen zu ihrem eigenen Befehl stellte. Freilich geht dann auch ein

Sprüchwörtlein: „den Wagen zieht der Magen", der Besitzer hungert für ihn.

All diese Charakterzüge werden von der Neuzeit, welche auf den Eisenbahnen jetzt an beiden Seiten des Appennins heranbrauset, mehr und mehr zersetzt. Schon ist der Fremde, welchen der Italiener sonst nur als reisendes Geldsäckchen ansah, hier und da Vorbild geworden, nach dessen Bildung man sich richtet. Gewiß aber wird noch geraume Zeit die orientalische Gewöhnung der Frauen festsitzen: sie ist mit Natur und Geschichte des Landes zu tief verknüpft.

Wie wird ein Mädchen aus besserem Bürgerstand erzogen? Sie lernt in der Klosterschule Gebete hersagen, nähen und vielleicht etwas lesen, höchst wahrscheinlich aber kein schreiben. Dann kommt sie in's Vaterhaus zurück, und zu ihrer Bildung kommt kein Jota hinzu, als was der angeborne Mutterwitz der Südländerin aus dem täglichen Leben aufpickt. Fragt man sie, worin die Madonna in dieser und jener Kirche eins und verschieden, so zeigt sich die vollständigste Verwirrung. Die Mutter unterdessen trägt nur zwei Dinge im Sinn: wie sie die Tochter streng bewache und wie sie die Tochter rasch verheirathe. Nicht eine Minute läßt sie ihr Kind mit einem Manne allein, und diese Vorsicht übt man so kurios und ängstlich, als wäre jedes Mädchen ein armes Hühnchen, das die Geier fressen wollten. Unter der Hand jedoch spricht die Frau mit einem erfahrenen Manne: sie nennt die Mitgift der Tochter, und er sucht aus anständiger Familie den Bräutigam. Sind Mitgift und anständige Familie beisammen, das heißt, sobald die Alten einig, werden es die Jungen zweifellos und sogleich, und hätten sie einander nie gesehen. Auf so lockerem Grunde beruht die Ehe. Darf man sich

wundern, wenn dies heilige Band hier häufig keines ist? In Sizilien soll die Treue bei Männern selten, in Neapel öfter bei Frauen zu finden sein. Gleichwohl leben die Frauen aus den bessern Ständen eingeschlossen in den Zimmern: es ist, als umfinge sie noch immer eine Scheu, öffentlich ihr Antlitz zu zeigen. In Sizilien kehren sie sogar, wenn sie auf dem Altan sitzen, der Straße den Rücken zu. In's Haus kommen nur die Verwandten und allernächsten Freunde, am öftesten Geistliche, in denen man auch den Beruf des höheren Wissens verehrt. Jede anständige Familie hat ihren Hauptgeistlichen, welcher der Mutter Töchter und jüngeren Söhne Beichtvater ist, — der Mann hat seinen eigenen, — Jener weiß alle Dinge in der Familie, und ist Rathgeber in jeglicher Frage.

Und was thun nun die jungen Männer den Tag über? Ist der Vater Kaufmann oder Advokat oder Arzt, so nimmt oder thut er den Sohn frühzeitig in's Geschäft. Die juristische und medizinische Vorbildung ist jedoch so dürftig, wie die kaufmännische. Denn die öffentlichen Schulen sind tief herabgekommen. Die Lehrer in der Stadt verstehen vielleicht soviel, wie bei uns die Küster auf dem Dorfe. Was Gymnasien und Universitäten leisten, ist kaum Zustutzen. Das Beste muß eigener Witz und Uebung beschaffen. Der Kalabrese Campanella hat vergebens die heiße Schlacht mit dem Aristoteles des Mittelalters gekämpft: in seinem Vaterlande steht noch die dürrste Scholastik eingerostet in allen Schulen. Daher die dicke Welke von Unwissenheit, welche auch den höheren Bürgerstand umfängt. Es herrscht keineswegs Unlust, sich geistig zu beschäftigen, im Gegentheil stößt man häufig auf rege Wißbegierde: Entsetzen aber erregt das Verlangen, ein Fach

gründlich zu betreiben. Wer die Dinge geistreich leicht und witzig von oben her anfaßt, meint, er habe genug gethan, um des Ruhmes sicher zu sein. Statt hinter Büchern zu sitzen, gilt es für anständig, wenn die jungen Männer Morgens sich gewählt kleiden, nach dem Frühstück in's Kaffeehaus gehen, und nach dem Mittagessen dorthin zurückkehren, und ist Abends kein Besuch im Hause oder kein Theater, suchen sie noch einmal das Kaffeehaus auf. In der That, diesen Italienern müßte statt eines lebhaften Geistes türkische Trägheit angeboren sein, sollten sie bei so viel Müßiggang in erregter Zeit, wie die unsrige ist, sich nicht kopfüber in politisches Treiben stürzen. Hülflos fallen sie in die Netze der geheimen Verschwörungen, und der Gehalt ihrer Bildung ist zu dürftig, als daß sie nicht gläubig sollten wolkenhohen Idealen nachjagen.

Steht es nun so mit dem höheren Bürgerstande, in dessen Reihen sich doch eines Volkes kernigste Bildung findet, so läßt sich leicht denken, wie es in den vornehmsten Kreisen aussieht. Verständniß für Poesie und Kunst, etwas antiquarisches Wissen, leichter und vertraulicher Verkehr, und ungezwungene Natürlichkeit im Umgang, — das hat noch Jeder der höheren Gesellschaft in Neapel nachgerühmt. Allein woher kommt es, daß viele Fremde sie auf die Länge langweilig finden? Es sind doch eine Menge geistreicher und gewandter Männer da, eine Menge reizender Frauen, deren schneeige Blässe wundervoll mit tief dunkelm Haar und Auge harmonirt. Diese Südländerinnen sind so voll Vertrauen und Herzensgüte, so voll Witz Feuer und Muth, und plaudern mit der liebenswürdigsten Freiheit über alle erschaffenen Dinge, — allein, nicht Wenige sind doch eben nur reizende Naturkinder. Sie wollen Spaß und Ver-

gnügen, nicht ernstere Anregung des Geistes. Ihren Eltern schien es genug zu sein, im tiefen häuslichen Schatten im Antlitz der Mädchen den weißen Glanz und in ihren Herzen die Reinheit zu hüten: dann überließ man sie der lockern Welt und sich selbst. Um die Bildung ihrer Brüder und Vettern kümmerte man sich noch weniger. Irgend ein alter Abbate hat sie Verse machen, schreiben und rechnen, und biblische Geschichte gelehrt: mehr schien unnöthig. So ist der Durchschnitt, glänzende Ausnahmen bestätigen die Regel.

Palermo ist hier auszuzeichnen: dort gibt es häufiger feineres Gesellschaftsleben. Der Adel ist in Sizilien gebildeter, als im übrigen Italien; wenigstens trifft man in seinen Kreisen auf viele Männer, die wirkliche Lust an Wissenschaft haben, fremde Länder und Literaturen kennen, gern über Staatskunst, über Geschichte und Anbau Siziliens reden, auch wohl als Schriftsteller sich versuchen. In Messina dagegen gibt der fremde Kaufherr den Ton an, man berechnet Werth und Vornehmheit eines Hauses nach dem Prunk der Pferde und Karossen. Der Messinese ist stolz auf seinen Reichthum, auf seine weltmännische Bildung, dabei unruhigen Sinnes und leicht gereizt. Wie in allen Seestädten, hat der Handel dort einen stämmigen Pöbel gehäuft, der in gedrängten unruhigen Massen den Kaufmannsadel umgibt, gleichwie in Palermo den Geburts- und Güteradel. Anders ist Ton und Sitte in Catania, dem friedlichen Sitze von Kleinhandel und Wissenschaft, der Stadt der Naturforscher und Gelehrten, die zugleich Ausladeplatz einer höchst fruchtbaren Gegend ist, welche von kleinen Eigenthümern schön angebaut wird. Catania ist geliebte Heimath vieler Familien, in deren Häusern sich Bildung und mäßiger Wohlstand vereinigen mit Lebenslust

reicher Phantasie und einer gewissen Art der Anschauung, welche das Große und Herrliche liebt. Das sei, sagen neidisch die Andern, bloß dem Aetna zu danken, der in seiner Prachthoheit in alle Straßen Catanias hineinsieht. Hier würde man auch am ersten etwas von der Geselligkeit finden, wie sie bei uns im höheren Mittelstande Sitte ist. Gediegene Bildung freilich, welche dem Geiste Fülle Kraft und edle Freiheit gibt, wird auch hier spärlich ausgesäet. Und vollends die Provinzstädte des Festlandes — wie sehr gleicht eine der andern! Und der hervorstechende Zug in dieser Aehnlichkeit soll die Leere sein an höherer Bildung und Geselligkeit.

Ich habe hier mit ein paar Grundstrichen dunkle Schattenseiten angedeutet. Dazu denken muß man aber, wie das Licht leise anfängt, hereinzubrechen. Kundige Landsleute, die in den letzten zwanzig Jahren öfter Unteritalien bereiseten, haben mir wiederholt, jedesmal hätten sie Fortschritte bemerkt, das Volk sei früher viel düsterer, unsauberer, geistig roher erschienen. Nun ist das Jahr Achtundvierzig gekommen: seit diesem Jahre gingen viel weniger Mädchen in die Klöster, und kamen viel mehr Bücher und Genfer Erzieherinnen in's Land. Das Jahr Sechszig fuhr vollends in die stehenden dumpfen Wolken mit scharfem Luftzug hinein. Obgleich sich Alles kopfüber in Politik und Grimm und lichterlohe Ideen stürzte, einige Männer gab es doch in jeder größeren Stadt, welche sich fragten: das Leben unsers Volkes, in welchem so viele natürliche Kraft und Geschicklichkeit steckt, warum ist es so ganz verkommen im kleinlichen Wesen? Warum ist sein frischer Baumwuchs so überwuchert von Gestrüppe? Und sie mußten sich sagen: alles Uebels Grund ist der Mangel

an Bildung. Wo am wenigsten Bildung, dort liegen Gewerb und Anbau am tiefsten danieder, dort geschehen am meisten Frevel. Um jeden Preis will man sich nun losringen von der Herrschaft und Schule der Geistlichen, weil man nach anderer und mehr Bildung sich sehnt, als sie zu geben vermögen. Und merkwürdig genug, unter diesen Geistlichen selbst ist eine heftige Bewegung entstanden. Leidenschaftlich studiren und treiben die Jüngeren Philosophie und Politik, schreiben Bücher, und arbeiten in der Zeitungspresse. Nur in Neapel konnte die „Gesellschaft zur Befreiung der italienischen Priesterschaft" entstehen, welche kein Sakrament antasten, die ganze Hierarchie aber zertrümmern will und eine italienische Nationalkirche schaffen. Mit mehr Aussicht auf unmittelbaren Erfolg arbeiten Andere in den Volksschulen. Ihrer werden in allen größeren Städten immer mehr eröffnet, seit zwei Jahren besteht auch eine neue Normalschule. Ich habe einige dieser Anstalten besucht. Es ist unglaublich, wie verwildert die Kinder ankommen, und wie rasch sie auffassen. Was geleistet wurde, schien blutwenig: die Sache hatte noch keinen rechten Trieb, und die bezahlten Lehrer, wenn es nicht jüngere Geistliche waren, zeigten am wenigsten Geschmack an den langen Schulstunden. In den Schulen hingen große Wandkarten Italiens, gemacht zu Turin im vorigen Jahr; darauf ging mit dickem Farbenstrich die italienische Gränze über Innsbruck. Warum nahm man nicht auch gleich München und Augsburg hinzu?

Die beste Anstalt, welche ich sah, war eine Mädchenschule, die nach dem „evangelischen System" des Marchese Cresi gestiftet und hauptsächlich mit deutschen Kräften unterhalten wurde: eine talentvolle junge Deutsche war

die Lehrerin. Die Mädchen mußten gekämmt und gewaschen eintreten, das war der rechte Anfang der Bildung, dann erhielten sie in der Schule eine Vorkleidung und ein Mittagessen, denn sie blieben dort von früh bis zum Spätnachmittag. Geschenke für die Schulkinder, Anregung ihres Ehrgeizes durch öftere Schaustellung der Kenntnisse, später Auszeichnung durch Vortheile mancher Art, insbesondere gute Gehalte für Lehrer und Lehrerinnen, dergleichen Reizmittel müssen die Schulen gefüllt erhalten. Jede neue Schule mehr, die in einem Städtchen Neapels oder Siziliens gegründet wird, ist die größte Wohlthat, die man ihnen bringen könnte. Hier wäre ein schönes Feld segensreicher Thätigkeit für Frauen aus den höchsten Ständen; für die Bürgerfrauen ist der Bann orientalischer Gewöhnung, der sie in Unwissenheit und häuslichen Mauern festhält, noch lange nicht zu durchbrechen. Was besonders Noth thut, sind tüchtige Normalschulen, denn gerade der größte Uebelstand ist der Mangel an guten Lehrkräften.

Dieser Mangel wird auch noch lange auf die Universitäten und andern höheren Bildungsanstalten drücken. Wo wären hier die Männer, welche es vermöchten, die dürre Scholastik hinauszufegen, und frischeres Lebenswasser befruchtend herzuleiten? Einstweilen wäre schon viel gewonnen, wenn die Regierung junge Leute anregen und unterstützen wollte, ihre Studien jenseits der Alpen zu machen. Harte wissenschaftliche Arbeit wird man freilich niemals ansiedeln, das Land ist zu schön und zu heiß dafür. Landsleute, die in Sizilien wohnen, erzählten mir: sie kämen jedesmal aus Deutschland erfrischter zurück, dann erscheine ihnen auch die südliche Natur herrlicher und genußvoller; allein schon nach wenigen Monaten lege sich

leise und unmerklich ein Druck auf die Sinne, daß man nur noch das Nöthige thue. Solcher Einfluß des Klimas ist nicht zu unterschätzen. Allein es entstanden doch in Unteritalien auch ausgezeichnete Geisteswerke. Es gab doch hier auch Zeiten blühender geistiger Thätigkeit. Nicht verschwunden ist die Kraft und Regsamkeit des Geistes: es fehlten nur zu edlerem Schaffen bisher die Anregung, die Mittel, der Lohn, kurz es fehlte die Lebenslust.

XXXVIII.

Capri.

Das blüthenduftige Sorrent zu verlassen, griff an's Herz. Der Abschied wurde noch durch einen traurigen Anblick vergällt. Als wir am letzten Abend von einem Ausflug zurückkehrten, wurden fünf Briganten aus der Stadt geführt, die dumpfe Trommel voran, Soldaten mit glänzendem Kugellauf hinter ihnen. Es waren drei kräftige Männer und zwei Jünglinge, die beiden letzten bleich zum Erbarmen. Sind die Schüsse, welche sie in die Grube werfen, verhallt, steigen ohne Zweifel die Brüder und Vettern schon in die Berge hinauf, um das wilde Werk der Blutrache und des Raublebens fortzusetzen.

So geht das fort, und Land und Volk leiden ebenso schrecklich unter dieser Geißel, wie Frankreich unter dem wilden Bandenkrieg zur Zeit der Jungfrau von Orleans, England als die beiden Rosen einander zerrissen, Deutschland im dreißigjährigen Krieg, das unglückselige Polen in unsern Tagen. Lust am eigensinnig wilden Leben, Wolfs-

hunger nach Raub, italienische Rachgier, Grimm und Grausamkeit des Südländers gesellt sich unter den Briganten zum Parteihaß und zur Anhänglichkeit an das vertriebene Königshaus. Die Szenen, die unaufhörlich im Gebirge vorfallen, sind gräßlich. Da hat sich ein vorgeschobener Soldatenposten in ein Kloster gelegt, die Schildwache steht draußen, Alles scheint ruhig: ein Schuß und die Schildwache fällt — Korporal und Soldaten stürzen hervor — fünf, sechs, zehn Schüsse krachen, ebenso viele Mann liegen, — und ehe die Uebrigen zur Verfolgung der Mörder forteilen, sind diese längst verschwunden in tiefen Schluchten. Wehe aber dem Bergstädtchen, hinter dessen Mauern Briganten sich bergen wollen: es wird gestürmt, die Kugeln knattern durch die Gassen, schreiend flüchten Weiber und Kinder, und dann — ist's gut, daß der Platz keinen Geschichtsschreiber hat. Die Piemontesen werden immer noch einen ansehnlichen Theil Männer erschießen müssen, ehe ihre Herrschaft in Unteritalien feststeht, und vielleicht die Mütter künftiger Rächer dazu. Gegenwärtig wird das Raubwesen hauptsächlich, wie es scheint, dadurch gezügelt daß die Gutsbesitzer, welche doch endlich Ruhe und Frieden wollen, sich selbst wider die Banden waffnen und verbünden. Allein bei jeder Schicksalswendung können Briganten wieder auf allen Bergen stehen.

Wahrlich, unsere Zeit braucht doch in allen Ländern viel Blutmörtel zu ihren neuen Gebäuden, und hier in Neapel ist man noch an den Grundmauern. Die trüben Bilder umwogten mich, wie dunkle Wogen und Sciroccodünste, als ich eines Morgens von Sorrent nach Capri herüber fuhr. Ich zählte die Schiffe, welche durch die berühmte Meeresstraße zogen: es schienen sämmtlich kleine

Küstenfahrer. Ueberaus herrlich aber war von der Tiefe des Bootes der Aufblick in die weite Rundung der erhabenen blauen Bergzüge zwischen Vesuv und Sorrent.

Wer in Capri landet, dem kribbelt's gewiß in den Fingern: gleich möchte man es malen, dies gar zu reizende Strandbild mit Booten Gebüsch und Häusern vor der gewaltigsten Felshöhe. Dann geht es die steilen endlosen sonneglühenden Treppen hinauf. Um uns lärmt und plappert die junge Blüthe von Capri, jedes Mädchen trägt etwas Gepäck, jedes hält die Hand auf, wenn man hinblickt. Ich bekam auf den heißen Felsenstiegen große Sehnsucht nach einem frischen Nordwester, wie er Einen oft durchschüttelt, wenn man die langen Stufen emporsteigt, die vom helgoländer Strande auf die Hochplatte führen. Auch auf Helgoland stellt sich dem Ankömmling gleich ein, ganz besonderes kleines malerisches Inselleben vor Augen, an Gewinnsucht fehlt's dort wahrlich nicht: allein wie nett und tüchtig ist das helgoländer Volk und seine Einrichtung, auf Capri ist Alles heiß und lumpig und afrikanisch. Nur Schade, daß jeder kleine Helgoländer, der oben auf dem Felsrande sitzend mit seinem Stock ein Erdstückchen herunterbricht, sein Vaterland verkleinert, welchem die wilden Nordseestürme ohnehin schon fürchterlich zusetzen: Capri aber schwindet niemals zusammen, es ragt als ewig steinerne Festung aus dem Meere auf.

Deutschen, die zum erstenmal auf eine solche Insel kommen, wird es ganz wundersam zu Muthe, als befänden sie sich auf dem Rücken eines ungeheuren Meerungethüms, das aus unermeßlichen Tiefen aufgetaucht sich vor den Golf gelegt habe, recht zwischen die schimmernden Gestade. In der That ist Capri die unvergeßlichste Insel, die irgendwo

auf der Erde bewohnt wird. Wer träumte sich nicht einmal wieder in die einsame Felsenwildniß von Anacapri, hoch erhaben in reinen Lüften, tief unten der ernste Meeresglanz! Wo erlebte man märchenhaftere Mondnächte, als auf dem Paganodache, zwischen vier Felsbergen mit abenteuerlichen Zacken, auf dem einen die zerfallene Seeräuberburg, ringsum die weißlichen Dächer mit den arabisch niedrigen Kuppeln, am reinen Abendhimmel die stillen Umrisse der schönen Palmen! Einer der edelsten Punkte auf der Erde ist die Tiberiushöhe. Als ich Abends hinauf ging, stand ein Gewitter über Ischia: die Sonne sank in dunkle Wolken, hinter denen jetzt rothe Gluthen hervorbrachen und flammende Streifen über's Meer zogen. Gab ich aber diesen Rückblick auf, so prangten dort unten noch die beiden Golfe in tiefer endloser Bläue, getheilt durch die wunderreiche Sorrento-Salerner Halbinsel, auf der sich Italiens Glück und Schönheit und Trauer gipfelt, ein Kleinitalien, das an seiner Spitze in Capri sein Sizilien hat. O diese edlen Berge in erhabensten Linien, und jede Biegung so milde, so faßlich und anschaulich! In jäher Tiefe fluthet an die farbenreiche eherne Steilküste die blaue Lichtwoge, unermeßlich, endlos in Bewegung. So stand dies gewaltige Gedicht aus Meer und Fels und Bergzügen da vom Beginne der Schöpfung an, dazwischen eingesenkt die himmlische Aetherbläue, und „die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag."

Nun machte mir auch noch etwas Anderes auf Capri große Freude, das war das Fischen. In keinem unserer grün funkelnden Alpenseen sieht man in siebzig bis hundert Fuß Tiefe noch die Fische schwimmen und den schimmernden Sand. Blickt man aber hier im Süden über den Boots-

rand in die lichterfüllte Tiefe, glaubt man mit dem kleinen Kahn wie in Lüften zu schwimmen: denn diese helle Woge scheint nur die etwas dichtere Fortsetzung der Lichtesfluth über uns. Es ist ein stilles unsägliches Vergnügen, im kühlen Felsenschatten sich im Kahn zu wiegen, immer gespannt, ob tief unten ein Fisch am Haken zuckt. Man scheint bloß auf Fisch und Angelschnur zu achten, gleichwohl sind alle Sinne gespannt und geöffnet, die ganze stille Herrlichkeit der Natur in sich aufzunehmen. Wer immer nur spaziren geht, kennt der Natur Lebenstiefen nur wie ein Gemälde von Ansehen. Ich fing übrigens bei Capri höchstens handgroße Fische, jedoch von wundervollstem Farbenspiel, kein Vogel im tropischen Urwald hat vielfältigeren Glanz. Das Angelgeräth der Caprifischer ist dem unsrigen ganz ähnlich, nur viel unvollkommener. Komme ich einmal wieder hin, bringe ich sicher mein eigenes mit.

Natürlich wurde auch die blaue Grotte besucht. Mein Fischer trieb längs des hochgewaltigen Gestades seinen Nachen um eine Felsecke nach der andern. Das Meer stößt und frißt in's Gestein und höhlt zahllose kleine Grotten und Säulchen darin aus. Die blaue Grotte schien mir nicht solche Allherrlichkeit, wie es in den Büchern steht. Wahrscheinlich war der Tag nicht helle und still genug. Immerhin gewährte sie einen höchst seltsamen und prächtigen Anblick. An ihrem dunkeln Ende läßt sich auf vorspringendem Gesteine landen: von hier sehen Fische und Badende, die sich in der blauen Fluth bewegen, wie geisterhaft aus. Als ich mich eben daran ergötzte, schallte und brüllte auf einmal die ganze Höhle meinen Namen. Die sizilischen Reisegefährten, die ich seit Catania nicht wieder gesehen, waren zufällig hereingekommen, erblickten plötzlich meinen

wohlbekannten weißen Schirm im Kahne und brachen in dies wilde Geschrei aus. Ein lustiges Wiedersehen war es hinten im Dunkeln der Grotte.

Es ließ sich dort über rauhem Gestein eine kleine Strecke in den Felsenspalt hineinklettern. Der Sage nach führte hier ein Gang durch den Berg bis zu einem Schlosse des Tiberius, von welchem oben auf der Felshöhe noch Reste zu finden. Graf La Rosée, Erzieher des Kronprinzen von Bayern, erzählte mir, daß er vor sechs und dreißig Jahren über hundert Schritte weit in diesem Gange vorgedrungen, die Laterne in der Hand. Der Weg führte steil aufwärts, bis Schutt und Tropfsteinbildung das Fortschreiten hinderte. Rechts und links waren die Steine von Menschenhand geschichtet. Wahrscheinlich ist der Gang später absichtlich versperrt worden Denn Graf La Rosée und Fürst Taxis zu Regensburg waren mit meinem verewigten Freunde Kopisch die Ersten, welche die blaue Grotte untersuchten. Die Kunde von ihr war auf der Insel niemals ganz verloren, allein die Oeffnung lag entfernt am wüsten Felsen, und das Eindringen war schwierig, deshalb hatte sich Keiner näher darum gekümmert. Da wagte es Kopisch zuerst mit dem Sohne des Gastwirths Pagano, einen Augenblick hinein zu schwimmen. Allein sie konnten nur einen Blick hineinwerfen, um die wundervolle Lichtwirkung zu sehen. Vergebens suchte Kopisch einen neuen Gefährten, der junge Pagano kam von Capri weg, und kein Fischer wollte das Abenteuer bestehen. Ohne einen tüchtigen Schwimmer zur Seite zu haben, schien die Sache aber bedenklich, denn das Innere der Grotte, und ob man immer leicht wieder hinauskäme, war noch unbekannt. Als nun im nächsten Frühjahr die beiden bayerischen Offiziere,

von Platen an Kopisch empfohlen, nach Capri kamen, und Letzterer bei einer Schwimmfahrt merkte, was sie vermöchten, schlug er ihnen die Grottenreise vor. Mit Freuden gingen sie darauf ein, rasch holte man die Ausrüstung zusammen, und fuhr andern Morgens hin. Zuerst wurde ein Waschzuber in die Oeffnung hineingestoßen, darin waren Laternen Fackeln Senkblei Stricke Pantoffeln und Lebensmittel. Hinterher schwammen die drei Deutschen hinein, und Einer nach dem Andern stieß einen Schrei des Entzückens aus. Denn es war ein wundervoller Tag, und die Grotte strahlte im höchsten Glanze. Mehrere Stunden blieben sie darin, bis sie Alles gehörig erkundet hatten. Dieses war die erste vollständige Erforschung der blauen Grotte, bei der es nicht ohne allerlei kleines Unglück abging, und ich habe die Sache erzählt, wie sie sich verhielt, weil Engländer und Andere unsern Landsleuten den Ruhm streitig machen.

Meinen paar schönen Stunden auf Capri machte der afrikanische Gluthwind bald wieder ein Ende. Auf westfälischen Haiden, wenn brauner Heerrauch gespenstisch über ihre Flächen wogt, hat man gerade soviel Aussicht, als bei Scirocco im wunderschönen Golf von Neapel. Ich könnte nicht sagen, daß des Wüstensohnes Anhauch mir das Denken weggeblasen oder vor Hitze mich hätte zerfließen lassen, allein jedesmal brachte er ein sonderbares ängstliches Blutwallen. Und gibt es denn etwas Widerwärtigeres, als dies todte einfärbige Bleigrau von Luft und Meer? Es half Nichts, daß man höhere Stellen der Insel aufsuchte; dort war die Gluth weniger schwül, aber schärfer und brennender. Zu Zeiten blickten von jenseits des Golfes durch den Dunstschleier wie verheißend einzelne helle Punkte. Was waren sie? Sämmtlich altberühmte

Gefängnisse, die Kastelle von Nisita Procida Vivara Ischia und noch andere. Es liegt etwas Beängstigendes darin, daß über diesen lebensvollen Gewässern stets so viele Kerker glänzen. Und standen jetzt etwa ihre Zellen offen? Zehnmal mehr, als früher, preßte man Unglückliche hinein. Der schöne Golf aber, der dicht vor der weiten volkreichen Hauptstadt Schwärme von großen Segelschiffen tragen müßte, war stundenlang so leer, wie ein blanker Teller. Es sind und bleiben unglückselig verworrene Zustände, sie dauern jetzt schon in's vierte Jahr.

Militärische Besetzung — das ist noch immer der einzige ächte Titel, unter welchem die Piemontesen Neapel und Sizilien besitzen. Bekommen sie keinen Krieg von außen, so können die Dinge wer weiß wie lange noch so fortgehen. Mag auch der große Geldbankerott drohen, daran geht keine Regierung zu Grunde, wenn sie ein mächtiges und treues Heer hat. Diese starke Stütze reicht einstweilen den Piemontesen aus, und sie denken warten zu können, bis Eisenbahnen, bessere Gesetze, Volksschulen, größere politische und Handelsfreiheit, und andere Vortheile der italienischen Einheit es bewirken, daß sich die Völker Italiens in die neuen Zustände einleben. Wäre Rom gewonnen, würde Alles leichter gehen. Bekommen die Piemontesen aber früher einen Feind, der an Neapels Küsten landet, so steht es schlimm für sie.

Denn ihre eigentliche Partei im Lande ist gar zu schwach. Sie ist am größten, wo man die Piemontesen noch nicht hat, in Rom und Venedig, am kleinsten in Neapel und Sizilien. Ihren vorzüglichsten Bestand hat diese Partei nicht in der großen Zahl von Aemterjägern, die doch nur ihren Mantel nach dem Winde hängen, son-

dern in vielen Liberalen aus der Mittelklasse, in deren Wünschen noch etwas Maß und in deren Hoffnungen keine grobe Selbstsucht waltet. Hauptsächlich sind es Männer einer, ich will nicht sagen höheren, jedoch allgemeineren Bildung, als sie in Italien Regel ist. Allein darin liegt auch schon, daß diese Partei nicht zahlreich ist, daß gerade sie am wenigsten tobende Volksmassen beherrschen kann. Beinahe alle Andern hat die Regierung gegen sich: die literarische Jugend, welcher die Dinge zu langsam gehen, und die ergrauten Verschwörer, welche in Italien so schaarenweise, — dann die mächtige Geistlichkeit, jedoch viele Vikarien und Kapläne ausgenommen, und fast der ganze Adel, soweit er nicht schon nach Rom oder Paris auswanderte, — endlich die Kleinbürger, deren Geschäfte stocken, sammt dem Landvolk, das empfindlich mehr an Steuern und Rekruten geben muß. Die Republikaner die Garibaldisten und die Anhänger der Bourbons sind sämmtlich so voll Gift und Galle gegen die Piemontesen, daß sie lieber heute als morgen losschlügen. Bei den Uebrigen stößt die Regierung auf unbesiegbares Mißtrauen, auf Widerwillen und Lässigkeit, auf kleinliche Furcht vor allem Möglichen.

Der tiefere Grund dieser ungewöhnlichen Dinge liegt im Nationalhaß, der unausrottbar scheint und gegenseitig ist. Keine Regierung entgeht in einem neuen Lande Fehlern und Mißgriffen: bei den Neapolitanern wirken sie jetzt wie ätzende Säuren. Den Beamten, welche man aus dem mittleren und obern Italien schickte, fehlt es häufig an der nöthigen Bildung, sie kennen ihre Verwaltungsbezirke nicht, suchen sich ein Vermögen zu machen, sind hochmüthig und stoßen überall an. Der Neapolitaner hat auf der Stelle die schwachen und lächerlichen Seiten des

Piemontesen weg. Fuchswild aber macht ihn der Gedanke, daß seine große strahlende Hauptstadt vom fernen kleinen Turin Befehle annehmen soll. Dort scheint man die neapolitanischen Dinge und Menschen noch wenig zu würdigen: oft kommen Entscheidungen von Turin, bei welchen Jedem, der die betreffenden Verhältnisse kennt, die Haare zu Berge stehen. Der Handel liegt völlig darnieder, die Theuerung der Lebensmittel währt fort, die Last der neuen Steuern ist im Wachsen, und die Schuldenmassen des italienischen Königreichs schwellen zu Bergen an, und es ist kein Absehen, wie der Berg wieder in's Sinken kommen soll. Unleugbare Wohlthaten, welche der neue Zustand der Dinge bringt, werden gering geachtet, und alles Ueble, das bei so ungeheurer Umwälzung ganz unvermeidlich, wird der Regierung aufgebürdet. So stachelt und verbittert sich der gegenseitige Haß von Tag zu Tage, und kein Mensch kann sagen, was aus diesen Dingen noch werden soll.

Die Piemontesen selbst fühlen die innere Unwahrheit ihrer Stellung. Statt nationaler Freiheit haben sie Italien eine Abhängigkeit von Paris gebracht, die auch dem Blödesten klar ist, und statt politischer Freiheit brachten sie Süditalien die dumpfen Schrecken der Säbelherrschaft. Ein fürchterliches Schicksal, das mit Trauer und Entsetzen all die zahllosen edlen Herzen erfüllt, so viel ihrer in Italien auflodern in heißer Vaterlandsliebe. Allein läßt es sich abwenden? Ich glaube, unter allen Gescheidten, die in Turin wirklich Einfluß üben, findet man nicht Zehn, die noch Anderes hoffen, als den obern Theil von Italien zu behaupten. Was dann im Süden geschehen soll? Die meisten Sizilianer würden jubeln, wenn sie einen englischen oder spanischen Prinzen zu ihrem Inselkönig bekämen.

In Neapel haben die Murats wenige Anhänger und doch viele Aussichten. In Sizilien aber wie in Neapel hat das vertriebene Königshaus noch treue Anhänger, die um so mehr im Stillen wieder Boden gewinnen, je unerträglicher und hoffnungsloser die Uebel der Gegenwart. Ihre Zahl würde viel größer sein, fürchtete man nicht, daß mit der Rückkehr der Umgebung des Königs auch alte Grundsätze und Ansprüche wiederkehrten. Oesterreich und Spanien warten, Paris desgleichen, und die Klügsten, welche für die kommenden Dinge ein feines Gefühl haben, die Jesuiten, warten auch. Die Piemontesen unterdessen treiben möglichst viel Steuern ein, jagen die Mönche aus den Klöstern, und üben und verstärken ihr Kriegsheer.

XXXIX.

Golffahrt.

Da ich den Golf noch etwas durchziehen wollte, so fanden sich zwei neue junge Gefährten, ein Leipziger Doktor, tiefgründig an Geist und Gemüth, und ein hannöverscher Architekt, der am liebsten auf See gegangen wäre. Die Bemannung unseres Boots bestand aus vier kräftigen Marinaris: einem ehrenfesten Bürger von Capri mit seinen Söhnen Vinzenz und Raffael, und ihrem Gehülfen, den wir Don Pasquale nannten. Dieser war von Neapel und gehörte zu den schwärzlichen quecksilbernen possenhaften Menschen, wie man sie überall in Unteritalien zerstreut findet, hier ein Häuflein, dort ein Haufen, am dicksten in der Hauptstadt selbst. Offenbar sind es Reste sarazenischer Ansiedlungen, denn ihre afrikanische Natur unterscheidet sie sehr bestimmt. Unser Halbafrikaner machte fortwährend die lustige Person auf dieser Fahrt. Am frischen Morgen flog die Barke unter breiten Segeln an Capris Felswänden hin, die sich zu einer Höhe erheben, wie man sie sonst nur im Hochgebirge sieht.

Ich suchte mit dem Glase die Absätze, an welche wohl Coletta seine Leitern ansetzte, als er den nächtlichen tollkühnen Ueberfall unternahm, welcher im Jahre 1808 den Engländern ihr neapolitanisches Gibraltar entriß.

Nun war es eine höchst vergnügliche Aussicht, in diesem geschichts- und wunderreichen Golfe ein paar Tage umher zu fahren, und zwar in antiker Weise bloß mit Rudern und Segeln, und zu landen und abzustoßen ganz nach Gefallen. Als wir jedoch auf die Meeresbreite zwischen Capri und Ischia kamen, hörte der Wind auf, heiße erschlaffende Luft wehte von drüben her, und trüber Dunst verdunkelte wieder Gestade und Inseln. Aller Schweiß der Ruderer schien vergebens, als könnten sie das Boot nicht mehr vom Flecke bringen. So wurde uns die Fahrt über die weite Bocca ziemlich lang. Endlich machte der Alte am Steuer auf ein Wölkchen aufmerksam, das fern über dem Mittelmeere stand, und prophezeite Wind. Noch eine kleine Weile, und es hatte sich das Wölkchen wie Nebel auseinander gezogen, und ein frischer Luftzug zerstreute die Dünste. Prangend im Sonnenglanz ragten jetzt über den plötzlich lichtblauen Gewässern die vielfältigsten Inselgestade: Capri, das felsige Ungeheuer, links in der Ferne, — Ischia dicht vor uns mit seinem stolzen Epomeo, dem hochgezackten Riesenberg, ihm zu Füßen eine Felsinsel mit Bäumen und ein hochgethürmtes altes Kastell, dazwischen das weiße Städtchen, — rechts schwamm im Meer die Kuppe von Vivara, dahinter die ganze steil abstürzende Länge von Procida, mit der hohen hellen Stadt über den gefurchten Felsmassen, — weiter rechts das misenische Vorgebirg, und noch halb im Nebeldunst die gleiche Felspyramide von Nisita, überall dazwischen schim-

mernde Buchten, — himmelhoch aber darüber geschwungen im ungeheuren Halbkreis die Bergzüge bis zum Vesuv und hochgipflichen Mont Angelo, — Alles, die Gebirge, die hellen und grauen Felsmassen, die Städte, die Gebüsche umflossen und umschimmert von reinster Himmelsbläue.

Zwischen Festung und grünen Stadthügeln fuhren wir in den blanken Hafen von Ischia, und da Bootreisen wenig ermüdet, stiegen wir bald zu den grünen Wäldern des Epomeo hinauf, deren Schattenkühle und Laubduft unendlich erfrischend war nach der heißen Fahrt. Der schönste Wald und Weinberg grünte zwischen Feldern von Asche und Lavageröll. An den Berghängen des Epomeo nährt sich zahlreiches und treffliches Volk. Da es wieder Sonntag, vergnügten sich die jungen Männer mit Steinkugelspiel, und die Alten saßen unter dem grünen Laubvordach der Häuser und machten ihr Spielchen, welches mit unserm Whist manche Aehnlichkeit hatte. Alles sah ungemein friedlich und sonntäglich aus. Keine glücklichere, keine schönere Insel gibt es auf dem ganzen Erdrunde, als Ischia. Um die prächtigen hochgehobenen Schultern des blauen Epomeo fließt ein wogender Mantel von Laub und Blumen, voll entzückender Düfte, voll frischester Farben. Eingestickt zwischen die frischgrünen Haine und Weinfelder glänzen lieblich die Ortschaften und Landhäuser. Und darüber blauet eine Himmelsluft, so rein und tief durchsichtig, so wonnig, daß es nicht zu sagen ist.

Auf den Höhen Ischias, niederschauend auf reichblühende Erdenwonne, dichtete Vittoria Colonna die klang- und schwungvollen Sonnette, die ihre Sehnsucht athmeten nach dem Himmel zugleich und nach dem frühverklärten

Gemahl. Sieben Jahre lang sang sie, eine schluchzende Nachtigall in tiefgezogenen Tönen, und als sie ausgesungen, verhüllte sie ihr Antlitz in dunkle Schleier und begrub die hohe glühende Seele in stille Klostertiefen, harrend der Erlösung.

Je höher wir kamen, desto häufiger wurden die schwarzgefurchten Lavafelder, stattlicher hob der Epomeo sein bräunliches Zackenriff an die Himmelswölbung. Der Berg ist nur fünfzehnhundert Fuß hoch und hat ein Ansehen für zehntausend, weil er so stolz gewaltig aus dem Meeresspiegel aufragt. Die Aussicht nach dem offenen Meer hin war leider dunstig, dagegen zeigten sich die Felsenküsten am Golfe klar auf glattem Seespiegel in Höhen und Tiefen. Drüben stand in prachtvoller Bläue prangend der hohe Vesuv. Allmählig hängten sich Wolken an seine wie an des Epomeo Gipfel, und bald bildete sich von einem Berg zum andern eine Wolkenstraße dicht über dem Golf, als hätten die beiden Herren, der ruhende Vulkan und der speiende, einander noch viel zu sagen.

Der nächste Morgen erfüllte wieder Himmel Meer und Erde mit tief blauem Glanz. Wir stiegen den Festungsberg hinauf, der wie an einer Brückenkette vor dem Hafen von Ischia liegt. Es ist ein ungeheurer Felskegel, durchhöhlt und von unten bis oben bedeckt mit Grotten und Häusern Thürmen und Basteien. Von der Spitze breitet sich eine Rundsicht, die ganz unbeschreiblich schön. Das Liebliche und Rosige, das Feine und Zierliche lächelt hier überall zwischen erhabener Prachtmajestät. Hellweißer Schiffsstrand, hübsche Häuser im grünen Gebüsch, braune Felsen und bläulich darüber Bergeshoheit: wo gäbe es ein schöneres Küstenbild, als dieses von Ischia? Einen hellen

Augenpunkt bildet das königliche Schloß. Kein König und kein Kaiser hat so viele herrlichste Lustschlösser dicht bei seiner Hauptstadt, als wer Neapel besitzt. Rosina, Portici, Castellamare, Sorrent, Ischia: man kann wechseln nach jeder Jahreszeit. Nur die Bai von Rio Janeiro könnte Aehnliches bieten, wenn sie mehr Geschichte hätte.

Seltsam malerisch stellt sich auch die Festung von Ischia selbst dar, wenn man vom Gipfel auf ihre vielfältigen Zinnen Gärtchen Schlösser und Kirchenkuppen hinabschaut. Keineswegs einladend war dagegen der Einblick in die Höfe und Felsengemächer, denn Alles war vollgepfropft mit politischen Gefangenen. Der alte Invalide, der uns umherführte, seufzte: „Alle Alle bloß Verdächtige!“ Viele hatten ein trauriges und angsthaftes, Einige ein recht räuberisches Aussehen. Die am meisten Verhaßten steckten in den innern Felsenkammern, und vor deren Eingang war eine Wachtstube voll Soldaten. Der Invalide wollte uns durchführen, ein Unteroffizier vertrat ihm barsch den Weg. Auf unsers Führers Rede, der Kommandant habe erlaubt, uns Alles zu zeigen, hieß es: das gelte Nichts, ohne schriftlichen Befehl des Delegaten der Provinz komme Keiner hier herein. Im Vorübergehen schien es mir, als machten uns Gefangene mit Augen und Mienen allerlei Winke. Ohne Zweifel kam öfter Einer hier durch, der diese Zeichen verstand und weiter förderte. Nach so ungeheurem Umsturz spielt natürlich noch lange der geheime und offene Krieg gegen die Bewältiger.

Wann werden sich diese Zustände ändern? Und wie wird endlich ein Ende sein? Allein das ist eben das Fürchterliche, daß kein Mensch in Italien das zu sagen weiß. Man lebt in dunkle Zukunft hinein. Jeder ahnt

es, ein Königreich zusammengerafft, wie das italienische, könne nicht Bestand haben. Im Losbrechen der Uebermacht, die Alles niederwälzt, kann etwas Naturgewaltiges liegen: doch niemals entschied eines ganzen Volkes Schicksal die bloße Kunst des Machiavelli. Machiavelli aber hat jetzt endlich in seinen Italienern große und glückliche Schüler gefunden. So ist es: und doch, wer könnte leugnen, daß die Bestechung, der Verrath, die schmählich erkaufte fremde Hülfe, das Vorschicken eines Abenteurers, der plötzliche Ueberfall des Schwächeren nur deshalb Erfolg hatte, — wer könnte verkennen, daß die große Kette glücklicher Verschwörungen, welche dies italienische Königreich zusammenfügte, nur deshalb nicht wieder auseinander fiel, weil das Ziel zugleich die ganze Sehnsucht der Nation umfaßte? Denn in fast jedes Italieners Brust arbeitet jetzt das heftige Verlangen nach politischer Freiheit, nach neuer Größe seines Volkes. Diese Gedanken haben Alles bewältigend, Alles benützend sich Bahn gebrochen, haben das Vorgehen der Piemontesen befeuert, haben zahllose edle Italiener zu deren Dienst gezwungen, und das nächste Geschlecht wird vollends nur ihnen gehören. Allein — werden die Italiener jemals das römische Räthsel gründlich lösen? Werden sie jemals Oesterreich und Frankreich zugleich zurückschlagen? Läßt sich jemals das süditalienische Reich in das einheitliche Italien einschmelzen? Mehr noch, können die Italiener wirklich ihre eigene Natur umwandeln, — diesen Volkscharakter, der für's Kleine so licht und logisch und immer fertig ist, und für's Große nur eine künstlerische und ideale Anschauung hat? Würde nicht der republikanische Trieb, der in den Menschen und Städten und Landschaften Italiens einmal eingewurzelt ist, sofort

unwiderstehlich hervorbrechen, sobald äußerlich die Einheit vollendet wäre? Klüger wäre es, damit anzufangen, was doch wohl die einzige Gestaltung der Dinge sein wird, in welcher sich das nationale Streben mit der realen Natur des Landes und Volkes einigen kann, nämlich mit dem italienischen Bundesstaat.

Doch nun genug dieser Gedanken, die mich um so mehr bedrängten, je näher mir die Reiselinie wieder vorschwebte, die mich Italien hinauf und fort über die Alpen führen sollte. Unsere Barke hatte sich auf die andere Seite des Forts gelegt, wir sprangen hinein, die Segel wurden aufgezogen, und mit frischem Winde ging es über die blinkenden Felsen, die noch lange in der klargrünen Tiefe sich abzeichneten. Die Luft blieb hell, der Wind stätig, und unsere Schiffer sangen all ihre Liebes- und Garibaldiliedchen. Wir umschifften die Berginsel Vivara, und strichen am grün belebten Ufer von Procida hin, bis wir in ein Gewimmel von Barken eintraten und vor der Stadt anlegten.

Diese hat ein fremdartiges Ansehen, an den hellweißen Häusern sind lange Reihen von großen Nischen. Procida ist wieder eine kleine Welt für sich: jede dieser Golfinseln hat ihr Besonderes und Eigenthümliches, wie eine Schweizerstadt. Wie einförmig sind dagegen die Antillen, eine wie die andere nur ein platter grüner Fleck im Meere! Ich ließ mich von unsern Schiffern zu der Frau führen, von welcher sie ihre Peils kauften. Jeder Angler kennt diese höchst zähen Fäden, die im Wasser durchsichtig. Nun sah ich endlich ihre Bereitung. Sie bestehen aus ungebornem Seidenstoff, den man der Raupe, wenn sie ihr Cocon

machen will, vorsichtig aus dem Leibe windet. Jede Raupe gibt nur einen Faden, der zum Trocknen zwischen Reisig gespannt wird. Für ein paar Gulden bekam ich eine gute Handvoll, und es gab einen Hauptspaß, dem Handel zuzusehen. Die Verkäuferin war eine alte malerische Hexe, unser Don Pasquale machte für mich den Händler: die beiden spaßigen quecksilbernen Figuren sprangen hin und her, und zappelten und schrien und schnitten Grimassen, bis der Handel fertig und Beide vergnügt waren, daß sie sich mal wieder ausgereckt hatten. Dann ging's zur Bergstadt empor, und versteckte altersmorsche Treppen hinauf bis zu einem Dache, welches die höchste Aussicht hatte. Ein Soldat, der uns führte, brach ohne Weiteres oben die Thür dazu auf. Selten scheint Jemand hierher zu kommen, es ist aber eine wunderbare Aussicht: nirgendwo umfaßt sie so den ganzen Golf. Man ist so recht in der Mitte all dieser Felsgestade, die ringsum schwimmen und starren und gipfeln über der spiegelnden Meerfluth.

Von Procida fuhren wir zum Kap Miseno. Das ist das schönste Modell eines Vorgebirgs, ein riesiger Felsendom, der in Prachtgestalt den Stürmen trotzt. Von Kirschen und anderm köstlichen Obste, das in Procida wie ausgeschüttet lag, hatten wir eine kleine Ladung mitgenommen, und während wir uns daran zu Gute thaten, lachten und riefen uns die Leute zu, die auf volksbedeckten Marktschiffen vorüber zogen. Wir fuhren rings um die Steilhöhe des Vorgebirges, und sahen auch eine ungeheure Grotte, welche dicht über der Fluth hineingebrochen war. Welche Massen von Menschenkräften schaarte einst auf dieser Stätte der Kommandoruf, Römer Griechen Spanier Numidier, eine tosende buntfarbige Matrosen- und Soldatenwelt!

Wie oft erflehte auf der luftigen Kaphöhe der römische Admiral Heil und Sieg und glückliche Rückkehr! Das Bischen Holz und Eisen und Hanftau, aus welchem die römischen Galeeren bestanden, schwer mochte es die brausenden Stürme bestehen. Mit stolzen Segeln zogen von hier die länderbezwingenden Flotten in's Mittelmeer: wenn aber der Himmel sich verfinsterte und die Brandung haushoch an die felsigen Küsten donnerte, dann vermochten sie es nicht, das hohe Meer zu gewinnen, und zersplitterten zu Hunderten. Jetzt ist Alles still am misenischen Kap. Wo die Natur den Römern ein rundes Becken geformt hatte, daß sie dort ihren größten Kriegshafen anlegten, da zeigten sich jetzt nur ein paar ärmliche Fischerboote am Strande, und braunes Segeltuch darüber zum Schutze vor der Sonne. Steinige glühende Oede und todte Gewässer — nichts Anderes sieht man mehr, und doch müßte Jedem, auch wenn er Nichts von Geschichte wüßte, die nackte Stätte den Eindruck machen, als sei hier ein großes Völkerleben zergangen: denn kein Steinchen und kein Erdkrümchen sieht noch aus wie unverbraucht.

Die ansehnliche Höhe des Kaps ist mühselig zu ersteigen, doch war der Weg wenigstens schattig. Er wand sich empor in einem tiefen Rinnsal des Sturzregens, das jetzt trocken war und überhängt von Kraut und Stauden. Die Luft stockte fast in Honiggerüchen, die unzählige gelbe Blüthen ausstreuten. Endlich kamen wir oben in's Freie, — nun, dies Kap übertrifft Capri Ischia und Procida, diese höchst herrliche Aussicht steht der Camaldolenser völlig gleich, sie ist weniger lebhaft, aber noch erhabener. Zahllose schimmernde Golfe, umzackt und umragt von Gesteinketten und Bergzügen, hochgipfliche lachende Inseln, an

beiden Enden des Golfes zwei Prachtberge, dort die edle Kegelform des Vesuvs, an dessen reinen Linien der Lichtglanz des südlichen Himmels niederfließt, hier der alpenhäuptige Epomeo, der wie mit nordischem Trotz seine gewaltige Schönheit in die Aetherbläue emporhebt. Und sinkt das Auge wieder nieder, so irrt es umher zwischen den Inseln auf den Straßen zum offnen Meer, über Procidas häuserbedecktem Grünanger hin die italienische Küste hinauf, und wieder zurück um die Vorgebirge in die innern Buchten. Alles ist hier golfig: aus dem großen Golf des Mittelmeers geht es in den Golf von Neapel, aus diesem in den Golf von Bajä, aus diesem in den Golf von Miseno, und hinter diesem, um es ganz vollständig zu machen, zeigt sich noch ein kleiner Landsee, getrennt bloß durch schmale niedrige Landenge. Nicht zu sagen und nicht zu schildern sind die Herrlichkeiten des misenischen Kaps, an dessen Fuße auch ein paar unansehnliche Hütten liegen und darin eine Fülle guten kühlen Weins.

Nun könnte ich noch viel erzählen von all den Seltsamkeiten der Umgegend, — von den Piscinen, einem Prachtdom mit vielen Pfeilern, der tief im Felsgrund ausgeweitet wurde, blos um kühles Wasser und fette Fische darin zu hegen, — von den räthselhaften hundert Kammern in der Nähe, die vielleicht Sklavengefängnisse, vielleicht auch nur Fischbehälter waren, — von Bajäs armseligen Trümmern, wo Frau Venus einst Tag und Nacht und Jahrhunderte lang die Menschenkinder sich zu Tode schwelgen ließ, und wo jetzt auf einsamem Fort die Soldaten trommeln, — von dem Averner Lukriner und Fusaro-See, deren braunen Rand ein Hauch afrikanischer Wüste umwittert, in der feuchten Tiefe aber gibt es noch immer

die schönsten Austern, — von den zahllosen Grotten im Innern des Berges der kumäischen Sibylle, in dessen Irrgängen die Ostgothen ihre Goldschätze hüteten, — von den Bädern des Nero und dem lehrreichen Serapistempel, in denen man noch in den antiken Badekammern dasselbe heiße Wasser benützt, — von der Solfatara, aus deren gelbem Krater zischend die heißen Schwefeldämpfe hervorbrechen, während im Randgebüsch die Nachtigall flötet. Dieses und noch viel Anderes, was höchst merkwürdig und seltsam, findet sich in der Umgegend des misenischen Kaps. Allein man ermüdet, es aufzusuchen, weil Alles, was noch da ist, doch gar zu dürftig und elend ist gegen Das, was war. Es blieben nur ein paar abgerissene und zerstreute Coulissenstücke zurück von einer grauenvoll zerstörten Weltbühne, wie die Geschichte keine zweite wieder gesehen. Wenn Mac Aulays berühmter Neuseeländer einst wirklich auf dem letzten Pfeiler der Londonbrücke sitzen und die Trümmer der Zweimillionenstadt überschauen sollte, so wäre das ungefähr ein Plätzchen, wo er sich Betrachtungen hingeben könnte, wie sie die kleine Halbinselspitze erweckt, welche der Sorrentiner gegenüber den Golf von Neapel einfaßt.

Denn hier, wo schon im grauen Alterthum Kumä und später Puteoli als reiche Stätten des Welthandels blüheten, wo die üppige Pracht und Wonne der Natur und ihre warmen Heilquellen zahllose Besucher anlockten, wo die Weltherrscherin Rom ihre Tausenden von beutefrohen Seesoldaten häufte, — hier verzehrte an glanzvoller Tafel die antike Welt das Erbe der Vorfahren. Die römische Kaiserzeit hatte die Schätze, die Kunstwerke, die Sänger und Flötenspieler, die schönsten Weiber und Knaben aus allen Ländern des Mittelmeers hier zusammengeschleppt, und hier

schwelgte man darin und entnervte man sich, bis alles Gut vergeudet und das Mark aus den Knochen war. Seit der kundige Meister Lukullus diese Gegend für die wonnigste erklärt hatte, wäre jeder römische Modenarr unglücklich gewesen, hätte er von seinem Landgute nicht das misenische Berghaupt sehen können. Da mußte er Scipio den Afrikaner und den Großredner Cicero nachahmen, die hier aus den unsterblichen Griechen die Geistesblüthen fleißig ausschnitten, um damit die römische derbe Nacktheit etwas aufzuschmücken. Rings um den Golf von Bajä stand Lusthaus an Lusthaus, und als am Ufer kein Platz mehr war, baute man sie weit in's Wasser hinein. Jeden schönen Abend gaukelten zahllose Gondeln voll singender und jubelnder Menschen auf dem Lukriner See, die Zecher und die Mädchen rissen sich im Taumel der Lust die Blumenkränze aus dem Haar, und andern Morgens sah der See aus, als hätte es Rosenblätter geschneit. Auf seinem misenischen Landgut wurde Tiber, als der alte Grimmige noch immer nicht sterben wollte, mit Kissen und Kleidern überdeckt, bis er völlig erstickt war. Mitten über den Golf von Bajä fuhr im Viergespann der tolle Caligula, umjauchzt vom strahlenden Gefolge. Denn er hatte meilenlang eine Schiffsbrücke durch die Bucht gezogen, und nachdem er von der Rednerbühne auf ihrer Mitte gesprochen und geprunkt hatte, wurde die ganze Nacht auf dem Meere gezecht. So lang die Brücke war, stand Tafel an Tafel gedeckt, und wie dieser Weg im Meer von tausend und tausend Lichtern, strahlten rings die Golfufer von festlichen Flammen. Am Morgen schwammen dort die Leichen Derer, die Trunk oder Frevel in's Meer gestürzt. Auch war es am selben Golf, wo der genialste Teufel unter den Cäsaren

seine geliebte Mutter empfing. Die lust- und herrschsüchtige Fürstin hatte ihm arg zu schaffen gemacht, nun endlich feierte Nero mit ihr in Jubel und Freude ein kaiserliches Versöhnungsfest. Als sie Nachts über den Golf zurück fuhr, ging ihr goldstrahlendes Schiff, das Geschenk des liebevollen Sohns, auf einmal auseinander, ganz stille sollte sie in die Fluthen versinken. Agrippina aber, durch Geist und Kühnheit so berühmt, wie durch unverwüstliche Schönheit, rettete sich durch Schwimmen, und kam glücklich auf ihrem Landgute am Lukriner See an. Da aber erreichten sie Neros Henker und erschlugen sie, und rissen ihr alle Kleider ab, und dann wäre, so flüsterte man sich lachend zu, der kaiserliche Sohn gekommen und hätte seine Augen geweidet an den schönen Formen des todten Mutterleibes.

Diese Römer der Kaiserzeit bewiesen doch schon einige Anlagen, um in der Hölle Professoren zu werden. Stromweise kommen auf diesem Erdfleck gräuliche Erinnerungen, doch sieh — auf dem wüsten Meere landet ein Schiff bei Puteoli, ein günstiger Südwind hat es in zwei Tagen von Siziliens Meerenge hergetrieben. In der großen Handelsstadt gibt es bereits Christenbrüder, und da sie hören, welcher hochtheure Mann auf dem Schiffe sei, eilen sie an Bord und lassen nicht ab mit Bitten, bis er sieben Tage bei ihnen bleibt, umgeben von ehrfürchtiger liebevoller Pflege. Dieser Mann war Paulus, der Gewaltigste unter den Aposteln, die damals im weiten Römerreich rüstig arbeiteten, um ein Reich zu gründen, dessen geistiger Gehalt höhere Beseligung gewährte, als alle Lust und Macht der Welt. In diesem Reiche wurde ein anderes Gesetz verkündet, als herzlose Ausbeutung von vielen Tausenden durch einige stolze Schwelger. In Puteoli, der großen Werkstätte

für die Mittel ungeheurer Ueppigkeit, wie erschütternd mochte dort Paulus, der mit durchdringendem Tiefblick seiner Zeit in Herz und Nieren sah, von den Gerichten predigen, die über die Römerwelt hereinbrechen sollten! Schrecklich war ihr Wüthen. Als die ersten Griechen an diesen abenteuerlichen Küsten landeten, als sie mit scheuem Staunen gewahrten, wie viele Seen Grotten und Höhlen hier gähnten, wie oft heiße Dämpfe brausend aus der Erde brachen, wie der schwefelige Boden dumpf unter den Füßen dröhnte und wankte, — da dachten sich die kindlichen Menschen, hier irgendwo müsse der Eingang sein in die Unterwelt. Kämen sie jetzt wieder, so würde sie diese Gegend vollends mit einem Hauch des Todes und der Schattenwelt empfangen. Eine grauenvolle Oede, eine schreckliche Stille umfängt die Stätten; wo sich einst die wilden Schlachtgesänge mischten unter das Jubeln und Kreischen der Lust. Die Golfe und Seen sind einsam, die Uferhöhen braune Wüste, ohne Frische, ohne Schattenkühle: stickige Dünste athmet der Boden. Der Tod, der Feind der lachenden Geschlechter, hat sich hier gesättigt und verweilt noch mit Wohlgefallen. Nur zuweilen stößt man, wie auf ein verlorenes Juwel aus zerrissener Krone, noch auf ein Stückchen Zaubergarten, wo Laub und Pflanzen sich in glanzvoller Ueppigkeit drängen. Da schwimmt es in der Luft, wie ein weiches wohllüstiges Hauchen, wie entnervende Ahnung unsäglicher irdischer Wonnen. Wahrlich, über dieser Gegend webt noch immer ein unheimlicher Zauber.

Es war schon später Abend geworden, als wir endlich an den halbversunkenen alten Hafenpfeilern Puzzuolis vorbei in's Meer stießen. Wie im Fluge schnitten wir unter vollen Segeln durch den Golf bis Nisita: das Schiffchen

glich einer Möwe, die mit weißen Flügeln zwischen Mondesglanz und dunkeln Fluthen hinstreicht. Als wir aber an den Felsberg kamen, auf dessen Höhe das hellweiße Kastell von Nisita glänzte, hatten wir so rasch, wie man eine Mütze umkehrt, den heftigsten Seitenwind in unsern Segeln. Ich dachte mir, ob unsere Schiffer die Barke wohl herumbrächten um die bleiche nackte Felshöhe? Schwer arbeitend hielten wir uns jedoch immer noch ein paar Bootlängen von ihr ab, und auch auf der andern Seite fleckte es mit den Rudern noch eine gute Strecke. Wir traten in eine Straße zwischen Ufer und dunkeln schroffen Felsinseln: dort waren Fischer, die aus den Booten Fackeln über's Wasser hielten und nach Fischen stachen. Das unaufhörliche Klatschen der Wogen, das Heulen des Windes in den Felslöchern, das Schreien der Leute, das Ineinanderspielen von Fackeln und Mondlicht machte eine zauberhafte Wirkung. Bald aber verstärkte sich der Wind, mit schrecklichem Toben prasselten die Wellen an's Gestade, und rissen unsere Barke hin und her wie eine Nußschale. Es sah genau so aus, als müßten wir jeden nächsten Augenblick zerschellen. So viel man im unsichern Mondschein und Wellendunst sehen konnte, gab es hier nur aufstarrendes Felsgestade, und unsere Caprifischer wußten nirgends Bescheid, wo man landen könne. Don Pasquale wollte ein paarmal ein Angstgeschrei erheben, der Alte am Steuer zwang ihn nieder zur Stille und Arbeit. Uns aber ermunterte er fort und fort, wir sollten wieder anfangen zu singen. Es schien, als wenn unser Gesang den Schiffern die Angst vertriebe. Oefter aber, ich weiß nicht, kam's vom ähnlichen Gefühl oder vom Wellenguß in's Gesicht, blieben die Töne in der Kehle stecken. So arbeiteten wir

bis tief in die Nacht mit Rudern und Singen, und konnten nicht vorwärts kommen. Als wir um die Ecke schaukelten, wo das ungeheure Ruinenschloß, welches im Volke der Königin Johanna Pallast heißt, gespenstisch in die Fluthen starrt, wurde die Szene grauenhaft schön. Die schreckliche Sage geht, hier habe eine buhlerische Königin Johanna gehauset, und wenn sie eines fröhlichen Ritters satt gewesen, sei das arme Lustopfer plötzlich durch eine Fallthür in's tiefe Meer gestürzt. Wenn's auch nicht wahr ist, in solcher Sturmesnacht glaubt man an jedes Geheul, das aus den Lüften schallt, und an jede gräuliche Lüsternheit, die dämonisch aus Erdtiefen empor steigt. Mindestens flog Jedem auf unsern paar Brettchen, die seufzend und und krachend eben noch zusammen hielten, eine dunkle Vorstellung durch's Hirn, wie es etwa sein müsse, wenn Einen die wüthenden Wogen hier zwischen die Felsen schlügen, daß die brechenden Knochen knackten. Da endlich sahen wir die Lichter der Chiaja, der Sturm legte sich rasch wie er gekommen, und der Mondglanz schwebte wieder ruhig über silbernem Gewässer. An keinem Abend schmeckten mir Austern und Capriwein so herrlich, als da wir um Mitternacht aus der Barke stiegen am Strande der heiligen Luzia.

XL.

Gaeta.

Ehe wir Italiens Süden verlassen, dessen Natur und Volk und Geschichte uns so vielfach angezogen und beschäftigt hat, verweilen wir noch einen Augenblick bei zwei Gränzpunkten. Der eine liegt an der Straße zum Meere, wo ehemals der römische Reisewagen Halt machte, wenn er aus den pontinischen Sümpfen kam. Dort ragt Italiens Gibraltar in lichtblaue See hinaus, umglänzt mit seinen Felsen und Thürmen vom Lichtäther und von Heldenehre. Des Weges ziehn jetzt Wenige mehr. Alles fliegt auf der Eisenbahn hinein in's Land und wieder hinaus. Jeder höher Gebildete aber wirft, wenn der Wagenzug die neapolitanische Gränze berührt, einen verlangenden Blick nach der uralten Abtei, die hoch vom grauen Berggipfel wie eine Festung niederschaut. Auch ihr weißes Thurmgemäuer umgrünt unverwelklicher Heldenlorbeer. Denn wahrlich als stählerne Ritter erschienen die Männer, die einst auf diesen Zinnen die Wissenschaft vertheidigten, und deren

blanke Geistesschwerter niemals blind wurden in den ziehenden Wolken der Barbarei.

Gaeta liegt bekanntlich auf einem Berg im Meere, der bloß durch eine schmale niedrige Landzunge zusammenhängt mit einem Vorgebirge, das sich etwas nach Süden krümmt. Die Küste blühet und prangt in der Herrlichkeit des Südens, Granatblüthen drängen sich rothglühend zwischen das duftige dichte Grün der Orangengärten: jener Berg im Meer ist großentheils kahler sich hochthürmender Fels, rings zu seinen Füßen schäumen und sprützen und donnern die Wogen in die dunklen Klüfte des Gesteins. Der Gaetaberg besteht aber aus zwei Hauptmassen, welche durch eine Art von tiefer Einthalung getrennt sind. Die eine Masse ragt stolz in die Höhe. Von ihrer Spitze, auf welcher noch ein alter Römerthurm weit sichtbar steht, schaut man auf Hügel über Hügel grün am Ufer, und auf lichtweiten Golf, der von bläulichen Inselhöhen umsäumt wird. Nach Süden ist die zweite Hauptmasse vorgelagert. Dort breitet sich eine ansehnliche Stadt hoch über steilen Wänden, die Häuschen und Höfchen klettern am Felsen empor, und ziehen sich in langer Linie auf der Seite, welche dem innern Golfe zugewandt ist, bis hinab zur sandigen Landzunge. Diese Stadt besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße, an welche sich das häßlichste Gewirre von dunkeln Gäßchen und Bogen= und Stufengängen und von allerlei Felslöchern sich anschließt. Das armseligste Volk kann nicht ärmlicher wohnen, als in den schwärzlichen Höhlen von natürlichem Gestein und engwinklichen Mauern der obern Stadt. Unten zeigen sich bessere Gebäude. Von außen gesehen aber stellt sich die Stadt dar wie überkleidet mit Basteien und Festungsgemäuer, die in scharfen Linien

und Winkeln und Zinnen über einander empor steigen wie aus dem Felsen gewachsen.

Schon die Römer haben die Vortheile dieser Inselfestung wohl benützt: Trümmer ihrer Tempel und Theater sind zahlreich. Seine Glanzzeit aber hatte Gaeta, als in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters freiheitsstolze Bürger, gewandt in Kauf und Krieg, seine Höhen bewohnten, ihre Handelsschiffe aber fleißig in See schickten. Kaiser Friedrich II. erbaute hier eine feste Burg. König Alfons und Kaiser Karl V. waren es, welche diese an Geschichte und Alterthümern reiche Stadt zur Hauptfestung machten. Seitdem ließ jeder König an den Werken bessern und erweitern: eine Schuppe nach der andern setzte sich an den Festungspanzer. Unablässig wurde daran gearbeitet in den letzten zwölf Jahren Ferdinands II.: Gaeta sollte das unüberwindliche Bollwerk des Reiches werden.

Denn längst hatte die Stadt und Festung Gaeta einen stolzen Namen in der Kriegsgeschichte. Noch im Jahre 1806 hatte der Prinz von Hessen-Philippsthal glorreich sie vertheidigt. Die Franzosen hatten ganz Unteritalien erobert, nur Gaeta widerstand: sechs Monate bombardirte und stürmte Massena vor ihren Wällen, die Festung ergab sich erst, als eine Granate den deutschen Helden zu Boden gerissen. Ein halbes Jahrhundert später war wiederum Gaetas Name Monate lang in Aller Munde, und wieder war es vorzugsweise deutscher Heldensinn, der stolz auf dieser Felsenburg das königliche Banner von Neapel flattern ließ. Diesmal umfaßte es die zarte Hand einer jungen Königin. Wie oft war ich der anmuthig feinen Gestalt in München begegnet, — ein paar Jahre später, und

sie hatte den fünf großen Berühmtheiten, welche das neue Italien zählt, die sechste und schönste hinzugefügt. Mit lebhaftem Interesse hörte ich daher Verschiedene, welche an den Ereignissen in Gaeta hervorragend Theil genommen, davon erzählen. Als ein letztes Stück aus der Geschichte Unteritaliens möge hier noch eine kurze Skizze der merkwürdigen Belagerung Platz finden.

Gaeta wurde im Jahre 1860 die Zuflucht der königlichen Familie. Die Gesandten von Bayern Spanien Oesterreich Sachsen und Toscana verließen sie nicht. Die letzten eilftausend treuen Soldaten hatten sich hinein geworfen. Außer der Citadelle von Messina war das ganze Reich verloren: von Gaeta aus schien aber noch Wiedereroberung möglich. Die Ereignisse waren so plötzlich und betäubend gekommen, daß man auf ihr Umschlagen rechnen durfte. Es kam daher Alles darauf an, diese Festung siegreich zu behaupten. Allein schon in den ersten Novembertagen, als die Belagerung anfing, stand der Kampf ungleich. Die Festungswerke waren noch nicht vollendet; die Munition zu gering, in Eile gemacht, und besonders das Pulver schlecht; Lebensmittel knapp und keineswegs von besonderer Güte. Der größte Nachtheil jedoch bestand in der Ungleichheit der Geschütze. Gaeta war nicht auf gezogene Kanonen gebaut: es war die erste Festung, welche mit so weit und sicher treffenden Geschossen angegriffen wurde. Die Anzahl der Geschütze war hüben und drüben ziemlich dieselbe, allein die Piemontesen besaßen 75 gezogene, die Belagerten deren nur 9; außerdem hatten jene großes, diese nur ganz kleines Kaliber. Nun war der ganze Vertheidigungsplan, auf welchen man einst die Werke berechnet hatte, auf einmal verdorben. Diese sollten

ihr Feuer auf die schmale Landenge vereinigen, die Piemontesen aber setzten ihre Batterien weit dahinter, und zwar meist auf die Kammspitze der Hügel. Soweit reichte das Feuer der Belagerten nicht, oder wenn sie ihre paar gezogenen Geschütze dorthin richteten, so gingen die Kugeln vor dem Hügelkamm nieder oder darüber weg. Die Piemontesen lernten dagegen allmählig ganz sicher zielen: blitzte in der Festung ein Mörser auf, schlug sofort eine feindliche Granate darauf oder daneben. Die Artilleristen in der Festung und ihre Stücke litten daher zum Erbarmen.

Nun wäre es dennoch den Belagerern schwer geworden, auf gewöhnlichem Wege sich Zugang zur Festung zu eröffnen. Man richtet gradlinigtes Feuer gegen die Werke, nicht gegen die Stadt, und sucht Bresche zu schießen. Krummlinigtes Feuer wird gebraucht, wenn die Werke der Belagerten nicht anders zu zerstören sind. Das wäre die regelmäßige und humane Art gewesen, eine Festung anzugreifen. Cialdini bedachte sich keinen Augenblick, anders zu verfahren. Von seinem sichern Standpunkte aus bewarf er ruhig Tag für Tag die Stadt mit Bomben und Geschossen aller Art, unbekümmert, ob sie die Bürger in ihren Häusern zerschmetterten. Seine Infanterie dagegen ließ er thatlos zuschauen. Am 1. Dezember fingen seine Batterien zu spielen an, am 13. Februar zog die Besatzung aus: dazwischen lagen 75 Tage, 50 davon wurde Gaeta unaufhörlich bombardirt. Namentlich im Februar wüthete das feindliche Feuer so sehr, daß selbst den tapfersten Offizieren das fürchterliche rastlose Krachen und Platzen der Bomben an die Nerven griff. In der ganzen Stadt war zuletzt kein Haus, das nicht mehr oder minder zerstört, an

mehreren Stellen war Alles in Grund und Boden geschossen, Hunderte von Bürgern lagen todt oder verwundet. Priester waren am Altare, Frauen und Kinder in ihren Häusern von den Kugeln zerrissen. Seit die Russen im siebenjährigen Kriege Küstrin beschossen, hatte die Kriegsgeschichte ein ähnliches Beispiel nicht wieder aufgestellt.

Bresche schossen die Belagerer nur einmal, und auch diese ließ sich leicht wieder absperren. Was aber Geschosse nicht vermochten, das thaten die Explosionen am 4. und 5. und 13. Februar. Schon die erste riß in die Werke, welche die Stadt von der Landenge abschlossen, eine breite Lücke. Cialdini hätte nun stürmen lassen können: er aber ließ lustig seine Batterien fortarbeiten, die Stadt bedeckend mit zahllosen Bomben, ohne andern Zweck, als Zerstörung und Entsetzen zu verbreiten. Seine Rechnung war richtig, und er sparte seine Leute. Schon Tags darauf folgte die zweite Explosion; neunhundert Zentner Pulver und fünftausend geladene Granaten gingen in die Luft. Es geschah an der innern Golfseite nahe der Landenge, dort war statt der Häuser auf einmal ein ungeheures leeres Dreieck entstanden, als hätte es der Geometer abgemessen. Ein paar hundert Soldaten waren verschüttet, Alles eilte zu retten, aber jetzt hagelten die feindlichen Kugeln gerade hierher, in einer halben Stunde lagen sechszig Soldaten erschlagen: man mußte die Unglücksstätte verlassen. Es hatte da ein Magazin gestanden, das schlecht gewölbt war, überdem hatte man bei dem Batterienbau Erde von der Bettung weggenommen, und hier schlug wahrscheinlich eine Bombe durch. Die Belagerer konnten jetzt leicht auf Booten landen und stürmend eindringen: das unternahmen sie nicht, nur um so massenhafter und rastloser flogen ihre Geschosse.

Insbesondere nahmen sie das ungeheure Pulvermagazin auf's Korn, welches dem aufgeflogenen ziemlich gegenüber auf der andern Seite der Landenge lag. Sie schienen es zu wissen, daß an zweitausend Zentner Pulver darin lagerten, eine Artillerie-Werkstätte stieß daran, und das Schlimmste war, daß dieses Magazin, was auch in vielen deutschen Festungen ein wahres Unglück sein soll, über der Erde lag. Die Piemontesen hatten eigends eine Batterie darauf gerichtet, endlich zündeten ihre Bomben: die Wirkung war ebenso seltsam als furchtbar. Das Magazin, die Werkstätte, zwei Batterien, welche die Festung gegen nahende Schiffe vertheidigten, Menschen und Geschütze und Alles was dabei war, ja selbst das anstoßende Kloster, welches vor zwölf Jahren Pius IX. in Gaeta beherbergte, Alles mit einander flog in's Meer. Im Nu war's geschehen, und Alles glatt vom Boden weg. Wahrscheinlich waren die Mauern gegen die See zu am schwächsten, deßhalb wirkte die ganze Gewalt der entzündeten Pulvermasse in dieser einen Richtung: was nur entgegenstand, mußte, wie aus der Kanone geschossen, mit dorthin. Jetzt konnten die feindlichen Schiffe auf zehn Schritt heranfahren und mit ihren Kugeln die übrigen Batterien reinfegen. Jetzt war Gaeta gebrochen und gefallen.

Man kann sich nun wohl vorstellen, was die Belagerten während der 102 Tage der Einschließung litten, besonders in den letzten Wochen, als die gräßlichen Szenen mit jeder Stunde unerträglicher wurden. Da es mit Proviant gleich anfangs so übel aussah, wurden in Marseille Lebensmittel gekauft und herbeigeschaft, doch auch sie waren schlecht, und man mußte sehr damit sparen. Die Offiziere auf den Batterien bekamen zuletzt, trotz der furchtbaren Ermüdung,

vielleicht alle acht oder vierzehn Tage einmal einen Tropfen Wein. Pferde und Maulthiere fielen vor Hunger. Die Kleider rissen vom Leibe. Bei kärglicher Kost und enggepreßtem Wohnen in schmutzigen Kasematten, bei unaufhörlichen Strapazen und dem schrecklichen Staub und Gestank überall konnten mörderische Krankheiten nicht ausbleiben. Der gefürchtetste Feind braver Soldaten, der Typhus, hielt seine gierigen Leichenmale. Ueberaus groß war deshalb tagtäglich der Menschenverlust, Geschosse Krankheiten und Explosionen arbeiteten zusammen.

Dennoch thaten die Soldaten vom Anfang bis zum Ende treu ihre Pflicht. Die Unermüdlichsten im Feuer waren die sechshundert Matrosen aus der Umgegend von Neapel. Auch die Uebrigen blieben tapfer und ausdauernd bei der Arbeit, und wollte einmal einer oder der andern Kompagnie der Muth sinken, so hörte doch Niemand Murren oder Klagen, sie zogen auf die Batterien wie Lämmer auf die Schlachtbank. Von den höheren Offizieren schien es wohlmal Einer für seine Pflicht zu halten, sein theures Leben für seine Soldaten ängstlich zu bewahren, indem er sich unter Dünger und Kellergewölben vergrub. Als die Festung kapitulirt hatte, war es wunderbar zu sehen, wie viele vornehme Offiziere Hofherren und Gesandten aus der Erde emporstiegen. Man erzählte auch von einem alten Oberst, der im letzten Treffen mit den Garibaldinern in ehrwürdiger Gestalt hinter seiner Fronte gehalten. „Machen wir uns davon?“ hätte ihn ein vertrauter Korporal gefragt, der Oberst aber geantwortet: „Noch nicht, mein Söhnchen, es ist noch nicht Zeit.“ Doch solche Herren waren Ausnahmen. Im Ganzen genommen thaten Offiziere wie Soldaten ihre Schuldigkeit. Es war ihnen

freigestellt, die Festung zu verlassen: als aber die Beschießung anfing, richteten die Offiziere von freien Stücken eine Adresse an den König, daß sie treu ausharren würden. Die arbeitenden Batterie-Kommandanten waren meistens Schweizer oder andere Deutsche. Der junge König besuchte sie so fleißig, als wäre er sein eigener Festungskommandant. Seine Brüder sah man nicht minder häufig auf den Batterien, die Grafen von Trani und Caserta. Der Letztere richtete einmal eine Kanone, als eine Granate kam, ihn mit Erde bewarf und an der Mauer vorbeifuhr, daß dem Unteroffizier hinter ihm das abspringende Gestein das Gesicht zersetzte. „Ich bin todt, ich bin todt!“ schrie dieser. Der Prinz aber sprang hinzu, riß ihm die Hände vom Gesicht und sagte dann: „Bist noch nicht todt, Söhnchen, schreist noch ganz gut!“

Daß aber die Soldaten mitten unter Schrecken Tod und Elend muthig blieben, noch mehr, daß eine ängstliche Politik nicht früher und kräftiger mit Uebergabe der Festung sich hervorwagte, dies Verdienst schrieb Jedermann, den ich von Gaeta erzählen hörte, vorzugsweise der jungen Königin zu. Darin waren alle Offiziere, die ich hörte, einstimmig, mochten es Deutsche oder Italiener oder Franzosen sein. Man stellte sich in Deutschland die Gaetageschichte vielfach so vor, als habe die Königin nur gethan, was sich für eine Frau und Fürstin gezieme: sie habe ihren Gemahl in der Noth nicht verlassen, sondern die Schrecken der Belagerung mit ihm getheilt, dabei aber ruhig in sicherer und wohnlicher Kasematte gesessen. Die Sache verhielt sich denn doch etwas anders. Drittehalb Monate wohnte die junge Königin in einem halbdunkeln Mauergewölbe, welches mit einem großen staubigen Wagenbehälter

die größte Aehnlichkeit hatte. Nur trübes Lampenlicht erhellte diesen Raum, der durch rohe Bretter, wie man sie aus den Soldatenbetten nahm, in drei Verschläge abgetheilt war. Im mittlern Verschlag wohnte die einzige Kammerfrau der Königin, daran auf der einen Seite diese selbst, auf der andern mit ihrer Kammerfrau die Obersthofmeisterin, Herzogin von San Cesario, die einzige Dame vom Hofe, welche sich in Gaeta mit ihr einschloß. Es war keine Zeit, diese Gemächer durch etwas Anderes wohnlich zu machen, als durch die nothdürftigsten Meubeln und einen alten Teppich, der kaum den Steinboden bedeckte. Die Kasematte nebenan lag voll typhuskranker Soldaten. Das Brod war kaum zu genießen; das Fleisch, als die Kühe erkrankten, wurde ekelhaft; selbst das Wasser wurde schlecht und voll kleiner rother Würmer. Die Königin nährte sich tagelang von trockenen Feigen, deren Geruch nicht der beste war. Alles das erschien aber Nichts im Vergleich mit der Nervenerschütterung, welche das Tage und Nächte fortdauernde Bombardiren verursachte. Man hörte nichts mehr, als das unheimliche Schwirren der Bomben in der Luft, ihr dumpfes Aufschlagen oder das schreckliche Zerplatzen. Oft genug merkte man die Nähe der einschlagenden Bomben an der Erschütterung der Wände und Abfallen von Kalk und Mörtel. Unzähligmal, erzählte mir die Herzogin San Cesario, habe die Königin geseufzt: „O nur einmal ein paar Minuten Stille!"

Nun wurde in Italien auch viel davon geredet, als sei die Königin kriegerisch thätig gewesen, habe die Soldaten angefeuert, habe Batterien kommandirt, Ausfällen befohlen und dergleichen. Das ist Alles bloßes Gerücht und Ge-

rede: das Wirken der jungen Fürstin war viel geräuschloser und viel heilsamer.

Das Lazarethwesen gerieth bei dem Andrang so vieler Verwundeten und Kranken in die größte Unordnung. Das Hauptlazareth war weit entlegen von den bedeutenderen Batterien. Die Soldaten, blutig zerrissen von den schweren Belagerungsgeschossen, mußten den langen langen Weg hingetragen werden, eine offene Straße hinauf, über welche die Kugeln hinfuhren: die Armen erreichten das Lazareth zum Tode erschöpft, Viele starben schon unterwegs. Da richtete die Königin bei den Hauptbatterien kleine Verbandspitäler ein, sorgte für die erste Unterkunft der Verwundeten, sorgte daß ärztliche Hülfe Wundbalsam Binden und wo möglich etwas zur Erquickung da war. In ihrer Kasematte schnitt sie mit der Herzogin und den beiden Kammerfrauen Leinwand zum Verbinden, bereitete Getränke zur Labung der Verwundeten, und schickte umher, wo sich etwas dafür auftreiben ließ. Als sich einmal noch eine Anzahl vergessener Orangen vorfand, nahm die Königin sie gleich mit dem Ausrufe fort: „Alle, alle für die Kranken!“ Fast täglich machte sie ihren Rundgang nach den kleinen Spitälern, selbst zu sehen, ob Alles dort in Ordnung, und brachte den Verwundeten eine Erquickung, auch wohl Dekorationen. Sie ließ sich von diesen Besuchen auch dann nicht abhalten, wenn Bomben und Vollkugeln durch die Luft sauseten. Die Offiziere erzählten, daß sie selbst es öfter gesehen, wie die Geschosse nicht weit von der Königin einschlugen, diese aber, ohne eine Miene zu verziehen, ruhig weiter schritt. Gewöhnlich machte dabei der alte General Schuhmacher ihren Begleiter. Ein neapolitanischer Graf, der sie auch wohl begleitete, ging einmal gerade

hinter ihr über die kleine Brücke, welche aus einem Hause auf die Hauptstraße führte. Im selben Augenblick sausete eine Bombe daher, und der Graf flog zurück, als hätte der Blitz ihn weggefegt. In den Hauptspitälern ließ sich die Königin öfter des Tages zweimal sehen: dann erkundigte sie sich nach Allem, was nöthig, half gerne den Wundärzten, und legte wohl selbst den Verband an. Auch der König erschien dort wiederholt in ihrer Begleitung oder allein, sprach freundlich mit den Kranken und notirte sich manche Bitte eines sterbenden Soldaten. Einmal wurde des Nachts in der Batterie ein Soldat tödtlich getroffen. Er ließ dem Arzte keine Ruhe, man solle die Königin rufen, er müsse sie sprechen, sonst könne er nicht ruhig sterben; man solle nur sagen, er sei ein Altbayer. Der Arzt ging zur Kammerfrau, diese sagte es der Königin. Sogleich stand sie auf, kam zu dem armen Soldaten und hörte, was er ihr vertraute: daß er in einem bayerischen Gebirgsorte eine Geliebte und ein Kind habe, daß man ihr seine kleine Baarschaft und sein Kapitulationsgeld schicken solle. Als die Königin ihm das unter Thränen versprochen, ist er gleich darauf beruhigt gestorben.

Hervorzuheben ist auch Folgendes. In den letzten vier Wochen, als die Beschießung täglich heftiger wurde, als Viele an Gegenwehr verzweifelten und Einzelne sich zurückzogen, fehlte es mehr und mehr an einer eigentlichen durchgreifenden Oberleitung. Dieser Mangel wurde mit jeder Stunde fühlbarer, und drohte Alles zu lähmen. Da trat die Königin dazwischen. Sie ladete von den fünf hauptsächlich arbeitenden Batterien und einigen kleineren die thätigsten Offiziere ein, jeden Morgen zusammen zu treten,

die Ereignisse der Nacht und des vorigen Tages zu besprechen, die Maßregeln für die folgenden Stunden festzustellen. Dadurch kam doch wenigstens einigermaßen Einheit in die Vertheidigung.

Vom größten Einflusse war überhaupt schon dies Eine. Offiziere und Soldaten und Jedermann wußten, daß ein fester Wille in der Festung war, der über den königlichen am meisten vermochte, und daß dieser Wille auf Verthei-theidigung Gaetas bestand, so lange sie noch Menschen möglich. Der König blieb fest trotz aller Anmuthungen, es sei der Ehre genug geschehen, jede weitere Gegenwehr doch vergeblich. Auf Andringen des französischen Admirals ging er um Mitte des Januars auf einen zehntägigen Waffenstillstand ein, obwohl dieser nur dem Feinde günstig war; denn die Belagerer bauten unterdessen ihre Batterien fertig, während es der Festung unmöglich war, ihre Ausrüstung noch zu bessern. Als nach Ablauf der zehn Tage die französische Flotte absegelte, der König sich von aller Welt verlassen sah, die Angriffe immer wüthender wurden, vertheidigte Franz II. mannhaft den letzten Felsen seines Reichs. Die Aussicht, in die Gefangenschaft der Feinde zu gerathen, hatte ihre besondern Schrecken; denn darnach zu schließen, wie die Piemontesen mit ihren Gegnern umgingen, mußte sich der König mit den Seinigen auf Unerhörtes gefaßt machen. Dennoch wies er jede Hindeutung von sich, daß die zeitige Uebergabe, welche doch einmal geschehen müsse, sein Haus gegen künftige Entbehrungen sicher stelle. Sprach man zur Königin, ihre Abreise werde bei der täglich wachsenden Noth unvermeidlich, so hatte sie nur ein stummes Lächeln zur Antwort.

Noch immer ließ sich auf eine allgemeine Erhebung des Landes hoffen. In verschiedenen Gegenden hatten die Bewohner schon zu den Waffen gegriffen, und die Piemontesen konnten in den meisten Provinzen nur durch das eine Mittel sich halten, daß sie unaufhörlich Erschießungen in Masse vornahmen. Im Belagerungsheer aber, hieß es, greife Entmuthigung um sich. Denn schon Monate lang lag es ohne Ergebniß auf einem Platze, und litt schwer durch die Kugeln der Belagerten, noch schrecklicher durch Krankheiten. Die Mittel, Gaeta zu bezwingen, erwiesen sich als unzulänglich. Jedesmal, wenn die piemontesischen Schiffe, um ihre Kanonen mithelfen zu lassen, sich in's Feuer wagten, wurden sie derartig begrüßt, daß sie mit manchem Riß in Rumpf und Stangen sich zurückzogen. Das furchtbarste Beschießen aber aus den Batterien that den eigentlichen Vertheidigungswerken wenig Abbruch, jeder Schaden wurde eilig ausgebessert. Die Hoffnung, Bresche zu schießen und die Festung mit Sturm zu nehmen, war äußerst fraglich geworden. Wollte Cialdini nicht schimpflich abziehen — und das konnte der piemontesischen Herrschaft in Unteritalien tödtlich werden, — so blieb ihm eben nichts Anderes übrig, als immer darauf los zu bombardiren, jedes Haus in Schutthaufen zu verwandeln, die Spitäler und Magazine zu zerstören, und zu hoffen: die rastlose Unruhe, die fürchterlichen Strapazen, die zunehmenden Entbehrungen und Krankheiten, Tod und Verheerung überall, und dazu noch die etwaigen Explosionen würden endlich unter der Besatzung soviel Schrecken und Entmuthigung verbreiten, daß der Platz sich ergebe. Diese Rechnung war richtig, wie sie bei den meisten Festungen richtig sein wird, wenn den Be-

lagerten zuletzt die Mittel und jede freie Bewegung ausgehen.

Wie ein Sieb wurden Häuser und Mauern Gaetas von den Kugeln durchlöchert, — wie ein Acker die Straßen gepflügt, — die Mannschaften abgerissen, ermattet, von den Schrecknissen geistig stumpf, — die Gesunden leidend, die Kranken und Verwundeten des Todes gewisse Beute. Was den König und seine Umgebung am meisten erschütterte, das waren die unabwendbaren fürchterlichen täglich wachsenden Verheerungen, welche die Geschosse, die Krankheiten, die Explosionen in den Reihen der Soldaten und letzten Getreuen anrichteten. Vier Generäle und eine Menge Offiziere waren gefallen oder schwer verwundet. Die Aerzte konnten ihre Arbeiten nicht mehr bewältigen. Cialdini weigerte sich, die Kranken und Verwundeten, welche man früher fortgebracht hatte, aus der Festung zu lassen. Jetzt wurde ihr Dunstkreis Pestluft. Die einmal in Gaetas Spitälern gelegen, starben gewöhnlich auch später noch. Der König selbst wurde leidend. Die Königin aber, welche anfänglich gekränkelt hatte, blieb in den Schreckenstagen immer rüstig und gefaßt. Als man ihr bemerklich machte, wie wahrscheinlich es sei, daß auch sie von Geschossen getroffen werde, erwiederte sie lachend: „Das wäre ganz etwas Neues, daß eine Königin durch eine Bombe erschlagen würde!“

Die beiden ersten Explosionen konnte Gaeta überstehen: die Oeffnungen, welche sie gerissen, wurden rasch wieder bewehrt. Die dritte Explosion legte die Festung bloß: Vertheidigung war unmöglich, der König willigte in die Kapitulation. Andern Tages in der Frühe bestieg er mit

einem Gefolge die französische Fregatte, welche ihn nach Civita Vecchia führte. Noch einmal präsentirten ihm seine Truppen, noch einmal senkten sich vor ihm ihre Fahnen. Da weinte die Königin heftig. Dann besetzten die Piemontesen die Stadt, während noch Hunderte verschüttet lagen. Die tapfere Besatzung aber zog aus mit allen Kriegsehren. Die Offiziere behielten ihre Degen, und die Soldaten, denen der Feind ihre Pensionen Wittwengelder und sonst alterworbenen Rechte verbürgen mußte, legten auf der Landenge ihre Waffen und die Fahnen nieder, welche sie so ruhmreich vertheidigt hatten.

Natürlich wurde dies Alles und noch vieles Andere, was sich in den letzten Tagen Gaetas zutrug, von Offizieren und Soldaten im ganzen Lande erzählt, und ich begriff nun, warum die kurze Rosen- und Heldenzeit der jungen Königin einen so tiefen Eindruck auf Herz und Phantasie der Neapolitaner gemacht hatte. Wie oft und wie lebhaft wurde ich daran auf der Reise erinnert! War es doch vorzüglich der Königin Verdienst, daß der stürzende Thron noch zuletzt mit grünem Lorbeer umrankt im Andenken des Volkes stehen blieb. Des jungen Königspaares Unglück war sein bourbonischer Name und die Schuld der drei Vorfahren auf dem Throne, die auf den Ausbau von Gaeta so großen Werth legten und so geringen auf den friedlichen und rechtmäßigen Ausbau einer Verfassung. Die Völker der Gegenwart wurzeln einmal im konstitutionellen Wesen. Die allgemeine Bildung, die Leichtigkeit einzublicken in Räderwerk und Bedürfnisse des Staats, der rasche Verkehr von Ideen Gütern und Menschen, die neuen Mächte des Geldes der Industrie und der Wissenschaft, die

zu den alten historischen Mächten im Staate hinzutraten, dies Alles bedingt auch im entlegenen Süden Italiens unabweislich konstitutionelle Einrichtunngen. In der gedeihlichen Pflege dieses öffentlichen Rechts und damit in der Treue des Volkes lagen Wälle des Thrones, die keine feindliche Bombe und kein innerer Ausbruch der Leidenschaften zertrümmert hätte.

XLI.

Monte Cassino.

Wandert man von Gaeta in gerader Linie durch die Halbinsel zum adriatischen Meere, so stößt man schon nach einigen Stunden auf den altehrwürdigen Festungsberg der Wissenschaften, auf Monte Cassino. Wer hat nicht schon öfter, wenn er den Bildungsgang der europäischen Völker überschaute, den Benediktinern gedankt, diesen großen Kolonisten in rohen Ländern, den Waldsiedlern, Städtegründern, Völkerlehrern! St. Gallen, Reichenau, Weißenburg, Fulda, Hersfeld, Corvey und wie viele andere Benediktiner-Hochschulen bloß in Deutschland, — eine lange strahlende Kette im langen Dunkel vom siebten bis zwölften Jahrhundert. Hier aber, auf Monte Cassino, wurde der erste Baum gepflanzt, dessen Saamen und Ableger sich durch alle europäischen Länder verbreiteten, überall Wurzel schlugen, überall reiche Früchte brachten.

Auf der weitschauenden Berghöhe stand vor dreizehnhundert Jahren noch ein Apollotempel, umrauscht vom ehr-

würdigen Haine. Dort hielt sich noch ein letztes Häuflein römischen oder griechischen Volkes, das sich vor dem ringsum aufblühenden Christenthum geflüchtet hatte, um auf dieser einsamen Höhe die alten Götter zu verehren. Der Berg war hoch entlegen, der Ort von Uralters her im Andenken der Menschen geweiht: deshalb ließen die Christen, welche unten wohnten, den Apollo stehen auf seiner Höhe, und kümmerten sich nicht um ihn, es sei denn, daß noch Einer im alten Aberglauben nächtlich hinaufstieg, um wunderkräftige Arzneien und Zaubersprüche zu holen. Der heilige Benedikt aber stieg am hellen Tage hinauf in der Kraft des christlichen Geistes und Wissens, umgeben von seinen Jüngern, und er predigte so lange und so kräftig, bis die Apolloverehrer sich vor dem Kreuze Christi beugten, oder mit aufgehobenen Händen der Götter Rache anrufend sich verloren in den umliegenden Schluchten. Benedikt sammelte nun all seine Genossen, und gründete in dieser schönen Bergwildniß ihr gemeinschaftliches Leben nach strenger Regel, ein Leben voll Gebet und Gesang und Betrachtung, aber auch voll stätiger Arbeit in Seelsorge, in Studien und Lehren, mit Hacke und Webstuhl. Arbeit, wohlthätige Arbeit jeglicher Art, — das war das Räthsel, welches diesem Orden eine so große und so edle Weltwirkung gab.

Bald erblühte Monte Cassino zu einem Lieblingssitze aller höheren Bildung. Welcher Geschichtsforscher hätte nicht von den Urkundenschätzen des dortigen Archivs gehört! Monte Cassino wurde die Zeitwarte, auf welcher jedes fortziehende Jahrzehnt seine Schriftstücke, jedes Jahrhundert seine Briefe an das folgende niederlegte. Welcher Jurist kännte nicht die Formelbücher, jene ältesten Zeugen der Vermählung zwischen deutscher und römischer Rechts-

anschauung! Von der Rechtsschule auf Monte Cassino nahmen sie ihren Weg nach England Frankreich und über die Alpen. Schon öfter machten wir die Bemerkung, daß Unteritalien eine Stätte war, wo die Völker des Mittelmeers in Krieg und Frieden zusammenstießen. So flossen auch vor des heiligen Benedikts hoher Klosterstadt die treibenden Stücke zusammen von römisch-griechischer, byzantinisch-orientalischer, sarazenisch-afrikanischer Kultur, und nicht selten war es hier die Geisteskraft aus germanischer Wurzel, welche die Stücke in Eins faßte und nutzbar machte. Daß Benevent sich zum longobardischen Fürstensitz erhob, reich an Schätzen Festglanz und vornehmen und gebildeten Männern, dies kam auch dem benachbarten Monte Cassino zu Gute. War Benevent die Residenz, war Monte Cassino die Universität. Nach ihrem Muster suchte man in allen Ländern Schulen anzulegen. Nicht selten holte man auch die ersten Bücher dafür von Monte Cassino. Denn die Hochschule war zugleich ein großer Bücherverlag, und die longobardischen und fränkischen Ritter, wenn sie dort in den hohen Büchersaal traten, wurden sehr kleinlaut vor den Wissensgeheimnissen, die zweifellos in so vielen Büchern aufgestapelt lagen. Nun mußte der Kunstfleiß der Benediktiner auch in Miniaturmalerei glänzen, in feinen Lederstoffen zu Bücherdeckeln, in schmuckreichen Reliquienkästchen, im Bereiten von Pergament, Kirchengewändern, Arzneistoffen und noch vielem Andern.

Als die deutschen Kaiser nach Italien kamen, stellten sie die weltberühmte Abtei unter ihren unmittelbaren Schutz, und so oft auch die Könige in Unteritalien wechselten, so blieb es doch für die meisten Herkommen, Monte Cassino in Ehren zu halten. Fort und fort mehrte sich sein Schatz

an Gütern und Vorrechten. In den letzten Jahrhunderten erhielt die Abtei auch wieder ähnliche Besucher, wie damals, als der Berg unter Apollos Schutze stand. Die Mönche sollten Balsame aus dem heiligen Lande haben, zahllose Kranke pilgerten herbei, mit ihnen auch gebildete und wohlhabende Männer, welchen das angenehme Wohnen auf dieser Höhe gefiel, in kerngesunder Luft, bei herrlicher Aussicht, und unter gastlichen Männern höherer Bildung, wie die Benediktiner es waren. An Wissenschaft, insbesondere an hohem Verdienst in Geschichtsforschung, ist Monte Cassino auch in der neuesten Zeit nicht arm geworden, und es steht doch am Ende noch zu hoffen, die Befürchtung der Mönche, als wären für ihre Abtei jetzt die Zeiten des plündernden Königs Roger wiedergekehrt, werde sich baldigst als übertrieben erweisen. Schon einmal, als die longobardischen Könige zuerst herankamen, mußten die Mönche vor der Wuth und Zerstörung fliehen. Fast anderthalbhundert Jahre blieb der Berg einsam: dann bezogen die Benediktiner doch ihr Cassino wieder. Das war damals, vor tausend Jahren und mehr: die entscheidende Frage wird jetzt wohl sein, ob die Welt, ob insbesondere Süditalien die Wissenschaft der Benediktiner nicht entbehren kann?

Monte Cassino bildet noch immer eine kleine Stadt für sich allein. Man sieht auf den ersten Blick, ihrer Bürger Thätigkeit umfaßte Vielerlei, was zur Wohlfahrt und Veredlung der Menschen diente. Soviel neugeweißte Gebäude und Säle man sieht, überall blickt doch noch uraltes historisches Gemäuer durch, überall wittert eine Luft, die erfüllt ist von Erinnerungen aus einer langen Kette von Jahrhunderten. Der Geschichtsforscher findet nirgends

ein schöneres kleines Paradies. Denn über den Köstlichkeiten alter Pergamente glänzt das lichte Himmelblau, und kommt er heraus aus den hohen luftigen Büchersälen, so strömt ihm erquickend die reine und würzige Luft entgegen. Immer neu aber und anregend und großartig ist die Aussicht. Wohin man blickt in die Tiefe und auf die umringenden Berge, überall haften historische Andenken. Da unten zu den Füßen des Benediktinerberges, in San Germano schloß Kaiser Friedrich II. seinen Frieden mit dem Papste: aber hinter jenen Bergen ziehen die Thäler, wo der letzte Hohenstaufe, der letzte Anjou, der letzte Aragonier, ein Habsburg, ein Murat, und ein Bourbon das Königreich verlor. Mit wieviel Blut sind die alten Heeresstraßen zum Südreiche schon getränkt! Wie oft, wie unersättlich wälzte sich Raub und Kriegswuth über diese Länder und riß die Blüthen nieder vor der Aernte!

Doch sieh, da unten im hellen Liristhal ragen auch Arpino, Aquino, Sora, und noch andere Punkte, deren Namen in der Literaturgeschichte glänzen. Dieses Gränzland zwischen Mittel- und Unteritalien war vorzüglich reich an Denkergrößen. Und wenn wir von der freien Höhe Monte Cassinos einen geschichtlichen Rückblick auf den ganzen Süden der Halbinsel werfen, welch ein stattlicher Zug ausgezeichneter Geister wallt uns doch entgegen! Das neapolitanische Land war doch nicht so entblößt von Männern, deren Ideen und Schriften Europa durchzogen.

Wie leer würde sich der römische Parnaß ausnehmen, hätten ihn nicht von Zeit zu Zeit geistreiche Köpfe aus Unteritalien bevölkert. Schon das alte Rom erscheint an geistigen Schöpfungskräften, die in seinen Mauern geboren

wären, beinahe so arm als das jetzige: es zog sie aber aus allen Ländern heran und verbrauchte sie zu seinen Zwecken in kurzer Zeit. Gleich damals, als den Römern mühsam die Wahrheit dämmerte, daß die Wissenschaften und schönen Künste doch nicht so gänzlich zu verachten, als sie ihre ersten griechischen Lehrmeister annahmen, da waren es Ennius aus Kalabrien, Naevius aus Kampanien, Livius Andronicus aus Tarent, und andere Süditaliener, welche den Römern geistige Stoffe und Formen aus Hellas zuführten, welche im Nachahmen griechischer Muster die lateinische Sprache erst zuschliffen. Und als später der griechische Geist wirklich eine Nachblüthe mitten im römischen Genußleben erzeugte, drei der wenigen ächten Dichterperlen darin waren wieder aus dem Neapolitaner Lande gekommen. Der Erste ist der heitere feinkörnige Lebemann, der Kalabrese Horaz aus Venusino. Ovid, dem die Verse gleich melodisch und geistreich flossen, sowie er nur den Griffel ansetzte, ist der Zweite. Er stammte aus der Abruzzenstadt Sulmone. Schade nur, daß Ovid nicht ein bischen mehr war, als ein gehaltloser Vergnügling. Endlich erscheint noch Juvenal aus Aquino, der in den zierlichsten Versen schwelgte, um das Sittenlose in seiner grellen Nacktheit zu malen.

Im Mittelalter ist ganz Italien an großen Dichtern arm. Der eine Dante ragt wie ein Bergriese empor, ihm zur Seite Franz von Assissi und Bonaventura, glühende Dichterseelen, obgleich sie niemals einen Vers schrieben. Wohl aber dichtete in des Erstern Namen Fra Jacopone die tiefgefühlten Kanzonen. Unteritalien verstummte vollständig, als Friedrichs und Manfreds Dichterhof sich zerstreute. Der äthervolle und naturleere Petrarca, den Robert von

Anjou nach Neapel berief, konnte nur Sonettenklingler entzünden: Niemand wird Petrarca im Ernste noch für einen der größten Dichter erklären. Von Boccaccio aber, der seine schönste Zeit ebenfalls in Neapel verlebte, kann Jeder noch heute lernen, was klare und anmuthige Schilderung. Erst zu Ende des Mittelalters hören wir vom Neapolitaner Golfe eine ächte Dichterstimme, Vittoria Colonna, die von neapolitanischen Eltern in San Marino geboren und mit dem Neapolitaner Marchese von Pescara vermählt war.

Dann kommen drei Dichter, welche durch die bloße Kunst des Malerischen und durch den süßen Wohllaut der Rede zu ihrer Zeit die gebildete Welt bezauberten. Erst der Sorrentiner Tasso, ein zerrissener ganz moderner Charakter, der wenigstens in jeder andern Dichtung größer war, als in seinem vielberühmten Werke über die Kreuzfahrer. Dann der weiche Sannazaro aus Neapel, der idyllische Urvater all der arkadischen Spielereien und zahlloser Schäfchen mit dem Rosabändchen. Und wer könnte den andern Neapolitaner, den Marini vergessen, den Zuckersüßen, dessen Adonis alle Höfe in schmachtendes Entzücken versetzte! Seht, der schöne Adonis sinkt danieder vor des grausamen Ebers Wuth: aber plötzlich wird das borstige Unthier gerührt, es bleibt stehen, es bedenkt sich, ob es einen so edlen Leib aufreißen solle. Wer Marini kennt, sieht der Unnatur der Zopfzeit in's Innerste. Nicht umsonst war Bernini sein Landesgenosse, der große Verderber des guten Geschmacks in Bau- und Bildhauerkunst.

Auffallend aber ist Süditaliens poetische Stille in der Gegenwart. Aus der Brust des italienischen, wie des polnischen Volkes, brachen verzweiflungsvolle Klagen hervor um des Vaterlandes Unglück, wilder Zorn und lodernde

Begeisterung. Nachdem die Poesie sich in Italien so lange Zeit in Spöttereien und gedämpfter Wohllust entnervt hatte, tönten auf ihrer Leier wieder eherne Klänge. Gerade jetzt aber schwieg ganz Süditalien: es stellte nur einen ächten Dichter auf, und dieser war ein Idyllendichter voll rührender Lieblichkeit, der Sizilianer Meli. In der That scheint es, wo die Natur gar zu üppig, dort wachsen keine markigen Dichter. Das Zerfließen in weicher Lust und zarten Tönen scheint hier ihnen angeboren, und der sittlichen Größe gegenüber gefallen sie sich in ohnmächtigem Witz und Spotte.

Von den Neapolitaner Künstlern hätten wir bereits den größten erwähnt, wofern Größe bloß in ungemessener Einwirkung auf sein Zeitalter bestände. Wäre Bernini demüthig seinem Genius gefolgt, gewiß hätte sich aus ihm etwas wie ein weicher Tasso oder Marini im Marmor entwickelt. Allein in einer Zeit, wo die römischen und makkabäischen Helden auf dem Pariser Theater in langen Perücken und Hofkleidern auftraten, wo man Corneilles „Abhandlungen in geschraubter Gesprächsform über die Staatsraison in diesem oder jenem schwierigen Falle“ als die höchste Blüthe des Dramas bewunderte, da mußte Bernini, dem jede Form fließend war, sich zum größten Phrasenmacher in der Kunst erheben. Und läßt sich bei jenen Malern, an welche man sofort denkt, wenn von Neapolitaner Schule die Rede ist, bei Caravaggio Corenzio Ribera Stanzioni Calabrese und andern Naturalisten, ein ähnlicher Geisteszug verkennen? Ist es nicht das krampfhafte Bestreben, das kleine innere Vermögen durch äußere Kraftmittel zu steigern? Da fallen denn diese ächten Vorbilder von Victor Hugo und Genossen auf die grelle gemeine

Natur, auf fürchterliche Gegensätze, auf das Ungeheuerliche. Nur Salvator Rosa, der ächte Sohn Kalabriens, den man auch aus seinen gedruckten Satyren kennen lernt, hatte neben seiner wilden glühenden Phantasie doch auch originale Härte. Die übrigen Neapolitaner Künstler, wie die Maler Zingaro Sabatini Vasari Simon Papa der Aeltere, und wie die Bildhauer und Baumeister Borghesi und die Masuccios, zeigen im Beginne die neapolitanische Fähigkeit, mit größter Leichtigkeit in fremde Form und Anschauung einzugehen, verlieren sich aber, weil in ihrer Natur zu wenig Schwergehalt, sehr bald in's Flache. Einige Bildhauer, die Cicciones Agnello da Fiore Giov. da Nola, die nicht zu weit über sich hinaus wollten, bilden eine rühmliche Ausnahme. Welch wundervolle Kunstblüthe aber auf süditalienischem Boden gedeihen kann, beweisen Pompeji und die Normannenkirchen.

Doch nun zwei andere Reihen, die glänzendsten Juwelen in dem Füllhorne, welches auch Neapel in die europäische Kultur ausschüttete, – Musiker und Philosophen. Sonderbar, beide haben in Süditalien eine Aehnlichkeit wie Geschwister. Beide sind sie Bahnbrecher, beide funkelnd in neuen Ideen, bei beiden sinkt aber leicht das klare Bild hinab in das dunkle Aufwogen des Gefühls. Die Musiker haben den Vortheil: ihre reiche Phantasie, ihr schwärmendes Gefühl fliegt leicht und allverständlich dahin auf der Töne Schwingen, — die süditalienischen Philosophen aber können es nicht lassen, von den allerverständigsten Schlußgliedern plötzlich zur schwindelnden Höhe aufzusteigen, wohin ihnen Keiner nachfolgt, der noch seine fünf Sinne beisammen hat.

Schon unter König Ferdinand, in der ersten Hälfte

des fünfzehnten Jahrhunderts, hatte die niederländische Schule der Musik in Neapel feste Wurzeln geschlagen. Weiß man, wieviel Lehre und Anregung auch Palästrina von dorther empfing? In Scarlatti aber stellte Neapel gleich den großen Reformator auf, und von ihm zieht sich die reichste Kette bedeutender Meister, Pergolesi Porpora Leo Durante Vinci Perez Piccini Jomelli Cimarosa Paisiello Zingarelli und vieler Anderer, bis in die Gegenwart, wo Bellini aus Catania, Mercadante aus Neapel, Donizetti und noch Mehrere den musikalischen Ruf Süditaliens hell erglänzen lassen. Ja hierin darf sich das neapolitanische Land verhältnißmäßig sogar dem großen Deutschland zur Seite stellen.

Nicht minder, als das musikalische Denken, scheint die Lust zum Philosophiren diesem Boden angewachsen. Schwerlich ließe sich noch Alles nachweisen, was an treibenden philosophischen sozialen und politischen Ideen unserer Zeit aus dem vulkanischen Süditalien herstammt: unbedeutend ist die Summe dieser Ideen sicher nicht. Das graue Alterthum zehrte und fabelte von den Geheimlehren der Pythagoräer, jenes Freimaurerbundes von Philosophen zu Kroton Metapontum und andern süditalienischen Griechenstädten, die nach philosophischen Wahrheiten das bürgerliche Leben einrichten wollten. Von Zaleukos und Archytas, von Charondas und Empedokles, den philosophischen Gesetzgebern in Lokri und Tarent, in Catania und Agrigent wurde Aehnliches berichtet. Zwischen dem Alento und dem Kap des Palinur liegen einsam am Meere höchst armselige Trümmer der noch unter den Römern blühenden Stadt Velia. Von dort ging durch Xenophanes Parmenides und Zenon jene kühne eleatische Philosophie aus, die über die

Götterwelt lachte, aber auch über die Erfahrungswissenschaft, die immer bei Stücken bleibt. Diese ersten Pantheisten stellten die Lehre auf, daß das eigentliche dauernde Weltwesen die göttliche Vernunft sei, das Alleins, welches alle Dinge und Erscheinungen durchherrsche.

Im Mittelalter stand keine Säule der Scholastik höher, als der Doktor, der mit „Engelweisheit" das lebendige Fortwirken Christi in der Kirche lehrte, der Grafensohn aus demselben Aquino, das einst den derben heidnischen Spötter Juvenal erzeugt hatte. Indessen wer weiß, ob diese ungeheure, diese spitzeste Denkkraft das System der Realisten in den festen Kettenschlüssen des Aristoteles ausgegliedert hätte, wäre nicht der heilige Thomas frühzeitig vom großen Albert in die deutsche Schule genommen? Gewiß steht seine tief ausdauernde Art und Weise einzig da unter den Neapolitanern, und Kenner sagen: Thomas habe kaum einen bedeutenden Gedanken, der nicht schon bei seinem deutschen Lehrer vorkäme.

Die entzückenden Lichtstrahlen, welche zu Ende des Mittelalters aus der wieder erweckten Philosophie Platos hervorbrachen, hatten nirgends früher und heller gezündet, als in Florenz und Neapel. Das humanistische Wirken des Valla und Pontanus hatte hier eine vielfältige Frucht getragen. Als nun die geistige Umwälzung der Reformationszeit, die alle Völker Europas ergriff, sich annäherte, so standen auf neapolitanischem Boden die Groß- und Spitzdenker auf, welche mit ihren Ideen aufstörend, zersetzend, Unerhörtes fordernd, in die Tiefe der bürgerlichen Gesellschaft wie alles Wissens hineinbohrten. Die beiden Kalabresen Telesio aus Cosenza und Campanella aus Stilo gingen im Verein mit Giordano Bruno aus Nola und

Vanini aus Taurösano den Aristotelikern hart zu Leibe. Heiß und scharf waren ihre Stöße, das alte Denksystem stürzte: als sie aber selbst ein neues aufbauen wollten, ging ihnen die südliche Phantasie mit dem Verstande durch. Der elegante Telesio verirrte sich in dem Widerstreit der physikalischen Grundkräfte mit dem wirkenden Geiste in der Natur. Der leidenschaftliche Giordano Bruno, dem Streit und Angriff zur andern Natur geworden, verstieg sich in die dunkelsten und ausschweifendsten Lehren der Neuplatoniker: seine Gedankenblitze aber kamen Descartes und auch unserm Schelling zu Gute. Campanella schwelgte im geistigen Anschauen seines Sonnenstaats, welchen man für das Ideal der Mormonen halten könnte, wenn diese jemals ein Hauch jenes unendlich tiefgründigen und edlen Kalabresen belebt hätte, der zugleich unter Italiens Dichtern einer der schönsten und gehaltvollsten war. Der geistreiche Abenteurer Vanini endete dagegen in ziemlich klarem Atheismus.

Die moderne Reihe der neapolitanischen Denker eröffnet der geniale Vico, dessen tiefsinnige Ideen über Staats- und Völkerleben erst die Neuzeit vollständiger begreift. Vor seinem scharfen Blicke verflüchtigten sich ebenso leicht die historischen Fabeln der Römer und Griechen, als sich ihm die Wirrsale der Weltgeschichte erhellten. Er durfte sein System „eine neue Wissenschaft" nennen, obwohl es nur die alte christliche war von Gottes Weltreich auf Erden. Vicos Schüler, Galiani Genovesi Filangieri Pagano, suchten seine ächt humanen Ideen auf Staat und Gesetzgebung anzuwenden. Den letzten Philosophen in Süditalien ist wie den ersten, den Pythagoräern, entschieden der sozialistische Zug angeboren, jenes Bestreben, durch philosophische Wahrheiten die menschliche Gesellschaft umzugestalten. Der

praktische Versuch, welchen diese Schule im kurzlebigen parthenopäischen Freistaat machte, endete traurig genug. Leicht heftete von jeher sich Unglück an die Solen neapolitanischer Freidenker: beides, ihr heißes Gefühl und der Sturm ihrer Ideen, trieb sie hinaus über den guten haltbaren Boden der wirklichen Dinge.

Bei dieser Neigung, sich an die gemeine harte Erfahrung nicht viel zu stoßen, ist es auch erklärlich, warum Süditalien trotz des hellen Beobachtungsgeistes seiner Bewohner doch so wenig große Männer in den Naturwissenschaften aufstellte. Der Astronom Piazzi, die Physiker Borelli, de la Porta, Luka Valerio, der Mathematiker Maurolico, der Botaniker Maranta, und eine Reihe Anderer, so Verdienstliches sie leisteten und so oft sie zuerst einen guten Gedanken hatten, verblieben doch immer in zweiter oder dritter Linie.

Auch das rechte Metall zu Staatsmännern ließ sich in den Fruchtthälern des schönen Südlandes selten antreffen. War der römische Feldher Marius aus Arpino, obgleich als Führer der Volkspartei selbst einem Sulla fürchterlich, wirklich ein Staatsmann? Fürsten, welche in dieser Kunst in Süditalien hervorleuchteten, kamen meist aus andern Ländern her. Nur Friedrich II., Robert von Anjou, Ferdinand von Aragonien waren hier gewachsen, doch auch sie aus fremder Wurzel. Sittliche Härte läßt sich diesen Fürsten nicht nachrühmen, noch weniger andern Männern, die aus dem Süden sich zur politischen Höhe emporschwangen. Wer von uns müßte nicht erst die eitlen Glanzperioden des großen Redereichen aus Arpino abschütteln, ehe er wieder natürlich schreiben lernt? Sallust dagegen aus Amiternum machte wieder im ganz besondern Stil: er schmiedete den

seinigen wie alterthümliche Erzthüren, dabei ein Virtuos in der Schilderung gräulicher Laster aus eigener gründlichster Bekanntschaft. Wie tief stehen doch Beide, Cicero wie Sallust, unter dem feinen Geschmacke Cäsars, dessen Stil die schöne Natürlichkeit adelt! Im Uebergange zur christlichen Zeit begegnen wir dem staatsmännischen humanen Wirken des vielgelehrten Kalabresen Cassiodor. Das Hohenstaufenalter zeigt uns die nicht reine Gestalt des Peter delle Vigne und die nicht erhellte des Johann von Procida. Juristen gab es in Neapel und Sizilien stets viele von glänzendem Geist, selten von großem. Der bedeutendste möchte wohl der Kalabrese Gravina sein.

Mit Cäsar Baronius aus Sora beginnen die Geschichtsforscher auf gutem Urkundenboden, Napoli Signorelli, Giannone, Tosti, Caruso, Rosario di Gregorio, Alessandro di Mea, Pecchia und noch mehrere Andere, auch Amaris so hübsch geschriebene Bücher nicht zu vergessen. Und wo ist ein Buch, das anziehender geschrieben wäre, und doch einen so traurigen Eindruck hinterließe, als Collettas Geschichte von Neapel? Ach diese Geschichte der Bourbonenzeit war so reich an herrlich aufblühenden Hoffnungen, und fast alle flatterten sie wieder zerrissen am Boden. Wir sagten es ja: das Metall zu tüchtigen Staatsmännnern fand sich im italienischen Südreich zu spärlich, deshalb seine Geschichte.

Blicken wir nun zurück auf die Reihen der Berühmtheiten Süditaliens, so fällt eine geographische Wiederholung auf. Die meisten tüchtigen Köpfe kommen aus dem oberen Liristhal, sodann aus dem halbwilden Kalabrien, sodann aus den Abruzzen, wenige aus der reichen Kampagna, die wenigsten aus dem eigentlichen Apulien. Die Wiege da-

gegen der meisten Musiker und der weichtönenden Dichter stand am Golfe von Neapel. In Sizilien sind die Sterne dritter und vierter Größe zahlreich, selten findet sich einer von zweiter, niemals von erster Größe, mit Ausnahme jedoch des griechischen Alterthums. Alle Städte der Insel theilen sich in ihren Ruhm, jedoch erscheint der Osten weit bevorzugt.

Im Ganzen gibt es doch eine ansehnliche Zahl berühmter Namen, und darunter einige der klangvollsten in der Welt.

Ei wahrlich, arm ist nicht Italiens Süden, —
Und jeder Grad, den Ihr nach Norden meßt,
Italiens Länder durch bis zu den Alpen,
Nur immer voller faßt er Geistesfrüchte,
Die hier am heißen Sonnenstrahl gediehn
Und all den Völkern süße Nahrung gaben.

So geistesschön, so wundervoll dies Land!
Wem weckt es nicht ein ewig waches Sehnen,
Der's einmal sah in seiner Herrlichkeit?
Doch ach, könnt ich's vergessen nur, das Bittre!
Der Wermuth mischt sich meiner Sehnsucht ein.
Sah ich denn nicht ein ganzes Volk versenkt
So tief in Ideale und Verbrechen,
Daß eins lebendig sproßte aus dem andern?
O welche Gräuel, welches Jammerschicksal!
Raubkrieger bleich zum Tode hingeführt,
Und Raub und Ränke überall, soweit
Dort Richter rathen und die Krieger schalten, —
Auf offnem Markt der Jugend herzvoll Stürmen,
Und tief in stiller Kammer fast verzweifelnd

Die Edelsten, die Gut und Blut geopfert,
Und Ehre selbst, und Schweiß von tausend Tagen
Und Angst von tausend Nächten, — nun wo ist,
Wo ist ihr freies stolzes Vaterland?
Ich hör nur rothbehoste Fremden lachen,
Ich seh nur Ränke spinnen, nirgends Treue,
Und Keiner, Keiner weiß, wie das soll enden.

Und nieder sank mein Haupt, und Bergeslast
Bedrückte mir die Seele. Dunkel nur,
Unheimlich Dunkel sah ich weithin wogen,
Sich wälzend von Gestade zu Gestaden.

Da, wie im Dunkel heller Klang ertönt,
Als wär es Tag, als wär der Ton ein Strahl,
So hörte ich im Innern eine Stimme,
Die zürnend rief: „Du Thor, was weißt denn du?
Kennst du der Völkerwellen letztes Ufer?
Hörst du im großen Völkerconcertiren,
Wo jedes Pause, Klang und Stürmen hat?
Sieh dort dein deutsches Land, das heißgeliebte,
In seinen Tiefen gährt's! Und blühn auch schon
Die Hoffnungsspitzen grün zum Licht empor,
Weißt Du, welch schwerer Kampf euch noch beschieden?
Doch weißt du dies: so lang das Christusbanner
Glorreich auf allen Höhn Europas weht,
So lang verknüpfte dein Land und dies wälsche
Ihr Weltgeschick. Sie blühten im Vereine,
Sie schufen beide gleich mit Jünglingskraft
In Staat und Kirche, wie in edler Sitte,
Und fielen beide tief durch innern Hader.

Besteigt das Volk der Stärke und der Milde
In neuer Macht den alten Herrschersitz,
Die schöne Schwester wird nicht draußen stehn!"

Und gern getröstet stieg vom Berg ich nieder,
Und segnete im Herzen all die Männer,
Die beider Völker Geistesströmen breit
Ein Bette gruben, daß in Eins sie flossen.

Diese Verse schrieb ich vom Monte Cassino einem der fruchtreichsten Kenner der italienischen Literatur, dem hochverdienten Erklärer und Herausgeber des Dante, Karl Witte in Halle. Und damit genug von dieser süditalienischen Frühlingsfahrt und ihren vielreichen Eindrücken. Ernstere historische Arbeiten rufen in die dunklen Archivkammern. Und dahin hoffe auch ich die köstlichste Frucht dieser kleinen Reise mitzunehmen. Denn die edelste Reisefrucht besteht nicht im Wechsel von Genuß und Anregung, wie jeder Reisetag sie unaufhörlich bringt, auch nicht im bloßen Wissenszuwachs. Auf immerdar aber leben in der Seele fort die himmlischen Bilder des Schönsten und Herrlichsten, was Natur und Kunst und Geschichte in den Ländern der Erde ausstreuten, und damit verknüpft einige ewige Ideen, die in des Geistes Tiefen dort glanzvoll emporblüheten.

Bezeugt das Heil der Stärke und der Milde.
Da weiset Wunder den alten Lorbeerkranz,
Unsterblich Schwester wird nicht weniger grün.

Und grau gestreift fliegt vom Berg ich nieder,
Und sengte zu Herzen all die Wunder,
Die selber Stifter Gleichstrahlen erreit
Ein Bild graben, daß in Stein sie sagen.

Diese Verse schrieb ich dem Wenig einem der fruchtreichsten Kenner der italienischen Literatur, dem hochverdienten Erklärer und Herausgeber des Dante, Karl Witte in Halle. Und damit genug von dieser italienischen Frühlingsfahrt und ihren vielerlei Eindrücken. Größere literarische Arbeiten ruhen in der dunklen Schreibkammer. Und daher hoffe auch ich die freundliche Nachsicht der Leser mitzunehmen. Denn die echte Reise macht bekannt nicht im Wechsel von Genuß und Wanderung, wie jeder Reisetag sie unausbleiblich bringt, auch nicht im lieben Welttheater. Auf unmittelbar aber leben in der Seele jene himmlischen Bilder des Schönen und Wahren, die Natur und Kunst und Geschichte in den Ländern der Erde ausstreuten, und damit verknüpft einige Namen, die in das Geistes Tiefen hell glänzend emporleuchten.

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).